Rast' ich, so rost' ich.

Zweiter Theil.

Rast' ich, so rost' ich.

Roman aus dem Leben

in 3 Theilen.

Von

Heribert Rau.

Zweiter Theil.

Hannover,
Carl Rümpler.
1873.

RBR
Jantz
#112
bd. 2

Sabbath-Eingang.

Es ist Freitag Abend, — Sabbath-Eingang. In dem Hause des Kaufmanns Goldstein herrscht Friede und Ruhe. Die Woche mit ihren Mühseligkeiten, ihrem Geschäftsbetriebe, ihren Unruhen und Sorgen ist vorüber, und der Ruhetag winkt.

Der Laden — Goldstein, als fleißiger, aber auch als rechtlicher und zuverlässiger Mann bekannt, handelte mit Antiquitäten, ächten und unächten Steinen, älteren Bijouterien u. s. w. — war geschlossen. Die Familie hatte sich zurückgezogen und in dem Wohnzimmer versammelt. Sonderbarerweise befand sich auch Frida Sternau unter ihr; aber sie war ja auch der lieblichen Molly Goldstein innigste Freundin und durch jahrelangen Umgang mit derselben — Goldstein's und Sternau's wohnten in einem und demselben Hause — fast zu einem Mitgliede der Familie geworden, so daß sie oft selbst in den Feierstunden im Kreise der ihr liebgewordenen Menschen,

die das anmuthsvolle Mädchen ebenfalls mit Innigkeit an ihr Herz geschlossen, weilen konnte und durfte. Goldstein und seine Familie waren aber auch nette und gebildete Leute, wenngleich sie, in religiöser Beziehung, noch dem Judenthum in seiner älteren Form anhingen.

Es war Sabbath-Eingang.

Wer kennt nicht aus Heine's „Romanzero" jene wunderbar schöne und tiefe Allegorie von der „Prinzessin Sabbath", wie sie den, im Laufe der Woche in ein gequältes Thier verwandelten „Prinzen Israel" entzaubert und ihm einen königlichen Tag voll himmlischer Genüsse bereitet, bis am Abend die schmerzliche Metamorphose für eine neue Woche der Arbeit und der Sorge naht!

Nun gilt es zu scheiden:

„Die Prinzessin reicht dem Prinzen
Ihre güld'ne Nardenbüchse;
Langsam riecht er — will sich laben
Noch einmal an Wohlgerüchen."

„Es kredenzet die Prinzessin
Auch den Abschiedstrank dem Prinzen —
Hastig trinkt er, und im Becher
Bleiben wenig Tropfen nur."

„Er besprengt damit den Tisch,
Nimmt alsdann ein kleines Wachslicht,
Und er tunkt es in die Nässe,
Daß es knistert und erlischt."

Dieser Scheidestunde des Sabbaths, der „Habdala", trat jetzt in der Goldstein'schen Familie die Antrittsstunde desselben entgegen.

Es war eine schöne, heilige und lichtvolle Scene.

In dem mit allen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens reichlich ausgeschmückten Zimmer, dessen Fenstervorhänge herabgelassen waren, brannte die silberne Sabbathlampe und sandte von ihren sieben Armen ein mildes Licht, das in wunderbar mannichfaltiger Weise die Züge der in dem weiten Gemach vertraulich vereinten Menschen erleuchtete.

Herr Goldstein — ein noch kräftiger Mann in den Vierzigern, mit intellectuellen, den orientalischen Ursprung nur wenig verrathenden Zügen, gekleidet in die Tracht eines wohlhabenden, den feineren Klassen angehörenden Bürgers — war eben eingetreten.

Der Ausdruck seines Gesichtes, auf das sich ein milder, freundlicher Ernst gelagert hatte, spiegelte die Sabbathruhe und den Frieden ab, die — mit dem Abschütteln der Werktagsorgen — in sein Herz eingezogen waren.

An dem Tische vor dem Sopha saß die Mutter, eine noch blühende Frau von vollen Formen und neben ihr Frida; während die Kinder dem Vater freundlich entgegensprangen, der sie, strahlenden Auges, mit den Worten begrüßte: „Der Engel, der mich erlöset aus allem Bösen, er segne auch euch, ihr lieben Kinder!"

Es war in der That ein reizender Anblick!

Das jüngste Töchterchen mit dem schwarzen Lockenkopfe hing sich jubelnd an des Vaters Kniee. Das kleine prächtige Wesen schien voll Freude in dem lieben Vater aufgehen zu wollen, wobei es ihn so schelmisch anblickte, daß Goldstein es emporheben und herzlich auf die Stirne küssen mußte.

Und daneben Molly, die schon zur Jungfrau erblühte Tochter, das jugendliche Haupt leise und züchtig unter die segnende Hand des Vaters beugend, . . . wie lieblich und vielversprechend! Wie gab das Schlüsselbund an ihrer Seite ihr schon den Ausdruck anmuthiger Häuslichkeit; ein sinniges Zeichen, daß das treffliche Mädchen der stets um das Kleinste besorgten Mutter, schon jetzt in der Führung des Schlüsselamtes und der Haushaltung treu beistand. Und wie schön war jene ernste Weihe, in deren wechselseitiger Ursache und Wirkung sich Religion und Familie theilen, dem lieblichen Gesichtchen aufgeprägt. Wenn sie es noch nicht weiß — die gesenkte Wimper und der von Andacht umwebte Mund beweisen es: sie fühlt, was eines Vaters Segen bedeute!

Und zwischen den beiden Mädchen der kleine pausbackige Junge, der mit Ungeduld zum Vater aufschaut. Der offene Mund und die weit aufgerissenen, strahlenden, kohlschwarzen Augen fragen: „Nun, wenn endlich wirst du mich auf deinen Arm nehmen und im Zimmer auf und ab tragen und singen?“

Aber schon ist der Wunsch des Kleinen erfüllt und der Vater intonirt dabei jenen tiefsinnig-gemüthlichen Volksgesang, welchen der altjüdische Familienvater zur Begrüßung der Engel bei seiner Heimkehr aus der Synagoge, aus welcher ihn jene in sein erleuchtetes Haus begleiten, anzustimmen pflegt:

„Friede sei mit euch, — ihr Engel des Friedens;
„Willkommen in Frieden, — ihr Engel des Dienstes;
„Segnet mich in Frieden, — vom König der Könige;
„Ziehet hin in Frieden, — dem Heiligen, gelobt sei Er!"

Es war ergreifend schön, wie Frida bei dieser ganzen Scene — von wirklicher Andacht ergriffen — mit gefaltenen Händen auf dem Sopha saß und den thatsächlichen, lebendigen Ausdruck eines glücklichen, sich in altherkömmlicher Frömmigkeit genügenden Familienlebens zusah. Frida fühlte wohl zugleich, daß ein solches Familienleben unter Juden und Christen zu einem alten, fast verklungenen Mährchen geworden sei.

Aber etwas berührte sie jetzt noch tiefer: als der Vater den kleinen pausbackigen Jungen wieder zur Erde niedergelassen, trat er zu ihr, legte auch ihr segnend die Hand auf das Haupt und küßte sie liebevoll auf die Stirne.

Es war ein Weihekuß ächter schöner Menschlichkeit, der beglückend in Frida's Herz nachzitterte; es war aber auch zugleich, Allen unbewußt, ein Kuß der Versöhnung alter und neuer Zeit. Wohnte doch in Gold-

steins Seele, obgleich noch am Althergebrachten auf dem Gebiete der Religion festhaltend, kein Haß, nichts Ausschließendes; er begriff sogar die Anforderungen der Gegenwart und ihre Berechtigung sehr gut; nur fehlte ihm der Muth und die Kraft, sich von Liebgewordenem loszureißen.

Aber liebgeworden war ihm und der ganzen Familie ja auch Frida, und wie hätte dies *nicht* sein sollen? Schon der Ausdruck sanfter Freundlichkeit in Gefühl und Worten, der ihr gutes und edles Herz nicht verkennen ließ, gewann ja Jeden, der mit ihr umging. Ist doch Güte des Herzens derjenige Vorzug, der uns nicht nur ein weibliches Wesen zur interessanten Erscheinung macht, sondern ihm auch unsere volle Neigung gewinnt. Sie allein vermag dieselbe dauerhaft zu fesseln. Alles andere wird man endlich satt; von einem guten und edlen Herzen aber — dieser Grundlage gewinnender Kindlichkeit — wird man immer angezogen werden und bleiben.

Nach der schlichten, mit einer gemüthlichen Feierlichkeit abgehaltenen Abendmahlzeit, an der Frida, wie schon häufig, theilnehmen durfte, las der Vater den 92. Psalm vor; dann sprangen die kleineren Kinder zu den Eltern und Molly zog sich mit Frida auf ihr Zimmer zurück.

Aber nicht nur jede Religion hatte ihren Cultus und ihre Geheimnisse: Liebe und Mädchenherzen haben sie auch.

Schon beim Eintreten in Molly's zierliches Stübchen erröthete Frida. Beide Mädchen hatten bis dahin kein Wort darüber gewechselt, was sie sich hier zu sagen hatten; dennoch wußten sie es recht gut; aber . . . es war eben auch ein tiefes wichtiges Mädchengeheimniß!

Und kann es ein schöneres und wunderbareres Geheimniß geben, als das der aufkeimenden Liebe in einem noch kindlichen Mädchenherzen?

Gewiß nicht!

Ist es doch bei seinem Entstehen dem eigenen Herzen, in dem es wohnt, oft noch ein dichtverschleiertes Räthsel.

So ging es auch Frida: plötzlich, wie mit einem Zauberschlage, hatte die Liebe in ihrem unbewachten kindlich reinen Herzen Wurzel geschlagen, ohne daß sie es selbst wußte, oder vielmehr, ohne daß sie es sich selbst bewußt wurde. Hohenhorst's Bild stand vor ihrer Seele, wie das ihre vor der seinen. Die Liebe lebte in ihr; aber sie war noch so zart, daß sie sich von den Gedanken an ihn, — von einem Traum, in dem sie sein Bild sah, — von einem Blick nährte, wenn er, wie dies jetzt täglich geschah, an ihrer Wohnung vorüberging. Eine solche Liebe nährt sich von Nichts . . . aber . . . ein Nichts kann sie auch zerschmettern. Und Frida und Molly wohnten in einem und demselben Hause, — und Frida und Molly hatten ihn zugleich und bei einer und derselben Gelegenheit

kennen gelernt, und Frida und Molly konnte das schöne Gedicht gelten — der einen oder der anderen . . . nur . . . hatte er es freilich Frida gereicht . . . und . . . mit einem so innigen seligen Blick. Sie schauerte unwillkürlich wonnig zusammen, wenn sie an diesen Blick dachte; aber sie wagte nicht darüber nachzudenken, was er sagen konnte, . . . mehr wie gewöhnlich jedenfalls . . . und wenn dann der Gedanke in ihrer Seele heraufdämmerte . . . sein Herz habe für sie gesprochen, dann ward sie, selbst wenn sie allein war, über und über roth, . . . dann schoß das Blut ihr in Herz und Kopf, . . . dann erfaßte sie ein Gefühl, daß sie vor Lust hätte aufjauchzen und vor Bangigkeit vergehen können.

Aber das waren nur Momente einer wunderbaren Aufregung, die sie jetzt freilich oft überkam; war sie dann wieder ruhig, so traten die eben gedachten Zweifel wieder hervor: ob die Blicke und Grüße, wenn er vorüberging, ihr oder Molly gelten möchten. Ach! Molly war so viel schöner, als sie! Ihr feingeschnittenes Gesicht, ihre tief dunkelen feurigen Augen, die dichten schwarzen Locken, die in reicher natürlicher Fülle auf ihre Schultern herabfielen, alles dies machte sie zu einem hervorragend schönen Mädchen; . . . und gut und lieb und fein gebildet war sie auch, . . . und einer wohlhabenden Familie Kind.

Bläße wechselte bei diesem Gedanken mit der Gluth in Frida's Gesicht. Wohl hatte sie eine gleich

gute Erziehung wie Molly erhalten; wohl nahm ihr Vater eine ehrenvolle, ja eine bedeutende Stellung im Leben ein, . . . aber . . . er war längst todt, und ihre Mutter hatte, bei einer zwar sehr anständigen Pension, doch auch noch mehrere Töchter außer Frida.

In solchen Momenten der Ueberlegung kam dann wohl eine tiefe Trauer über Frida; nicht, als ob in ihrem jungen Herzen das häßliche Gespenst der Eifersucht oder jenes des Neides aufgestiegen sei; wohl aber in Folge des trüben Gedankens, daß die Grüße und Blicke des alltäglich Vorübergehenden, an dem sie seit jenem Nachmittage mit so warmem Interesse hing, wirklich nicht ihr gelten könnten.

Und wenn sie nun das reizende Antlitz der Freundin suchten?

Nun dann . . . gönnte sie der so lieben theuren Jugendgespielin ihr Glück; . . . aber . . . sie wußte, daß sie dann im Stillen recht . . . traurig sein werde.

Die beiden Mädchen hatten indeß noch nicht über diesen Gegenstand mit einander gesprochen; dennoch sagte Frida heute Abend, als sie in Molly's freundliches Zimmerchen traten wunderbarerweise eine innere Stimme: daß diesmal von ihrem Herzensgeheimniß die Rede sein werde.

Und Molly hatte die Stunde zu trauter Herzensergießung trefflich gewählt, da die still-gemüthliche,

fast andächtige Stimmung von vorhin die Gemüther so recht empfänglich für gegenseitiges Vertrauen gemacht hatte.

Während aber Frida's Herz zum Zerspringen pochte und sich ein fast ängstlicher Ausdruck in ihren Zügen kund gab, lächelte Molly heiter. Der Schalk blitzte dabei aus ihren dunkeln Augen, aber so gemüthlich, daß ein Unbefangener sofort die innige, schwesterliche Freude über ein der Freundin begegnetes Glück errathen haben würde.

Molly hatte ja, da ihr Herzchen durch Hohenhorst's Erscheinung durchaus nicht in Mitleidenschaft gezogen worden war, mit ruhig-prüfendem, ganz unbefangenem Blick die Veränderung beobachtet, die mit der theueren Freundin und Jugendgespielin in den letzten Wochen vorgegangen, und da ihr scharfes Auge schon bei Ueberreichung jenes ritterlichen Minnegedichtes, aus dem Gedichte selbst, den Blicken und der Erregtheit der beiden jungen Leutchen, richtig und logisch auf dasjenige geschlossen, was sich in der That zugetragen, so war sie ihrer Sache gewiß.

Aber die Schlaue that jetzt nicht darnach. Ihren Arm um den Nacken der Freundin schlingend, plauderte sie von diesem und jenem und lächelte verschmitzt, wenn ihr Frida manchmal, in Gedanken verloren, ganz verkehrte Antworten gab. Dann zog sie die Freundin neckend auf und frug sie: „Was sie denn heute Abend eigentlich habe? und woran sie

denke?" — worauf diese jedesmal blutroth ward und ihre Unaufmerksamkeit in reizender Verwirrung entschuldigte.

„Ach, Frida!" — rief Molly jetzt, vom Sopha aufspringend und ihre schwarzen Locken schüttelnd, wie ein muthwilliges Füllen seine junge Mähne, — „ich muß dir doch auch zeigen, welch' nettes Geschenk mir Papa gestern gemacht!"

„Schon wieder?" — entgegnete die Freundin mit fast wehmüthiger Theilnahme. — „Wie glücklich bist du, einen solch' guten und lieben Vater zu besitzen."

„Ja!" — rief Molly, einen Gegenstand von dem nahen Nipptische nehmend, — „Papachen ist wirklich sehr lieb und gut. Er sieht mir geradezu meine Wünsche an den Augen ab. Vor ein paar Tagen äußerte ich einmal bei Tisch, wie schön es sei, ein sogenanntes Album für Poesien zu besitzen, um alles Treffliche, was uns in dieser Beziehung vorkommt, hineinzuschreiben. Gleich ging er hin und kaufte mir eines . . . und . . . sieh nur, wie schön und kostbar."

Und Molly legte damit ein prächtig eingebundenes Album, auf dessen äußerer Seite mit großen goldenen Buchstaben das Wort: „Poesien" prangte, vor Frida auf den Tisch.

„Wunderschön!" — sagte diese, wirklich entzückt und die Freude der Freundin theilend.

„Und hier!“ — rief die Schwarzlockige weiter, indem sie das Buch strahlenden Auges aufschlug — „hat mir Papachen auch schon etwas hineingeschrieben; aber du kannst es nicht lesen, weil es hebräisch geschrieben ist. Es sind einige schöne Sprüche.“

„Und wie heißen sie?“ — frug Frida.

Molly las:

„Vor der Thüre lauert die Sünde; nach dir ist ihr Verlangen, du aber kannst sie beherrschen.“

1. Buch Mose. K. 4, V. 7.

„Ein reines Herz schaffe mir, o Gott, und ein festes Gemüth erneue in mir.“

Psalm 51, V. 12.

und endlich:

„Es ist dir gesagt worden, o Mensch, was gut ist und was Gott von dir verlangt: Gerechtigkeit üben, Milde lieben und bescheiden wandeln vor dem Herrn.“

Micha 6, 8.

„Aber,“ — fuhr Molly fort — „ich habe auch schon Mehreres hineingeschrieben.“

„O zeige!“

„Hier: „Mutterliebe“, — dann: „das Leben flieht, das Leben jagt“ von Louise von Plönnies und hier . . . Aber, Herz, du könntest mir einen Gefallen thun!“

„Mit Freuden; welchen?“ —

„Aber wirst du auch wollen?"

„Warum denn nicht?"

„So gieb mir das Gedicht," — fuhr Molly fort, ihre Blicke mit neckischer Spannung auf Frida's Antlitz richtend — „was dir Herr Hohenhorst jüngst gedichtet und gegeben. Ich möchte es mir gar gern in das Album abschreiben!"

Frida war roth und dann rasch wieder bleich geworden und momentan so verwirrt, daß sie keine Worte zur Antwort fand.

Der Schalk triumphirte in Molly's Augen: — „Ich gebe dir es wieder!" — sagte sie dabei.

Frida rang nach Fassung, dann griff sie verlegen in den Busen, zog ein Papier heraus und gab es Molly. Es schimmerte etwas wie eine Thräne in ihrem Auge.

„Du kannst es behalten," — sagte sie zugleich mit milder, aber leise fibrirender Stimme — „es ist ja nicht für mich, sondern für uns beide und Emma bestimmt gewesen."

Aber in demselben Augenblicke fühlte sich Frida stürmisch umarmt und innige glühende Küsse brannten auf ihren Lippen. Es war Molly, die der Freundin jetzt leise in's Ohr flüsterte: „Behalte es nur, mein süßes Herz; es ist doch nur für dich geschrieben; dir auch gelten seine Grüße und Blicke und . . . soll ich's sagen . . ."

„Um Gottes Willen!" — rief Frida und hielt

der Freundin den Mund zu — „du bist nicht recht bei Sinnen!“

Diese aber rief unter der ihren Mund schließenden Hand mit dumpfer Stimme — „und . . . du liebst ihn ja wieder!“

„Molly!“ — stieß Frida fast entsetzt aus; aber den vorwurfsvollen Ton erstickten neue Küsse und die Worte: — „O du Närrchen! Warum dich verstellen?“

„Nein! nein!“ — entgegnete Frida, als hätte man sie eines Verbrechens beschuldigt — „ich denke nicht daran!“

„Und du glaubst, ich sähe es nicht?“

„Wie kannst du sehen, wovon ich selbst nichts weiß?“

„Du weißt es nicht, Süße, aber dein Herz weiß es!“

„Dann wäre mein Herz ein kindisch Ding; Jemanden achten und schätzen, ist noch nicht . . . . lieben.“

„Und lieben — ich meine lieben in Ehren ist kein Verbrechen.“

„Gewiß, er denkt nicht an mich.“

„Er denkt an dich und du denkst an ihn.“

„Wer sagt dir das?“

„Geht er nicht alle Tage am Hause vorüber und grüßt dich mit strahlenden Blicken?“

„Wenn du es nicht bist, um deren Willen er vorbeigeht und grüßt!“

„O nein!“ — rief Molly lachend — „da ich die Sache längst entdeckt, ja von dem ersten Momente an gemerkt habe, so hielt ich mich, um die Zeit seines Vorübergehens, manchmal hinter den Vorhängen verborgen. Was meinst du Herzchen, was er that?“

„Er wird dich hinter den Gardinen entdeckt haben.“

„Nein, nein! er konnte mich nicht gewahren, und grüßte ganz schön und strahlenden Auges hinauf nach dir!“

„Aus Artigkeit! Es war unrecht von mir, am Fenster zu sitzen.“

„An deinem Arbeitstisch?“

„Ich durfte nicht nach der Straße schauen. Du wirst mich tadeln und hast recht.“

„Ja, Liebchen, ich tadle dich; aber nur deshalb, weil du kein Vertrauen zu deiner Freundin hast.“

„O, Molly, nicht auch noch diesen Vorwurf.“

„Und warum gab Herr Hohenhorst an jenem Abende gerade dir das Gedicht?“

„Einer von uns mußte er es doch geben!“

„Nun freilich, und da that er recht, daß er es gerade derjenigen gab, zu der er kurz vorher gesagt hatte: Wenn Sie mir gestatten, Fräulein Frida, Ihr

Ritter zu sein, folge ich Ihnen bis an das Ende der Welt und der Zeit!"

„Reiner Scherz!" — rief Frida über und über glühend.

„In der Art und dem Tone, wie es gesagt wurde, mein süßes Närrchen, war es kein Scherz! Und wenn du dich gesehen hättest . . ."

„Verlegenheit!"

„Und wer trug denn seit jener Zeit das Gedichtchen auf seinem Herzen?"

„Molly!" — rief Frida in höchster Verwirrung und barg ihr glühendes Antlitz an der Freundin Brust.

Aber Molly drückte sie innig an sich, küßte sie auf die Stirne und flüsterte — „liebe ihn immer, Theure, und sei glücklich. Ich bin überzeugt, er ist deiner werth. Ihr Glücklichen könnt nach Eurem Herzen wählen — wir nicht!"

Da brachen die Thränen in Strömen aus Frida's Augen, aber sie schwieg und barg ihr Köpfchen noch tiefer an der theuren Freundin Brust.

So saßen sie Beide lange, lange.

Aus dem Nebenzimmer aber hörte man den Vater beten:

„Singet dem Herrn ein neues Lied; singet dem Herrn alle Welt; singet dem Herrn und lobet seinen Namen; prediget einen Tag um den anderen sein Heil; erzählet unter den Heiden seine Ehre, unter den

Völkern seine Wunder; denn der Herr ist die Liebe . . .
der Herr ist groß und hoch zu loben!"

„Friede sei mit euch, — ihr Engel des Friedens;
„Willkommen in Frieden, — ihr Engel des Dienstes;
„Segnet mich in Frieden, — vom König der Könige;
„Ziehet hin in Frieden, — dem Heiligen, gelobt sei Er!"

Kaufmann und Mime.

Auf dem Comptoir des Hauses J. C. Zehrmann und Compagnie in Frankfurt am Main war, wie alltäglich, Alles in großer, aber geräuschloser Thätigkeit.

Herr Zehrmann selbst saß — das Bild einer vollständig eingetrockneten Kaufmannsseele — mit griesgrämischer Miene und zusammengezogenen Augenbrauen an seinem Pult in dem durch ein großes Schiebfenster mit dem Comptoir verbundenen Principalstübchen und schrieb emsig. Leimgert, der alte Buchhalter, lag halb mit dem Bauche über seinem riesigen Hauptbuche und addirte große Zahlenreihen mit würdevollem Ernste.

Die Correspondenten schrieben ihre Briefe; — andere junge Leute trugen im Journal, im Commissions- und Calculationsbuche das Nöthige ein. Ein Lehrling falzte und überschrieb — versteckt gähnend — die neu angekommenen Briefe; zwei andere saßen hinter monstruösen Copirbüchern, Herr Zehrmann war

entschieden gegen die Copirpressen, als einer gefährlichen Neuerung, und copirten — halb schlafend — die neu geschriebenen Briefe, ohne zu wissen, was sie thaten und was in den Briefen stand.

Der Kassirer war, sich hinter den Ohren ärgerlich kratzend, damit beschäftigt, seine Kasse stimmen zu machen und Selbing addirte — sich auf die Lippen beißend — seine Reisespesen, die bedeutend höher ausgefallen waren, als er sie berechnen konnte und durfte, zumal die ganze Reise ein höchst unglückliches Resultat, bezüglich der einzutreibenden Gelder, geliefert hatte, wofür ihm denn auch schon ein ganz gehöriger Wischer von dem gestrengen Herrn Prinzipal geworden.

Bei all dieser Thätigkeit vernahm man kein lautes Wort. Nur die über das Papier hinfliegenden Federn kratzten eigenthümlich. Sonst aber herrschte eine wahre Todtenstille in den düsteren, eingeräucherten, völlig schmucklosen Räumen, deren einzige Zierde einige verstaubte Landkarten, Eisenbahn-Fahrpläne, und an Fäden gereihte und an Nägeln aufgehängte Wollmarkt-Berichte und Courszettel waren.

Nur manchmal öffnete sich die Thüre und der Lehrling oder Auslaufer eines anderen Hauses traten ein, einen Wechsel acceptiren zu lassen oder auch einen solchen einzukassiren; aber auch dies ging flüsternd und geräuschlos vor sich, so daß man selbst kaum den Klang von Geldmünzen vernahm, da die Zahlungen,

ihrer Hauptsumme nach, stets in Papiergeld gemacht wurden.

Makler kamen nur wenige und mußten dann oft viertel- und halbe Stunden lang schweigend und in ehrerbietiger Stellung an der Thüre des Prinzipalzimmers warten, um dann zumeist mit kurzen Worten von dem Chef des Hauses abgekappt und abgewiesen zu werden.

Das ganze Wesen hatte für einen Laien etwas Geisterartiges! Das Kritzeln und Kratzen der Federn glich dem Gelispel einer unsichtbaren Dämonenschaar, während ein phantasiereicher Kopf die Tausende von Zahlen, die hier beständig niedergeschrieben, zusammengezogen, subtrahirt und multiplicirt wurden, ordentlich wie geflügelte Teufelchen in der Luft hin- und herfahren und fliegen sah.

Uebrigens gewöhnt man sich an Alles, wenn man es Tag für Tag, und Jahr ein, Jahr aus in ewigem Gleichmaß und Einerlei durchzumachen hat: Holzhausen und Flemming z. B. befanden sich dabei auf ihren Comptoiren ganz wohl und glücklich; ja sie konnten kaum begreifen, wie man eine andere Beschäftigung treiben könne und da sie einmal für den Kaufmannstand wie geboren waren und ihr Interesse dabei fanden, lag für sie auch Leben und Sinn in demselben.

Selbing dagegen erstickte fast in dieser, seinem eigentlichen Wesen so ferne liegenden, Sphäre des

Lebens; was vielleicht nicht der Fall gewesen, hätte ihn das Schicksal in ein Geschäftshaus geführt, das von einem Mann von Geist dirigirt, von höherem Standpunkte aufgefaßt und großartig betrieben worden wäre, wie es ja deren so manche gibt.

Hier aber lastete der engherzige, maschinenmäßige Gang des Geschäftes und die namenlose Trockenheit und Pedanterie, mit der es betrieben wurde, mit Bergeslast auf des jungen phantasiereichen Mannes Seele. Wie hätte auch er, der glühende, für die höchsten Schöpfungen der Kunst schwärmende Idealist sich finden sollen in das Joch eines Standes, der vor allen Dingen ruhige nüchterne Ueberlegung, einen kalten speculativen Geist, kluge Berechnung, Ausdauer der Arbeitskraft, eine bis in das Kleinste gehende Pünktlichkeit und einen scharfen Sinn für Zahlen beanspruchte?

Und jetzt fühlte dies Selbing noch mehr als sonst, — jetzt, da er, aus dem Magazin auf das Comptoir versetzt, die Prima-Note zu führen hatte. Hier machte ihm das „Soll" und „Haben" viel, sehr viel zu schaffen, da es sich im Eintragen beständig mit den brillantesten Stellen aus klassischen Tragödien kreuzte. Daß es dabei Fehler auf Fehler und, in Folge dessen, fortgesetzte Vorwürfe, Verdrießlichkeiten und schreckliche Scenen mit Papa Zehrmann gab, ist natürlich; ebenso natürlich aber auch, daß Selbing dadurch sein Stand und seine Stellung nur noch mehr verleidet wurden.

„Wenn Sie“ — hatte erst heute Morgen wieder der gestrenge Herr Prinzipal bei einer solchen Veranlassung Selbing vor dem ganzen Comptoir-Personal zugerufen — „wenn Sie nicht ein bloßer Höcker oder Krämer werden wollen, sondern ein tüchtiger Kaufmann, so müssen Sie vor allen Dingen Ihre fünf Sinne beisammen halten und sich die Fähigkeiten aneignen, ohne welche Sie in einem Stande, der als Beförderer und Träger der Cultur zu den geachtetsten in der ganzen Welt gehört, unmöglich fortkommen können! Ich nehme Niemand in mein Geschäft wegen einem glatten Gesicht, schön geschniegeltem Haar und schlanker Figur, sondern um einen tüchtigen Arbeiter an ihm zu haben; — ich kann auch ein für allemal Niemand gebrauchen, der beständig mit seinem Geist abwesend ist und — Gott weiß wo — herumfährt. Schon früher habe ich Ihnen zu hundertmalen die verwünschte Comödianten-Declamirerei verboten und seit Sie von der miserabelen Reise zurück sind, kommt das Ding wieder. Ich sage Ihnen noch einmal, das ist nichts für das Haus J. C. Zehrmann und Compagnie in Frankfurt am Main, und wenn Sie es nicht lassen, so können Sie sich trollen!“

„Ja!“ — sagte Leimgert — „können Sie sich trollen, ja! Nichts für das Haus J. C. Zehrmann und Compagnie in Frankfurt am Main, ja! . . . durchaus nichts, — ja!“

Selbing biß sich auf die Lippen und zerknitterte

unter dem Pult, an dem er saß, einen Brief, den er eben erst erhalten, um Buchungen daraus zu machen. War er doch in der That über sich selbst ärgerlich; er hatte Maxen in einer Lage getroffen, die ihm Schamröthe in's Gesicht getrieben und seine Seele mit Mitleid und Trauer erfüllt hatte. Wie war der Freund gesunken! Welche jammervolle Stellung nahm er in der Welt ein! War das Kunst? war das ein Streben, wie es einem Manne würdig? Und wie sollte ein solches Leben enden?

Die schauerlich-elende Comödianten-Wirthschaft, auf und außer der Bühne, wie er sie dort kennen gelernt, erfüllte ihn — wenn ihn auch Maxens Leichtsinn für Momente selbst mit in den Strudel hineingezogen hatte — doch nachgerade mit dem tiefsten Unwillen. Er war, wie alle exaltirte Menschen, nahe daran gewesen, sofort das Kind mit dem Bade auszuschütten und einer Laufbahn ganz zu entsagen, die möglicherweise auf solche Abwege führen konnte. Allein dieser Ansatz zu einem Entschluß verflüchtigte sich doch gar schnell wieder, sobald er allein und von Maxen und seiner Gesellschaft entfernt war. Die treffliche Aufführung des Schiller'schen Drama's „Wilhelm Tell" auf der Mannheimer Bühne, der er beigewohnt, entzündete seinen Kunst-Enthusiasmus sodann wieder auf das Aeußerste, so daß die Idee — Schauspieler, d. h. wahrer Meister in dieser Kunst, — zu werden, jetzt seine ganze Seele auf's Neue erfüllte.

Er sah sich, seit jener Mannheimer Aufführung, im Geiste beständig als Melchthal, so daß, wenn ihn Jemand nach seinem Namen, oder nach der Firma seines Hauses frug, — oder darnach: ob er Hunger habe, — oder nach sonst irgend einer Sache . . . er stets die Hand vor die Augen drückte und mit sanfter, von Thränen erstickter Stimme rief:

„O, eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges. — Alle Wesen leben
Vom Lichte, jedes glückliche Geschöpf —"

„Aber Himmelsapperment-Donnerwetter!" — rief bei einer solchen confusen Antwort der Magazinier Strudel — „sind Sie denn auf der Reise verrückt geworden? Ich bitte Sie, mir aus der Prima-Nota zu sagen . . ."

Selbing starrte den kleinen Verwachsenen groß an. Dann fuhr er fort:

„Die Pflanze selbst kehrt freudig sich zum Lichte.
Und er muß sitzen . . ."

„Wer muß sitzen?" — frug Strudel überrascht.

Aber Selbing hörte nicht (es spielte diese Scene auf dem Hofe, zwischen Magazin und Comptoir), und fuhr, immer leidenschaftlicher werdend, fort:

„fühlend, in der Nacht,
Im ewig Finstern —"

„Gott steh' uns bei!" — rief Strudel — „Sie haben wieder Ihren alten Paroxismus!"

„ihn erquickt nicht mehr
Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,
Die rothen Firnen kann er nicht mehr schauen —
Sterben ist nichts . . ."

„O ho!" — rief Strudel.

„doch leben und nicht sehen,"

„Ja, Sie werden es zu spät sehen" — meinte Strudel — „daß es so nicht mehr gut thut!"

„Das ist ein Unglück!" . . . .

„Natürlich, wenn Sie der Herr Prinzipal wegen Ihres verwünschten Paroxismus fortjagt!"

„Warum seht ihr mich
So jammernd an?" . . .

„Weil Sie und Ihre Mutter mir leid thun!" — sagte Strudel theilnahmvoll. — „Bedenken Sie doch, Herr Selbing . . ."

„Ich hab' zwei frische Augen . . ."

„Und sehen doch nichts und rennen in Ihr Verderben!"

„Und kann den blinden Vater keines geben, . . ."

„Dummes Zeug! Ihr Herr Vater ist längst todt, Ihrer Frau Mutter aber werden Sie das Herz brechen!"

„Nicht einen Schimmer von dem Meer des Lichts,
Das glanzvoll, blendend mir in's Auge dringt.
Nichts als den Stab dem augenlosen Greis!
Alles geraubt und auch das Licht der Sonne . . .“

„Je! es mag wohl ein Sonnenstich sein“ — meinte Strudel — „der Sie verrückt gemacht hat. Sie sind gewiß auf der Reise bei der Hitze manchmal mit bloßem Kopf gegangen.“

„Des Aermsten allgemeines Gut! — Jetzt rede
Mir Keiner mehr von Bleiben . . .“

„Was?“ — rief Strudel im höchsten Staunen — „Sie wollen nicht mehr in dem Ehren-Hause J. C. Zehrmann und Compagnie bleiben? . . . Sie sagen auf? Sie kündigen?“

„von Verbergen!“

„Was ist da zu verbergen? Sie sagen es ja selbst!“

„Was für ein feiger Elender bin ich,
Daß ich auf meine Sicherheit gedacht
Und nicht auf deine!“ . . . .

„Auf meine Sicherheit?“ — rief Strudel erstaunt. — „Wer sagt Ihnen, daß meine Stellung . . .“

„Dein geliebtes Haupt . . .“

„Bitte, bitte, Herr Selbing, Sie sind allzugütig . . .“

„Als Pfand gelassen in des Wüthrichs Händen!“

„Sie übertreiben, lieber Herr Selbing; streng und pünktlich sind der Herr Prinzipal, . . . auch manchmal etwas grob; . . . aber einen Wüthrich kann man ihn doch nicht nennen!“

„Feigherz'ge Vorsicht, fahre hin. — Auf nichts
Als blutige Vergeltung will ich denken!“

„Um Gottes willen!“ — rief hier Strudel entsetzt, denn er glaubte nun wirklich, Selbing sei, in Folge eines Sonnenstiches, wahnsinnig geworden.

„Hinüber will ich — — —“

„Auf's Comptoir?“ . . .

„Keiner soll mich halten!“

„Aber, Herr Selbing!“

„Des Vaters Auge von dem Landvogt fordern —
Aus allen seinen Reisigen heraus
Will ich ihn finden — Nichts liegt mir am Leben,
Wenn ich den heißen, ungeheuren Schmerz
In seinem Lebensblute kühle!“

Und mit diesen Worten stürzte Selbing, zum namenlosen Schrecken Strudels, der ihm athemlos nachrannte, ein Verbrechen zu hindern, dem Comptoire zu.

Hier freilich legte sich, bei der allgemeinen Stille und einem finster-fragenden Blicke des Herrn Prin-

zipals der Paroxismus sofort. Glücklicherweise schlug es zugleich zwölf Uhr und so knackten die diversen Pultschlüssel, die Federn wurden ausgeputzt, die Bücher zugeschlagen und von sämmtlichen Herren die nöthige Toilette zum Nachhausegehen gemacht, d. h. die verschabten und zerrissenen Comptoir-Röcke machten ihren anständigen, zum Ausgehen bestimmten Brüdern Platz.

Auch Leimgert, der würdige Buchhalter — das Inventarstück Nr. 1 des Hauses J. C. Zehrmann und Compagnie in Frankfurt am Main — wollte sich entfernen, als der Chef des Hauses ihm zurief:

„Leimgert! noch einen Moment bleiben!"

Der Buchhalter verbeugte sich und sagte: — „Bleiben, ja!"

„Er auch Strudel!" — tönte es weiter.

Strudel verbeugte sich ebenfalls und blieb.

Als alle Uebrigen das Comptoir verlassen, winkte Papa Zehrmann die beiden Zurückgebliebenen zu sich, die denn auch, mit tiefem Respect-Gefühl und etwas gebeugtem Rücken in das Prinzipalzimmer eintraten.

Der Chef des Hauses hatte indeß mit feierlicher Miene auf dem altmodischen Sopha Platz genommen. Ein längeres Schweigen verstrich; dann erhob er seine Augen auf Leimgert und sagte feierlich:

„Leimgert! Ihr seid ein alter treuer Diener des Hauses J. C. Zehrmann und Compagnie in Frankfurt am Main!"

Der Buchhalter verbeugte sich geschmeichelt und sagte:

„Wohl, Herr Prinzipal! Bin dem Herrn Prinzipal noch vom Vater mit dem Geschäft überkommen, ja! Arbeite seit vier und fünfzig Jahren im Hause, ja! seit vier und fünfzig Jahren . . . ja!"

„So ist's!" — sagte Herr Zehrmann ernst — „deshalb halte ich auch etwas auf Euch, Leimgert, und will jetzt Eure Meinung wissen."

„Viel Ehre, Herr Prinzipal, . . . viel Ehre! . . . ja!"

„Was denkt Ihr, Leimgert, von dem Selbing?"

„Daß aus dem niemals ein ordentlicher Kaufmann wird. Hat zu viel andere Dummheiten im Kopf! . . . ja!"

„Andere Dummheiten?"

„Ja!"

Ueber Zehrmann's Züge stahl sich etwas, daß beinahe einem entfernten Lächeln gleich gesehen hätte. Dann sagte er in dem alten grießgrämlichen Tone: — „Comödiantenstreiche!"

„Comödiantenstreiche, Herr Prinzipal, ja!"

„Und was denkt Ihr, was man mit dem Menschen macht?"

„Fortschicken, Herr Prinzipal! Aus dem Ehrenhause J. C. Zehrmann und Compagnie in Frankfurt am Main — entlassen . . . ja!"

„Seine Mutter dauert mich!

„Liegt sehr krank darnieder.“

„Um so mehr.“

„Wird nicht mehr lange leben . . . ja!“

„Gerade darum.“

„Dann geht er doch auf das Theater . . . ja! und wird ein Comödiant! . . . ja! . . . Comödiant.“

„Und was sagt er dazu, Strudel?“

Strudel, der bereits witterte, wie es mit Selbing stehe und daher doch nichts mehr von demselben zu hoffen hatte, . . . sich aber bei dem Herrn Prinzipal ein rothes Röckchen zu verdienen stets bereit war, machte es wie alle falschen Seelen: den Kopf noch tiefer zwischen die Schultern ziehend, lächelte er schlau.

„Nun?“ — frug Herr Zehrmann ungeduldig.

„Ich möchte dem jungen Mann in den Augen des Herrn Prinzipals nicht schaden.“

„Dummheit!“ — rief jener ärgerlich — „heraus mit der Farbe!“

„Wenn der Herr Prinzipal befehlen; aber . . .“

„Ich verlange Offenheit von meinen Leuten! Im Magazin ist gewiß manches vorgegangen . . .“

„Ja! im Magazin! . . . ja!“ — meinte Leimgert mit einem gehässigen Blick auf Strudel; denn er haßte den kleinen Verwachsenen, weil sich dieser in Folge seiner Stelle als Magazinier, seiner Aufsicht und seiner Herrschaft entzog.

Ein giftiger Blick Strudels lohnte diesen Ausfall „des alten Gestells“ — wie Strudel Leimgert zu nennen pflegte; dann sagte er, zu Herrn Zehrmann gewandt:

„Im Magazin ist nichts Unrechtes vorgegangen, Herr Prinzipal; aber . . .“

„Nun?“

„Auf der Reise!“ — versetzte Strudel mit hinterlistiger Miene.

„Was?!“ — fuhr der Chef des Hauses entsetzt auf — „auf der Reise? . . . Ich will nicht hoffen! . . . ein Repräsentant des alten Ehrenhauses J. C. Zehrmann und Compagnie in Frankfurt am Main? . . . Was ist geschehen?“

„Ja!“ — rief Leimgert mit gleichem Entsetzen — „Was ist geschehen? . . . ja!“

„Aber werden Sie nicht böse . . .“ sagte Strudel, wie besorgt.

„Zum Kukuk!“ — rief der Chef des Hauses — „wird er bald herausrücken, Strudel!“

„Nun denn: Herr Selbing hat zu . . . . einen Freund, der Comödiant ist . . .“

„Da haben wir's!“ — rief Herr Zehrmann und warf die Feder zornig auf den Pult.

„Ja!“ — stöhnte Leimgert — „da haben wir's, ja!“ . . .

„Und den hat er aufgesucht!“

„Statt seine Pflicht zu thun und die Schulden für sein Haus einzukassiren.“

„Einzukassiren . . . ja!“

„Und war mit ihm und den anderen Comödianten und Comödiantinnen . . .“

„Herr meines Lebens!“

„Mittags zusammen im Biergarten . . .“

„Im Biergarten?!“

„Biergarten . . . ja!“

„Abends im Theater . . .“

„Theater?!“

„Theater, . . . ja! — Kann mir's denken! — ja!“

„Und Nachts . . .“

„Hör' er auf, Strudel!“ — rief hier der Chef des Hauses, sein schwarzes Sammetkäppchen vor Entsetzen auf das linke Ohr schiebend.

„Und Nachts war die lustige Gesellschaft auf Herrn Selbing's Zimmer bis zwei Uhr beisammen!“

„Mich trifft der Schlag!“ — stöhnte der Alte — „und diese Schmach meinem Hause! — Ihr werdet morgen die Kasse revidiren, Leimgert!“

„Revidiren, die Kasse, . . . ja!“

„Aber es ist nicht wahr, Strudel! so weit kann sich ein Mensch vom Hause J. C. Zehrmann und Compagnie in Frankfurt am Main nicht vergessen. Es ist nicht wahr, sage ich! Wo sollte er auch die Details herhaben!“

„Von einem Weinreisenden, Herr Prinzipal, habe ich sie!“ — sagte Strudel mit triumphirender Miene. — „Ich dachte mir schon lange so etwas, da dieser Mensch, Maxen hieß er, öfter zu Herrn Selbing in das Magazin kam, und da ich wußte“ — setzte der Höckerige schmeichelnd hinzu — „wie viel dem Herrn Prinzipal daran liegt, zu wissen, wie es mit seinen Leuten steht und ich zufälligerweise mit dem Weinreisenden zusammenkam, so war ich schlau genug . . . da er im Gespräch Herrn Selbing nannte . . . diesem die Würmer aus der Nase zu ziehen“.

„Gut!“ — rief der alte Herr finster und nahm, in Gedanken verloren, drei Prisen Tabak hintereinander.

Eine Pause trat ein.

„Strudel!“ — rief er dann.

„Herr Prinzipal?“

„Er ist, wie ich sehe, treu, eifrig und schlau!“

Strudel verbeugte sich geschmeichelt.

„Ich lege ihm zur Belohnung die Woche einen Gulden zu!“

Strudel verneigte sich, mit einem höhnischen Seitenblick auf den Buchhalter noch einmal.

„Jetzt höre er, was ich ihm auftrage!“

„Ganz zu Befehl, Herr Prinzipal!“

„Von heute an überwacht er Selbing auf Schritt und Tritt“.

„Schritt und Tritt! . . . ja!“ — wiederholte Leimgert mit innerlichem Zorn.

„Und berichtet mir auf das Genaueste, was er sieht und hört. Verstanden?“

„Gewiß, Herr Prinzipal“.

„Ich aber werde meine Vorkehrungen treffen! Solche Leute kann das Haus J. C. Zehrmann und Compagnie in Frankfurt am Main nicht gebrauchen. Und damit Adieu meine Herren!“

Und der alte Herr erhob sich zürnend wie Cato. Dann ging er noch lange allein mit großen Schritten in dem Comptoir auf und ab.

Selbings Mutter war gestorben. Sie war eine sehr gute Frau gewesen; ihre Herzensgüte aber hatte sie nur zu häufig zu Schwächen gegen ihr einziges Kind verleidet.

Man sagt mit Recht: nur die Liebe kann erziehen. Darum muß denn auch die Mutter das Meiste in der Erziehung thun, da sie — durchschnittlich wenigstens — die meiste Liebe hat. Ohne Liebe bleibt das beste Erziehungssystem ein todtes Wissen; aber ohne Mäßigung und nicht von dem Verstande berathen, kann Mutterliebe auch verziehen, und thut dies nur zu häufig.

August Selbing war das einzige Kind einer glücklichen aber nur kurzen Ehe, da sein Vater frühe starb. Die Erziehung des Kindes fiel also von vornherein der Mutter zu, und diese, für die nun ihr Kind ihr Eines und Alles war, sah von nun an ihre höchste Lebensaufgabe darin: ihren Liebling glücklich zu wissen, koste es, was es wolle. So vermochte sie ihm nichts abzuschlagen, nichts zu versagen. Was das Kind und später der Knabe und Jüngling wünschte, fand rasch seine Erledigung; während die Mutter beständig darauf sann: ihren Liebling mit Freuden, Vergnügen und Genüssen aller Art zu überhäufen.

Unstreitig war damit die gute Frau auf dem besten Wege, ihr Kind für die Dauer gründlich unglücklich zu machen, hätte ihr das Schicksal nicht entgegengearbeitet und zwar durch eine überaus glückliche Charakter-Anlage bei dem Kinde selbst. August Selbing war eine edle Natur, wie seine Mutter und wie diese für alles Schöne außerordentlich empfänglich, — — empfänglich in dem Maße, wie er für alles Unschöne und Unedle eine naturwüchsige Abneigung hatte. Diese Abneigung vor allem Gemeinen und Unschönen aber bewahrte ihn davor, auf böse Wege und in schlechte Gesellschaft zu gerathen oder stieß ihn, wenn dies einmal geschehen, rasch und entschieden zurück. So erlebte die Mutter in der That Freude an ihrem Sohne und um ihn dies zu beweisen, suchte sie ihm deren immer mehr zuzuwenden. Sie zog — da ihr

die glückliche Gabe geworden, sich ein jugendliches Wesen zu erhalten — einen schönen Kreis junger gebildeter Leute, Mädchen und Jünglinge (Hohenhorst gehörte auch zu demselben), — an sich und ihn heran und wußte in diesem, mit dem Takte feiner Weiblichkeit, ein so schönes ästhetisches Leben hervorzurufen, daß sich Alle an den Abenden, an welchen man sich sah, ungemein glücklich fühlten. Man las dann — zumal im Winter — unter Anderem die dramatischen Schöpfungen unserer großen Dichter mit ausgetheilten Rollen und schuf sogar, da dies sehr gefiel, ein kleines Liebhaber-Theater — natürlich nur im engsten Kreise — auf welchem zur allgemeinen Belustigung Theodor Körners Lustspiele und ähnliche kleine Stücke aufgeführt wurden. Daß der junge Selbing dabei stets die Hauptrollen übernahm, versteht sich von selbst; um so mehr, als er wirklich ein ganz schönes Talent für die Kunst des Schauspieles zeigte, das nur durch ein zu leidenschaftliches und exaltirtes Auftragen und ein stark manierirtes Wesen litt.

Wie aber fühlte sich die gute Mutter dabei geschmeichelt; — wie strahlte sie in Glück und Seligkeit, wenn ihr August die Hauptrollen spielte und — was schon der Anstand und die Dankbarkeit erforderte — mit stürmischem Beifall belohnt wurde. Mit der größten Zuvorkommenheit sorgte sie daher auch dafür, daß der Sohn seinem Lieblingsvergnügen, dem eifrigen Besuche des öffentlichen Theaters nachkommen konnte.

Ja selbst als sie mit Schrecken gewahrte, daß die Neigung für die Schauspielkunst eine nur zu tiefe und zu ernste Richtung bei ihrem Sohne gewann, erlaubte ihr die Schwäche für ihren Liebling nicht, mit Ernst dagegen aufzutreten und der Sache mit einem Male ein Ende zu machen. Selbst bei dem unseligen Vorkommen der berüchtigten Ballenverwechselung und dem Vorhaben des Herrn Zehrmann, den jungen Selbing aus seinem Hause zu entlassen, wenn er die Comödiantenstreiche nicht aufgäbe . . . hatte Frau Selbing für ihren Sohn nur die unter Thränen zu Hause ausgestoßenen Worte: „Wenn du Ernst machen und Schauspieler werden solltest, August, dann wirst du mir das Herz brechen! und ich werde vor Kummer sterben!"

Das war die Consequenz einer, durch mütterliche Schwäche vollständig verfehlten Erziehung!

Aber das treue, wenn auch in seiner Liebe schwache Mutterherz war ja jetzt gebrochen: nicht über des Sohnes Ungehorsam, — denn August liebte seine Mutter mit aufrichtiger und dankbarer Innigkeit und hatte daher für die Lebensdauer der edlen Frau auf die Ausführung seiner heißen Lieblingswünsche verzichtet, — sondern auf natürlichem Wege und in Folge einer längeren Krankheit.

August's Schmerz war unendlich und, seiner excentrischen Natur angemessen, anfänglich fast zu wild und stürmisch. Er betrauerte die Heimgegangene wahr

und tief, denn er hatte sie mit kindlichem Herzen geliebt, und doch war er mitten in seinem Schmerz froh, daß die Gute auf dem Sterbebette nicht von ihm verlangt hatte, der Absicht, auf die Bühne zu gehen, entschieden zu entsagen! Das unerwartet schnelle Eintreten der entscheidenden Stunde war ihm zum Erretter von diesem Dilemma geworden.

Mit dem Ebben des Schmerzes und der Trauer, trat denn auch der Gedanke: der vermeintlichen Lebensaufgabe als Künstler jetzt endlich folgen zu können, immer entschiedener hervor; ja derselbe gewann an Kraft und Intensität, so oft er des Motto's gedachte, welches er und seine Clubbfreunde angenommen: **„Rast' ich, so rost' ich!"**

„Ja!" — rief er dann — „ich will nicht länger rasten, um meine schönsten Kräfte einrosten zu lassen. Um ein tüchtiger Mime, — ein ausgezeichneter und berühmter Künstler zu werden, ist es die höchste Zeit, daß ich die Sache ernstlich erfasse!"

Und er entschloß sich, die Trauerzeit noch verstreichen zu lassen; sich aber dann der Bühne mit Entschiedenheit zuzuwenden.

„Löwenschrei."

Als Selbing seinem Freunde Hohenhorst den Entschluß mittheilte: nach abgelaufener Trauerzeit sich der Bühne nun endlich ganz und entschieden zuwenden zu wollen, erschrak dieser nicht wenig. So sehr auch er, als Dichter und Mensch, die Kunst im Allgemeinen und die Schauspielkunst im Besonderen liebte und ehrte, so sehr sträubte sich sein ästhetisch-moralisches Wesen gegen den Stand; und wahrlich! die Erzählungen Selbings von Maxens Leben und Treiben waren nicht geeignet, Hohenhorst's Ansichten in dieser Beziehung zu ändern.

Selbing vertheidigte indeß seinen Entschluß auf das Eifrigste, indem er vor allen Dingen dagegen protestirte: daß man seine Anschauungen von der Schauspielkunst, ihrem Wesen und ihrer Aufgabe mit den Anschauungen Maxens von diesen Dingen auf eine und dieselbe Linie stelle.

„Du kennst ja meine Ansichten hierüber," —

sagte er mit Wärme. — „Die Schaubühne soll nicht nur unterhalten und belustigen, sondern auf den Geist und die Herzen der Menschen sittlich und belehrend einwirken. Sie lehrt Menschenkenntniß, warnt vor dem Laster und predigt Tugend anschaulicher als es von der Kanzel geschehen kann. Oder willst du mir vielleicht abstreiten, daß die Bühne die beste Schule praktischer Lebensweisheit und Menschenkenntniß sei? Und wie schärft sie den geistigen Blick, wie weitet sie die Seele, indem sie uns mit dem Walten des Schicksals vertraut macht. Ich behaupte fest und bestimmt: seit die Bühne vollkommener geworden ist, ist auch der Mensch vertrauter mit dem Menschen; während Menschlichkeit und Duldung unbedingt durch sie zugenommen haben. Wie unendlich viel Gutes stifteten z. B. in dieser Beziehung Nathan, Tartüffe, Mahomed, Saladin, Clavigo und tausend andere Stücke?"

„Sicher!" — entgegnete der Freund — „wenn nur nicht die Legion der schlechten Stücke gerade das Entgegengesetzte hervorriefe, das heißt: noch hunderttausendmal mehr das Schlechte und die Verderbniß der Menschen beförderte."

„Schlimm genug, wenn eine Direktion solche Stücke zuläßt!" meinte Selbing. — „Immerhin bleiben die besseren Bühnen Bildungsanstalten!"

„Sollten es sein, ja!" — versetzte der Freund. — „Die Masse der Menschen denkt aber anders, als wir

Aesthetiker; für sie ist und bleibt das Theater ein Vergnügungsort und die Kunst eine angenehme Unterhaltung."

„Und werden dem Publikum bei dieser angenehmen Unterhaltung nicht eine Menge Pillen beigebracht, die es sonst nicht verschlucken würde und die sehr wohlthätig auf die moralische Gesundheit der Einzelnen und des Staates wirken?" — rief hier Selbing und seine Augen leuchteten schön auf. — „Verstellung ist leider das Losungswort bei den meisten Menschen. Man will anders — das heißt besser und mehr — scheinen, als man ist; die Bühne zeigt, in diesem oder jenem Stück, Jedem einmal sein Spiegelbild mit allen Schwächen und Fehlern. Das kann und darf aber auch nur die Bühne thun. Niemand anderes dürfte dies wagen. Hier, von der Bühne herab, hören Diejenigen, welche den meisten Einfluß auf das Wohl und das Wehe der menschlichen Gesellschaft haben, fast noch allein die Wahrheit! — Hier sehen noch am ehesten die Menschen, wie sie sind; und dann — wie mächtig vermögen Dichter und Schauspieler von den Brettern herab auf die öffentliche Meinung, den Gemeingeist, die Liebe zum Vaterland, ja auf jedes große, edle und schöne Gefühl einzuwirken!"

„Nur Schade," — meinte Hohenhorst — „daß die Dichter und noch vielmehr die Schauspieler das Glas an diesem Spiegel des Lebens so oft trüben;

denn diese Prediger der Moral handeln zumeist noch weit weniger nach ihren Worten, als die Herren von der Kanzel."

„Das ist Privatsache!" — rief Selbing. — „Man muß — ich will damit durchaus nicht das Unsittliche vertheidigen oder beschönigen — den Menschen hier von dem Künstler unterscheiden. Ich bleibe dabei: die Bühne, wo sich Vergnügen mit Unterricht, und eine angenehme Unterhaltung mit der Gelegenheit zur Bildung gatten, — die Bühne, die uns so gar manchmal die wirkliche Welt mit ihren Sorgen und Lasten und traurigen Erfahrungen über der idealen künstlich geschaffenen vergessen läßt, Ruhe und Heiterkeit in die Seele des Mannes zaubert, der den ganzen Tag unter der Last seines Berufes seufzt, — die Bühne, die den Pöbel von der Sinnlichkeit des Thieres und der Roheit des Wilden zum Menschen erhebt und so sehr von gemeinen und tumultuarischen Vergnügungen abhält, daß man in großen Städten an Abenden, an welchen das Theater geschlossen ist, die Polizeiwachen zu verdoppeln pflegt, — die Bühne erscheint mir als eine der wichtigsten moralischen Anstalten des Staates. Nichts vermag zur Bildung eines Volkes so viel beizutragen, als ein gutes Theater; ja!" — rief hier Selbing begeistert — „ich unterfange mich, zu behaupten, daß ich den Bildungsgrad der Bevölkerung einer Stadt nach dem Besuch des Theaters bemessen will! Und dann," — fuhr Selbing

immer begeisterter fort — „die Kunst! die Kunst! Kann es etwas Schöneres, etwas Größeres, etwas Göttlicheres im Leben geben? Ohne Wahrheit ist das Gute nicht denkbar und ohne die höchste Ausbildung des Gefühls ist weder eine bedeutende Kunstschöpfung, noch irgend ein wirklicher Kunstgenuß möglich. Jedes Culturvolk hat zu seiner Legitimation seine Kunstgeschichte vorzuweisen, will es nicht zu den Barbaren gezählt werden. Die Kunst macht erst den Menschen zum Menschen; und der Gipfelpunkt für den Menschen ist, . . . ein Hoherpriester der Kunst zu sein!“

Die beiden Freunde sprachen noch lang und viel über diesen Gegenstand . . . Selbing mit einem an Exaltation grenzenden Feuer, so daß Hohenhorst bald einsah, daß jede Gegenrede und jedes Abrathen hier vergebens sei. Ein großer Mime zu werden war des Freundes Ideal, und da Selbing die Sache von einem hohen und edlen Standpunkte aus auffaßte und in seinem soliden Wesen und edlen Charakter die Garantie lag, daß er nie wie Maxen und Andere sinken werde, so gab sich der Freund endlich — wenn auch mit schwerem Herzen — zufrieden.

„Und nun,“ — rief Selbing überglücklich — „an die Arbeit! Mein Prinzipal darf vor der Hand noch nichts davon erfahren. Ich habe mir aber Unterrichts-Stunden in der Schauspielkunst bei unserem Löwenschrei ausgemacht, und nehme dieselben bereits

seit einiger Zeit. Es ist acht Uhr und mein Mann erwartet mich."

Und damit ergriff Selbing Stock und Hut, schüttelte dem Freunde noch einmal die Hand und eilte davon.

Herr Löwenschrei war ein alter pensionirter Schauspieler, der freilich erst achtundfünfzig Jahre zählte, aber wie ein Mensch von achtundsechzig Jahren aussah. Es war rein unmöglich, in ihm nicht auf den ersten Blick den gewesenen routinirten Komödianten zu erkennen: in Zügen, Mienen, Bewegungen, Kleidung und Sprache „Jeder Zoll ein Schauspieler!" und — da sein Rollenfach das der Helden, Könige und Tyrannen gewesen — war auch jeder Zoll ein Held, König und Tyrann! Spielte er doch noch immer Komödie, ohne es zu wissen und zu wollen, selbst wenn er allein und für sich war und bei den kleinsten und nichtssagenden Vorkommnissen. Fand er z. B. morgens beim Ankleiden einen seiner Stiefel zerrissen — was, beiläufig gesagt, fast immer der Fall war, — so konnte er sich hoch und majestätisch aufrichten und mit der Grandezza eines Königs Philipp II. und den zornigen, in Donnerton ausgestoßenen Worten: „Hinweg Elender!" den unglücklichen Stiefel so verächtlich von sich schleudern, als wolle er damit einem ganzen Parterre von Königen einen lauten Applaus entlocken. Sein Ruf:

„Kellner!“ — in allen den Kneipen, die er zu besuchen pflegte, wohl bekannt — war von Mark und Bein erschütternder Wirkung und hatte schon manchen neu eingetretenen dienstbaren Geist vor Schrecken zittern gemacht.

Uebrigens war Löwenschrei, der jetzt von seiner Frau geschieden lebte, von jeher ein Original gewesen, seiner Frau und Familie gegenüber freilich nicht im angenehmen Sinne. Oft hatte er damals, wenn er Nachts um zwölf, ein oder zwei Uhr aus dem Wirthshause, schweren Schrittes und Kopfes, nach Hause kam, die grotesque Künstlerlaune, eine seiner Rollen durchzugehen und zu probiren. Dann zündete er Lichter an, stellte — ein Parterre improvisirend — mehrere Stühle in eine Reihe und nun weckte seine Donnerstimme, gleich der Posaune des jüngsten Gerichtes, die sanft und selig Schlafenden, und Alle: Frau, Töchter und Magd mußten — gleichviel ob es Sommer oder Winter war — heraus aus ihren Betten und sich, wie sie waren, auf die Stühle setzen, und Papa Löwenschrei zuschauen und zuhören, wie er, oft Stunden lang, die Rolle des König Lear, Richard des Dritten oder Wallensteins repetirte.

Und wehe! wenn eines der unglücklichen Geschöpfe dabei eingeschlafen wäre!

Ein andermal war der Geburtstag seiner Gattin heran gekommen; das arme Weib hatte ihn längst gebeten, in eines der Zimmer neue Meubel anzu-

schaffen, da die alten fast nicht mehr zu gebrauchen waren. Welch' Entzücken erfaßte nun die gute Frau, als an dem Morgen ihres Ehrentages die herrlichsten neuen Meubel gebracht wurden und zwar mit der Beifügung: „der Herr Gemahl schicke sie zum Geburtstage!" Das ganze Haus war außer sich vor Lust und Wonne; allen Nachbarinnen, allen Glückwünschenden wurde das neuangekommene Ameublement mit stolzer Freude gezeigt und da Löwenschrei den ganzen Tag, sowie den Abend nicht nach Hause kam, so sank man, von Entzücken ermüdet, Morpheus in die Arme. Aber welch' namenloses Entsetzen, welcher Schrecken, welcher Schmerz, welche Thränen ... als in der Frühe des anderen Morgens die prächtigen Meubels, die gestern gebracht worden waren, von denselben Trägern wieder abgeholt und aus dem Hause gebracht wurden. „Er habe es ja sagen lassen," — entgegnete Papa Löwenschrei, mit der Ruhe und Größe eines Herzogs Alba, — „er schicke sie „zum Geburtstage," und ... der Geburtstag sei ja bereits vorüber!"

Armes Weib! Die Originalitäten des genialen Mimen wurden zu Dolchstichen, die dein Herz so lange zerfleischten, bis es todteswund — sich gesetzlich von dem Manne losriß ... der ... eben nur ... ein großer Mime war!

Denn das ist richtig: Löwenschrei hatte eine Glanzperiode gesehen, die freilich jetzt weit und lange

hinter ihm lag, verdunkelt durch die Folgen starken Trinkens und eines wilden und ausschweifenden Lebens überhaupt.

Jetzt, in seinem Alter, war er — wie man zu sagen pflegt — „zahm" geworden, da weder der Körper noch die Finanzen irgend welche Ausschweifungen mehr gestatteten. Auch der Ruhm als Künstler — dies ungemein flüchtige Phantom — war dahin und schon nach wenigen Jahren so gut als vergessen, da der einstige Träger desselben es nicht verstanden hatte, als sittliche Erscheinung sich die Achtung seiner Mitbürger zu sichern. Desto lebendiger standen Glanzperiode und Ruhm noch vor Löwenschrei's eigener Seele, so daß er geistig in der That noch davon fortlebte und an beiden zehrte, wie der Dachs im Winter von seinem eigenen Fett. Natürlich mußte ihn aber gerade darum der Gegensatz, der darin lag, daß er in seiner Einbildung noch immer „der große Mime", in seinem Fach ein Held und König war und die abgelebte ärmliche, comödiantenhafte äußere Erscheinung, zu einer tragisch komischen Figur machen.

Das faltenreiche, verlebte, scharf markirte Gesicht, mit den, durch die lange Uebung zur Gewohnheit gewordenen prägnanten Muskelbewegungen, die stets, selbst bei Kleinigkeiten oder heiteren Veranlassungen, das Bild eines blutdürstigen Tyrannen zeigten, — — die dünn und grau gewordenen, jetzt stets verwilderten aber immer noch gekräuselten Haare, in welche die

Hände bei jeder Gemüthsbewegung oder auch nur heftigen Phrase gewohnheitsmäßig fuhren, den Affect der Leidenschaft oder der Verzweiflung darstellend, — — die weit aufgerissenen Augen, die Donnerstimme, der komödiantenhafte, stets declamatorische Vortrag, — — die, mit einer gewissen Genialität leicht um den Hals geschlungene Binde — — die meist zerknitterte und unreinliche Wäsche und der übrige verblichene unmodische und nachlässig um den dürren Körper hängende Anzug machten ihn dabei zum ächten Typus einer verwitterten und herabgekommenen Bühnengröße.

Dennoch war Selbing nicht gerade zu tadeln, daß er dies Original zu seinem Lehrer in der Schauspielkunst gewählt, da Löwenschrei bekanntermeise bei einer großen „Routine" viele Fachkenntnisse und ein reiches Wissen im Gebiete der Schauspielkunst besaß. Nur war es schlimm, daß das komödiantenhaft starke Auftragen des Lehrers, das ohnehin schon exaltirte Wesen des Schülers nur noch steigern und zur Unnatur hinführen mußte.

Selbing hatte jetzt bereits heimlich schon eine Reihe von Unterrichtsstunden bei Löwenschrei genommen und trat eben wieder, — es war acht Uhr Abends — bei demselben ein. Die Sache war allerdings etwas gewagt, da der edle Mime um diese Tageszeit gewöhnlich schon etwas von „Duft", wie er selbst zu sagen pflegte, „umhüllt" war; allein Morgens vermochte man nicht ihn aus dem Schlaf und dem Bett zu

bringen und während des Tages blieb Selbing keine Zeit Unterricht zu nehmen; auch würde dies zu auffallend gewesen sein und sein Prinzipal durfte unter keinen Umständen von diesem entsetzlichen Vergehen gegen das Ehrenhaus J. C. Zehrmann und Compagnie in Frankfurt am Main hören. Der Entdeckung — das war sich Selbing recht gut bewußt — würden furchtbare Scenen gefolgt sein.

Was aber Selbing *nicht* wußte und *nicht* ahnte war: daß, als er sich eben um die Ecke schlich, welche in die kleine und enge Gasse führte, in welcher Mime Löwenschrei wohnte, durch die trüben Fensterscheiben einer in derselben Gasse gelegenen kleinen schmutzigen Kneipe, ein pfiffiges, schadenfroh lächelndes Gesicht schaute, — ein Gesicht, das einem kleinen verwachsenen Menschen angehörte, der sich . . . Strudel nannte.

Selbing mußte vier schmale und dunkle Treppen hinaufsteigen um in Meister Löwenschreis Zimmer zu gelangen, da dieser in einer Mansardenkammer wohnte. Die Thüre war nicht verschlossen und der Mime, wie gewöhnlich, noch nicht zu Hause. Selbing kannte dies und legte ruhig Hut und Stock ab, zog sodann die Rolle des Mortimer aus der Tasche, setzte sich in einen alten zerrissenen Sessel und fing an zu memoriren.

Wohl hatte er dies die paar ersten Male, als er hieherkam nicht gethan, da ihn damals die Neuheit des Anblickes der genialen Unordnung ringsumher zu

sehr interessirt hatte. Allerdings durchlief es ihn, den in seinem Hauswesen, seiner Kleidung und Umgebung so äußerst pünktlichen und ordnungsliebenden Menschen, damals mit einem gelinden Schauer; indeß entschuldigte er die holde Unordnung hier mit der Originalität und Genialität des Zimmerbesitzers.

Heute war der Stand der Dinge nicht besser: das sehr armselige Bett des Mimen, das, allem Anscheine nach, seit mehreren Wochen weder überzogen noch ordentlich zurecht gemacht worden war, stand noch, wie es Löwenschrei den Morgen verlassen, nur daß jetzt statt seinem Herrn ein angeschnittener Laib Brod, eine leere Flasche, ein alter Pelzschlafrock, dem fast alle Haare ausgegangen und ein halbzerbrochener Stiefelknecht auf ihm ruhten. Ein invalider Stuhl, dem höchstwahrscheinlich sein Herr in einem Anfall königlichen Zornes verächtlich das eine Bein abgetreten, lag, wie ein Sklave hingestürzt, demüthig in einer Ecke, einen alten zerrissenen Stiefel verzweiflungsvoll umarmend. Das Waschbecken, seines Inhaltes noch nicht beraubt, campirte geduldig unter dem Tische, auf welchem brüderlich: eine Mausfalle, aus deren Gitter die spitze Schnauze und die ängstlich leuchtenden Aeuglein eines unruhig hin und her laufenden Gefangnen sahen, ein Teller mit Speiseüberresten, ein zersprungenes Wasserglas und eine noch halbgefüllte Rumflasche, neben einander thronten. In der einen Ecke des Zimmers, am Fußboden — dessen Farbe

etwas undeutlich geworden und der in Folge der vielen Spuck- und anderer Flecken einer in Braun und Schwarz ausgeführten Sternkarte glich — lag ein mächtiger Haufe verstaubter und vergilbter Rollen und Bücher; außerdem hielten sich hier auch diverse Stücke schmutziger Wäsche, ein paar alte ausgetretene türkische Pantoffeln, verschiedene Tabakspfeifen und ein, in der That kostbarer, aus Ebenholz gearbeiteter und mit Perlenmutter schön eingelegter Tabak-Kasten, ein Geschenk aus besseren Zeiten, auf.

An den Wänden hingen, neben einem zersprungenen Spiegel, mehrere sehr gute Porträts ausgezeichneter Schauspieler und Schauspielerinnen. Das in den Ecken, nach der Zimmerdecke zu, einzelne Spinnen ihr Dasein in gemüthlicher Stille fristeten, gehört nicht zur Sache. Den ganzen Raum aber erfüllte eine, aus Tabaksdampf und Rumgeruch zusammengesetzte Atmosphäre.

Selbing wartete nun bereits eine halbe Stunde, als er endlich die Treppe von schweren Tritten knarren und seufzen und die gewaltige Stimme seines Lehrers rufen hörte:

„Fahret zur Hölle satanische Treppen! Wo ist mein Gefolge, daß es seinen Herrn in die königlichen Gemächer trage!"

Selbing erhob sich lächelnd und sagte, mit der Hand nach der Thüre zeigend, in gleichem Pathos:

„Durch diese hohle Gasse muß er kommen!"

In dem gleichen Augenblicke flog auch die Thüre auf und Mime Löwenschrei trat ein.

Seine Züge hatten täuschend die Maske König Lears angenommen, da er in wilder Verzweiflung, mitten im Ungewitter, auf die Haide tritt. Und in der That rief er auch mit Donnerstimme:

„Blas', Wind, daß dir die Backen bersten! wüthe! blase!
Ihr Wolkenbrüche und Orkane, gießt,
Bis ihr die Thürm' umplätschert, Wetterfahnen
Im Wasser stehen! Ihr Gedankendiener,
Schwefelumdampfte Feuer, ihr Vorläufer
Der Donnerkeile, welche Eichen spalten,
Versengt mein eisgrau Haupt! Du Donner, Allerschütterer
Schlag' platt die dicke Wölbung dieses Weltbaus!
Zerschmettere die Formen der Natur,
Vertilg' auf einmal jeden Keim, woraus
Der Mensch entspringt, der Undank!"

„Was ist Ihnen denn so Ungeheueres geschehen?" — frug Selbing lächelnd. — „Haben auch Sie, wie König Lear, über Undank zu klagen?"

„Ja, mein Sohn!" — entgegnete Löwenschrei mit schrecklicher Gebärde, indem er mit der rechten Hand wild durch sein dünnes, ohnehin schon verwirrtes Haar fuhr: „Als ich heute morgen meine Schritte nach den „Drei Haasen" lenkte, war ich noch in dem Besitz von Geldmitteln; denn ich fühlte einen Thaler zehn Silbergroschen in meiner Tasche. Und jetzt . . ."

„Ist nichts mehr darin!“ — sagte Selbing lächelnd; denn er ahnte schon was kommen werde.

„Nichts!“ — rief der Mime, und es lag in der That in diesem „Nichts!“ etwas Vernichtendes. — „Das niedere Gewürm der Sklavenseelen, welchem ich die Ehre anthat, zu einem Spielchen — zu einem unschuldigen „Lanzknecht“ — einzuladen, hat mir Alles abgenommen. . . . Alles! . . . bis auf den letzten Pfennig.“

„Nun, da kann ja“ . . . hub Selbing an; aber Löwenschrei fuhr donnernd fort:

„Du hast's erreicht, Octavio! — Fast bin ich
Jetzt so verlassen wieder, als ich einst
Vom Regensburger Fürstentage ging.
Da hatt' ich nichts mehr als mich selbst — doch was
Ein Mann kann werth sein, habt ihr schon erfahren.
Den Schmuck der Zweige habt ihr abgehauen:
Da steh' ich, ein entlaubter Stamm; doch innen
Im Marke lebt die sprossende Gewalt . . .“

„Ja!“ — fiel hier Selbing ein und nahm zwei Thaler aus seiner Tasche — „warum sollte es auch nicht wieder sprossen. Wer kann für ein Unglück! Bitte, nehmen Sie die Kleinigkeit; ich mache mir ein Vergnügen daraus, meinem verehrten Lehrer eine frohe Stunde zu bereiten.“

„Mann!“ — rief der Mime mit vor Freuden aufblitzenden Augen — „Jüngling! Kind Gottes!“

„Ein würd'ger Richter" — sagt Shylock — „ein würd'ger Richter seid ihr, das ist klar,"
„Ihr kennt das Recht, und euer Vortrag war
„Der bündigste!"...

Selbing mußte lachen. Es war nicht das erste Mal daß er seinen Lehrer auf ähnliche Weise erfreute. Aber der Alte war auch dankbar: mit der Hand durch sein Haar fahrend, schob er gleichsam alle Phantastereien auf die Seite und forderte Selbing auf, die Stunde zu beginnen. Löwenschrei ließ sich dabei mit Würde auf den alten Sessel nieder, und Selbing reichte ihm die Rolle des Mortimer.

„Wir stehen also am sechsten Auftritt des dritten Aufzugs: Mortimer und die Königin Maria Stuart!" — sagte Löwenschrei. — „Jetzt gilt es, junger Mann;... es ist die Hauptstelle eures Parts. Ich werde die Maria übernehmen. Aber aufgepaßt,... nicht allzusehr übertrieben!"

„Aber Mortimer ist exaltirt bis zum Wahnsinn!" — meinte Selbing — „da kann doch kaum von einer Mäßigung die Rede sein."

„Nur so weit," — sagte Löwenschrei ernst — „als die Kunst alles mäßigen muß. Ein im Wahnsinn tobender und rasender Mensch ist sicher eine höchst unschöne Erscheinung. Die Aufgabe des Darstellers des Mortimers ist es daher, dieses wilde und verzweiflungsvolle Aufflammen einer tollen Liebe immer noch in den Schranken des Schönen zu halten. Da

hätten Sie mich sehen sollen, junger Mann, in meiner Jugend; . . . aber setzen Sie sich einmal hier auf den Thron-Sessel; . . . ich will Ihnen die Rolle vorspielen!"

Die beiden Männer wechselten Plätze und Rollen und Löwenschrei — mit einer Miene, wie man sie nicht verzweifelter machen konnte und mit beiden Händen rechts und links durch die Haare fahrend, begann.

Es war unendlich komisch den alten grauköpfigen Menschen die Rolle dieses jugendlichen Schwärmers spielen zu sehen. Der alte Mann hatte vergessen, daß nahe an vierzig Jahre zwischen jetzt und der Zeit lag, da er selbst Mortimer auf den Brettern dargestellt. Die heftige leidenschaftliche Stimmung von damals schlug gerade in denjenigen Fehler um, den er vorher selbst gerügt hatte. Dennoch blitzte auf Momente die alte Genialität hindurch.

Als er geendet und Selbing das nöthige Lob gespendet, — es giebt ja bekannterweise nichts Eitleres auf der Welt, als die Künstler der Bühne, — trat er an den Tisch und sagte:

„Jetzt, mein Sohn, einen Schluck dieses Feuerweines zur Labung der Seele und zur Kräftigung des Körpers. Es ist das Edelste, was die Erde trägt!"

Und damit goß er das zersprungene Wasserglas halb voll Rum und trank es — da Selbing das Angebotene mit stillem Entsetzen zurück wies — auf einen Zug aus. Im Begriff aber es eben wieder

nieder zu setzen, gewahrte er die Mausfalle mit dem kleinen Gefangenen, der ängstlich an dem Drahtgitter hin und her schnupperte.

„Ha!“ — rief er zugleich mit triumphirender Miene — „haben wir dich, kleiner Räuber?“ — und die Falle hoch emporhebend, brach er mit Pathos in die Worte aus:

„Ja, ich bins der Unglückse'ge!“ ꝛc. ꝛc.

„Aber nein!“ — rief er dann — „wir wollen dir nicht fluchen, noch uns're Hände mit deinem Blut beflecken. Unsere Laune ist heute Großmuth:

„Erfahre uns'ren königlichen Sinn!
Der Gnade Licht, es leuchte dir;
Statt grausem Tod soll dir die Freiheit werden!“

Und mit diesen Worten öffnete er die Klappe und ließ das überraschte Thierchen mitten in das Zimmer springen, das denn auch rasch durch eines der Löcher entsprang, deren der Fußboden genug zeigte.

Selbing konnte sich des Lachens nicht enthalten; der Mime aber schritt ernst und würdevoll dem Sessel zu, als habe er eine Heldenthat vollbracht, und ließ nun seinen Schüler die Rolle beginnen:

„Ich hörte Alles.
„Du hast gesiegt! du tratst sie in den Staub!
„Du warst die Königin, sie der Verbrecher!
„Ich bin entzückt von deinem Muth, ich bete
„Dich an . . . .“

„Ruhig!“ — rief hier die Stimme Löwenschrei's —, „sonst sind wir keiner Steigrung fähig!“

„Ich bete
„Dich an: wie eine Göttin groß und herrlich,
„Erscheinst du mir in diesem Augenblick!“

„Gut!“ — rief der Mime und brachte das Stichwort: „O rede, Sir!“

Selbing schaute nach der Stelle, wo er sich Maria dachte, mit glühenden Blicken und fuhr fort:

„Wie dich der edle königliche Zorn
„Umglänzte, deine Reize mir verklärte!
„Du bist das schönste Weib auf dieser Erde!“

„Halt!“ — rief Löwenschrei dazwischen — „das Pulver nicht zu früh verschießen! Wir brauchens noch für später!“

Aber Selbing war einmal im Eifer und in einer Art heiliger Extase; immer mehr steigerte sich die Leidenschaft, — immer wilder und verlangender rollten seine Augen, — immer höher stieg der Pathos, bis er mit einer Stimme, die die Fensterscheiben klirren machte, rief:

„Was ist mir alles Leben gegen dich
„Und meine Liebe! Mag der Welten Band
„Sich lösen; eine zweite Wasserflut
„Herwogend alles Athmende verschlingen . . .
„Ich achte nichts mehr! Eh' ich dir entsage,
„Eh' nahe sich das Ende aller Tage!“

Aber es nahte sich etwas ganz Anderes; denn die Thüre wurde leise geöffnet und ein hämisches Gesicht

schob sich zwischen sie; — ein zweites, fahl und aschgrau vor Entsetzen, folgte.

Löwenschrei murmelte das Stichwort: „sie verscheuchen mich!“

Selbing aber, den Ausdruck stillen Wahnsinns in den Blicken, rief:

„Das Leben ist
„Nur ein Moment, der Tod ist auch nur einer!
„Man schleife mich nach Tyburn, Glied für Glied
„Zerreiße man mit glüh'nder Eisenzange,
„Wenn ich dich, Heißgeliebte, erst umfange . . .

Und mit diesen Worten breitete er die Arme aus und — sich mit heftigen Schritten der Gegend der Thüre zuwendend, wo er sich die unglückliche Königin dachte — schrie er mit dem letzten Aufwand seiner Kräfte:

„An dieser Brust,
„Auf diesem liebeathmenden Munde . . .“

aber das Wort erstarrte ihm in demselben, denn die Thüre ging auf und er umschlang . . . seinen Prinzipal, Chef des Hauses J. C. Zehrmann und Compagnie zu Frankfurt am Main. Hinter demselben aber stand mit höhnischer Miene Strudel. Selbing fuhr, wie von einer Schlange gestochen, aus seiner Umarmung zurück; Löwenschrei hatte sich erhoben. Eine Pause tiefen Schweigens folgte.

„Er ist verrückt geworden!“ — sagte endlich der alte Zehrmann mit zitternder Stimme — „und ich . . .

bin . . . des Todes! Geb' er mir . . . einen Stuhl . . . Strudel!"

„Herr Prinzipal" . . . stammelte Selbing, aber der alte Herr winkte zu schweigen.

Löwenschrei war an den Tisch getreten, hatte das Glas mit Rum gefüllt und reichte es jetzt mit den Worten: — „Thut einen Zug aus meines Trinkhorns Tiefen, mein edler Lord, er wird des Lebens Springfluth rasch erneuen!" — Herrn Zehrmann dar. Dieser aber mit Entsetzen das Glas zurückweisend, rief empört: „Herr Gott! auch er ist verrückt! Hinweg mit eurem Gift! Wo sind wir hingerathen, Strudel? ... in's Narrenhaus oder in eine Säuferhöhle?"

„Bitte um Vergebung, Herr Prinzipal!" — flüsterte Strudel, über die Lehne des Stuhls gebeugt, seinem Herrn zu: „Wir sind auf dem Zimmer des alten Komödianten Löwenschrei, woselbst der saubere Herr Selbing eben Unterricht in der Komödianterei empfängt."

„Herr Zehrmann" — hub hier Selbing in ruhigem und bescheidenem Tone an — „ich glaube nicht, daß hier der Ort einer angemessenen Auseinandersetzung ist. Lassen Sie uns die Sache schriftlich abmachen."

„Unnöthig!" — entgegnete Zehrmann mit finsterer Miene — „hier ist nichts mehr abzumachen. Sie sind aus dem Ehren-Hause J. C. Zehrmann und Compagnie in Frankfurt am Main entlassen und betreten meine Schwelle nicht mehr!"

„Komödiantenvolk können wir nicht brauchen!“ — setzte Strudel höhnisch hinzu; aber in demselben Augenblicke schrie er auch laut auf; denn mit den Worten: — „Elende Hundeseele! fliege hinab in den Staub, wohin du gehörst!“ — hatte Löwenschreis immer noch starke Faust den Höckerigen beim Rockkragen ergriffen, in die Höhe gehoben und zu der noch offenstehenden Thüre hinausgeworfen; schreiend und jammernd hörte man ihn die Treppe hinunterkollern.

Der alte Zehrmann sprang auf und folgte, bleich wie der Tod, mit wankenden Knieen und zähneknirschend seinem Factotum.

Selbing athmete tief auf und rief: „die Würfel sind gefallen . . . ich bin frei!“ — Mime Löwenschrei aber sagte gar nichts, sondern trat an den Tisch und trank mit Gemüthlichkeit das Glas Rum auf einen Zug aus.

„Gut Heil!“

In Frida Sternau's ruhiges und still häusliches Leben hatte ein Ereigniß, das sie freudig und doch auch zum Theil peinlich berührte, einen rascheren Wogenschlag gebracht. Ihre Freundin Molly Goldstein war Braut geworden. Die Hochzeit sollte schon in wenigen Wochen stattfinden, da der Bräutigam, ein junger, sehr reicher Kaufmann aus Hamburg, bald nach der Verehelichung eine Geschäftsreise nach Amerika anzutreten gedachte.

So sehr und so aufrichtig sich nun Frida gefreut haben würde, ihre Herzensfreundin als junge Frau glücklich zu sehen, so schmerzlich berührte sie der Gedanke: sich von ihr trennen zu müssen; so drückend lastete es auf ihrer Seele, daß das gute reizende und liebe Mädchen nun einem Manne die Hand reichen solle, den sie nie zuvor gesehen und der, seiner Photographie nach, in der That häßlich zu nennen war.

Molly hatte ihr die große Nachricht von ihrer

Verlobung, — die brieflich abgemacht worden, — unter stillen Thränen mitgetheilt und diese Thränen waren noch reichlicher geflossen, als sie — ihr reizendes Gesichtchen an dem Busen der Freundin verbergend — Frida das Bild des Mannes hinreichte, an dessen Seite sie nun ihr ganzes weiteres Leben .... als „Gattin" .... verbringen sollte.

Rosenthal, so hieß ihr Bräutigam, war allerdings reich ... sehr reich! Er sollte auch, wie der Vater versicherte, ein guter, rechtlicher, solider Mensch und ein ausgezeichnet tüchtiger und fleißiger Kaufmann sein; ... aber war dies genug für ein zart und tieffühlendes Mädchenherz? Dennoch hatte Molly kein Wort der Gegenrede, das den theuren Vater, die treue Mutter hätte schmerzen können. Sie wußte, daß es ihre Eltern gut mit ihr — herzlich gut — auch bei dieser Heirath meinten und kannte den üblichen Hergang bei solchen Angelegenheiten ihres Stammes. Freilich war sie todtenbleich geworden, als ihr der Vater die Nachricht eröffnet und zugleich die prachtvollen überaus reichen Brautgeschenke vor ihr ausgebreitet; — freilich war sie der Mutter weinend an das Herz gesunken; aber sie bezwang sich rasch ... und beugte in kindlichem Gehorsam ihr reizendes Köpfchen unter des Vaters segnende Hand. Nur bei der Freundin — und zwar auch hier nur, wenn sie mit Frida allein war, — schüttete sie ihr Herz aus: aber nicht klagend gegen die Eltern oder das Geschick,

nur den alten Gebrauch bedauernd, der bei ihrem Volke so manches Mädchen bei Gelegenheit der Verheirathung zur reinen „Waare", und die Ehe zu einem Handelsgeschäft mache, — ohne freien Willen, — ohne Liebe, — ja selbst oft mit Widerwillen von Seiten der Braut. Molly pries dabei die neue Zeit, die doch glücklicherweise auch hierin Bresche geschossen und für gar manches Mädchenherz Freiheit gebracht habe. Frida theilte recht innig und aufrichtig den Schmerz der Freundin, zumal ihr, nicht wie Molly, das unbedingte Abhängigkeitsgefühl gegenüber den Eltern angeboren war.

So rückte die Zeit der Verheirathung heran. Rosenthal kam an und wurde von der Braut wenigstens nicht unfreundlich empfangen. „Ich werde mich an ihn gewöhnen!" — sagte sie zu der Freundin: — „Er ist ein Geschenk, das mir mein lieber Papa gegeben; ich muß es mit kindlichem Gehorsam hinnehmen!"

Jetzt aber ließ der Taumel der nun folgenden Festlichkeiten überhaupt kein Nachsinnen mehr zu. Fräulein Goldstein, mit Geschenken, Schmuck und prachtvollen Stoffen überhäuft, glänzte — trotz ihrer angebornen Bescheidenheit, die sie indeß auch jetzt nicht verließ, — wie eine Fürstin. Wo sie mit ihrem Bräutigam in glänzender Equipage anfuhr und ausstieg, blieb man stehen die wunderbar schöne Erscheinung zu bewundern; freilich mit Achselzucken und

einem spöttischen Lächeln für den, zwar sehr eleganten aber auch sehr häßlichen Bräutigam.

Frida zu sehen, blieb Molly mit dem besten Willen keine Zeit mehr. So kam der Tag der Hochzeit heran, auf welche, wie sich von selbst versteht, auch Frida Sternau eingeladen war. Da die Räumlichkeiten in dem Hause, welches die Goldsteins bewohnten, für die vielen eingeladenen Gäste zu klein waren und Rosenthal ohnedem im „Russischen Hof" — dem feinsten und nobelsten Gasthofe Frankfurts — logirte, so sollten die Festivitäten hier abgehalten werden.

Der Tag der Hochzeitsfeier war erschienen. Die Masse der eingeladenen Gäste hatte sich versammelt; unter ihnen befand sich auch Frida Sternau. Sie war, was sonst bei ihr nicht der Fall, bleich und verlegen. Aber die Hochzeitsfeier Molly's war ja auch, da diese ihrem jungen Gatten nach Hamburg folgte, so gut als die Todtenfeier ihrer Freundschaft mit dem lieben herzigen Mädchen; — und dann: so hüsch und reizend Frida in ihrem besten Schmucke aussah, es ward ihr doch fast bange unter all den überaus reich und kostbar geschmückten Damen, die in Seide und Schmuck aller Art starrten.

O hätte sie doch unter den Männern nur zwei Augen gewahren können, die mit Entzücken an ihr hingen . . . ihr hochklopfendes Herz wäre getröstet gewesen!

Die Handlung fand jetzt statt und zwar, da die Goldstein'sche Familie der älteren jüdischen Partei angehörte, im sogenannten „Schulhof"; denn die Verheißung an Abraham: „Ich will deine Nachkommen sein lassen wie Sterne des Himmels", gebot, daß die Trauung unter Gottes freiem Himmel im Anblick der Synagoge vollzogen werde, auf deren Ostmauer, in Form des mysteriösen pythagoräischen Doppeldreiecks, „Schild Davids" genannt, der „Stern" sich befand, an welchem, zur Dämpfung des Festjubels, der Bräutigam das Glas zerschellen mußte. In der Mitte desselben stand in Abkürzung der Festruf: „Massol-tof!" („gut Heil!") und in den Seitenfeldern die frohe Verheißung des Propheten: „Stimme der Wonne, Stimme der Freude — Stimme des Bräutigams, Stimme der Braut!"

Das junge Paar trat jetzt heran. Frida's Herz zuckte freudig und doch auch wieder schmerzlich zusammen. War dieser, für das ganze Leben der theuren Freundin so wichtige Moment ein Morgenstern des Glücks oder der Abendstern desselben?

Molly sah — mit dem Bräutigam unter der „Chuppa", dem von Knaben gehaltenen schirmenden Baldachin, der ihnen das Haus darstellte, — bleich, aber wunderbar schön aus. Ihr fein geschnittenes Gesicht, von dem Gebetmantel umschlossen, hatte in diesem Augenblicke etwas rührend Bezauberndes, zumal die gesenkten tief-dunkeln, sonst so feurig und neckisch

blickenden Augen von den langen schwarzen Wimpern, durch die sich eine Thräne stahl, verschleiert wurden.

Frida war es, als sollte die Theure mit all der Pracht zum ewigen Schlafe in den Sarg gelegt werden. Und konnte der Gebetmantel, der die Häupter des Paares deckte, und sie, die nun Zusammengehörigen, von der Welt schied, nicht ein Scheiden von allem Lebensglück bedeuten? . . . . und umschloß die Taille der Holden nicht die goldene „Siblonos-Kette", eines der Brautgeschenke des Bräutigams, die er ihr — wie sie ihm — vor der Trauung gereicht, zur Mahnung, daß es goldene Bande sind, welche sie verknüpfen, aber . . . doch immer Bande, die Freiheit auf immer beschränkend!

Der Rabbiner las nun den Trauungsbrief vor, an den er wenige, aber herzliche und wohlgemeinte Worte knüpfte, von welchen indeß Frida vielleicht mehr hörte, als die Braut selbst. Es war ihr dabei unaussprechlich seltsam zu Muthe: fast . . . fast . . . als stünde sie selbst vor dem Altare. Ihr Herz pochte stürmisch, ihr Busen wogte; — sie mußte sich an den nächsten festen Gegenstande halten, um nicht zusammenzusinken. Die zwei Augen, die verstohlen aber voll inniger Liebe zu ihr herüberschauten, sahen es wohl; . . . und er . . . sollte ihn nicht derselbe selige Gedanke durchzucken, der Frida jetzt das Blut zu Kopfe trieb, so daß es glutroth in ihre Wangen schoß?

Wunderbar! diese Gluth reifte — wie die Sommer-

glut die Früchte des Feldes — einen bis dahin noch immer furchtsam schwankenden Entschluß in Hohenhorst's Seele.

Jetzt trat der feierliche Moment ein, in welchem der Rabbiner den Bräutigam auf die Bedeutung der Handlung selbst hinwies, indem er ihn zugleich aufforderte, den Trauring, das Sinnbild der „Kidduschin" — der heiliginnigsten Vereinigung — an den emporgehaltenen Finger der Braut mit den Worten zu befestigen: „Hiermit bist du mir heilig verbunden nach dem Gesetze Moses und Israels!"

In dem gleichen Momente streiften zufälligerweise Frida's Blicke über die ihr gegenüberstehende Gruppe der Anwesenden hin und — — sie hatte Mühe, einen freudigen Aufschrei zu unterdrücken — trafen die Blicke Hohenhorst's. Beide glückliche Menschen überflog Purpurröthe; . . . aber . . . o Himmel! . . . was lag in diesen Blicken. Ein Strahl des Lichtes von Auge zu Auge und sie wußten, was sie sich zu fragen noch keine Gelegenheit gehabt hatten, auch nicht zu fragen gewagt haben würden: daß sie sich gegenseitig herzlich und innig liebten.

Die Handlung war vorüber; man drängte sich beglückwünschend um das junge Paar; dann entströmte die festlich schimmernde und glänzende Menge der Synagoge, um sich bei dem „Empfang" im „Russischen Hofe" wiederzufinden.

Der Empfang war ein glänzender. Goldstein's hatten viele Bekannte und Verwandte und der junge Rosenthal, dessen elterliches Haus in vielfacher Geschäftsverbindung mit Frankfurt stand, sah sich genöthigt ebenfalls eine nicht unbedeutende Zahl Einladungen ergehen zu lassen. Dabei suchte der junge Ehemann den Schatten, den seine äußerliche Erscheinung über die Verbindung warf, durch den Glanz, den er dem Feste gab, zu verwischen. Die zu dem Empfang hergerichteten Zimmer des „Russischen Hofes", sowie den wunderschönen breiten Aufgang schmückten die herrlichsten Blumen und Pflanzen, prächtige Teppiche waren überall ausgebreitet, während in dem schönen Marmorsaale eine von Krystall und Silber schimmernde und blinkende Tafel die reichgeschmückten Gäste schon im Voraus zu einem luculliſchen Mittagsmahle einlud.

Oft erklang jetzt der Festgruß „Massol-tof!" und selbst der althergebrachte Spaßmacher, welcher, im Auftrage des religiösen Gesetzes, „zur Belustigung von Bräutigam und Braut beizutragen hat", fehlte nicht; nur trat er hier nicht in Narrenkappe und Harlekinsjacke auf, sondern in Gestalt eines, fast über die Maßen feingekleideten jungen Stutzers und Witzboldes. Es war ein naher Verwandter der Braut, der sich denn auch nicht wenig auf seine Witze einbildete. Und in der That, als die ersten formellen und steifen Beglückwünschungen bei dem unvermeidlichen Umherreichen von Chocolade, süßen Weinen und Confect vorüber

war, — man an der Tafel saß und der Champagner das Blut rascher im Kreise trieb, gelang es denn auch dem modernisirten feinen „Lustigmacher" mit seinen, allerdings manchmal etwas derben Witzen das Zwerchfell des jungen Paares und der Gäste weidlich zu erschüttern. Molly war jetzt wieder das heitere neckische Wesen von früher. Die Sache war geschehen; sie sah ihre Eltern glücklich, — fühlte sich als die junge Frau eines reichen, äußerst aufmerksamen Mannes, — ward beneidet, glücklich gepriesen, — schimmerte wie eine kleine Königin . . . warum dem Unabweisbaren nicht gefaßt und heiter in's Auge schauen? Und ward es denn nicht immer lustiger und ausgelassener an der Tafel je mehr der edle Champagner die Köpfe erhitzte und die Herzen erschloß? Und erreichte denn die Heiterkeit nicht ihren Höhepunkt, als, nach vollendeter Tafel, — es ging schon auf den Abend zu — der modernisirte „Lustigmacher" zum allgemeinen Jubel — einen alten Hut auf dem Kopfe und einen verschabten Rock an, die Geige an den Hals gesetzt, den Kopf nach neben gebogen, — plötzlich als „Lächem"-Geiger eintrat und mit wirklicher Komik den „Chuppa-Nigun" spielte oder vielmehr auf seinem Instrument kratzte, jenen traditionellen Trauungsmarsch, welcher schon den Töchtern Jerusalems „an ihrem Hochzeits- und Herzensfreudentage" die Seelen entzückt hat.

Und die Wogen der allgemeinen Heiterkeit gingen immer höher, und als nun die Lichter an den Lüstern

und Kandelabern flammten, die Tafel im Marmorsaale abgetragen und weggeräumt war, da kam es unter dem munteren jungen Volke auch noch zum Tanze; während in den Nebenzimmern die älteren Herren an den Tischen sitzen blieben, von Geschäften und Coursen sprachen und sogar eine neue Heirathspartie zwischen den Vätern zweier Anwesenden abgeschlossen wurde.

Die junge Frau, die Königin des Festes, war natürlich sehr in Anspruch genommen; dennoch gedachte sie mehr als einmal ihrer theueren Freundin, der holden Frida und Hohenhorsts; — aber ihre Blicke suchten beide vergebens; und daß Letzterer hier war, war doch nur ein Complott, das ihr seelengutes Herz gegen die Herzen der beiden Anderen geschmiedet. War doch dadurch Beiden Gelegenheit gegeben, sich endlich einmal zu begegnen und . . . vielleicht auszusprechen.

Molly hatte zu diesem Zweck, mit Zustimmung ihres Bräutigams, auch an Hohenhorst eine Einladung ergehen lassen und diese mit ein paar freundlichen Zeilen begleitet, in welchen sie auf scherzhafte und liebenswürdige Weise, Ritter Lohengrin aufforderte — da auch Frida Sternau zugegen sein werde — sein Wort in Ehren zu halten: „Wenn Sie mir gestatten, Fräulein Frida, Ihr Ritter zu sein, folge ich Ihnen bis an das Ende der Welt!“

Hohenhorst verstand den Sinn dieser Worte und die Bedeutung der Einladung sehr gut; nahm daher

auch die letztere um so freudiger und dankbarer an als ihm ja sonst keine Gelegenheit geboten war, sich dem geliebten Mädchen zu nähern.

Tief erröthend gab er dies auch leise der jungen Frau zu verstehen, als er ihr, bevor man zur Tafel ging, seine Glückwünsche darbrachte.

Die junge hübsche Frau lächelte auf eigene Weise; bedauerte, sich von Frida, der ihr so theuer gewordenen Freundin, trennen zu müssen; gab sich dabei aber der Hoffnung hin, daß das gute liebenswürdige Kind bald ein anderes Herz finden möge, das ihr das ihre mehr denn ersetze. Schließlich, sich freundlich abwendend, flüsterte sie Hohenhorst zu: „Nun, mein Herr, ich hoffe, Sie vergessen Ihren Ritterdienst nicht, und führen Frida zur Tafel!“

Daß sich der Ueberglückliche dies nicht zweimal sagen ließ, versteht sich von selbst, wie denn auch, daß sich Frida nicht sträubte, ihrem Ritter zu folgen. Aber nicht an der großen Tafel im Marmorsale, die für die Näherberechtigten bestimmt war, nahmen sie Platz, sondern an einem der kleineren Tische, die man in den Nebenzimmern gedeckt hatte. Das kostbare Diner wäre übrigens für sie unnöthig gewesen. Beide aßen fast nichts; desto mehr wurde zwischen ihnen geflüstert, wobei das hübsche Mädchen oft genug ungemein verlegen darein sah und roth wurde; — und doch glänzten Frida's seelenvolle Augen in stillem Glück und Freudigkeit, wenn sie dieselben einmal aufschlug.

Der Tanz hatte längst begonnen und lustig drangen die Töne der Musik durch alle Räume. Es ging bereits auf zehn Uhr. Die allgemeine Freude nicht zu stören, war das junge Pärchen im Begriff sich leise und unbeobachtet zurückzuziehen, da sie die Eisenbahn den kommenden Morgen schon in aller Frühe nach Hamburg entführen sollte. Aber das brachte Molly doch nicht über das Herz: von der Freundin ohne Abschied zu scheiden.

Aber wo sie finden? Molly suchte durch alle Zimmer: weder Frida noch Hohenhorst war zu finden.

Sollten sie sich schon entfernt haben? — ohne von ihr — vielleicht auf die Dauer des Lebens — Abschied zu nehmen? . . . gewiß nicht!

Ein leiser Schmerz durchzuckte Molly's Brust; . . . sollte das schöne Band ihrer Mädchenfreundschaft so schrill zerreißen?

Da, im letzten Zimmer wo sich Niemand befand und halb versteckt durch den schwerseidenen Vorhang des Fensters . . . da . . . es war ein Pärchen . . . es war Frida und Hohenhorst; . . . sie hielten sich umschlungen, während Fridas liebliches Köpfchen überglücklich an der Brust des jungen Mannes ruhte.

Die Augen Molly's blitzten freudig auf: „So seid ihr einig?!" — rief sie entzückt — — „Kann ich in der That die Gewißheit mit mir auf den Weg nehmen, daß meine Frida ein liebendes Herz gefunden hat und glücklich ist?"

„Du kannst es!“ — rief Frida, in Seligkeit strahlend und warf sich der Freundin an das Herz.

„So nehmt meinen Segen!“ — entgegnete Molly leise und küßte Frida auf die Stirne. Dann mit Ungestüm sich loßreißend drückte sie Hohenhorst die Hand und eilte ihrem jungen Gatten entgegen, der, sie suchend, eben in das Zimmer trat. Eine Thräne glänzte in ihren Wimpern.

„Und werden wir auch im Stande sein, unseren Entschluß auszuführen?“ — frug Frida.

„Sicher!“ — entgegnete Hohenforst. — „Ich habe mit meinen Freunden das Motto: „Rast' ich, so rost' ich!“ — ich werde danach handeln und als thatkräftiger Mann rastlos vorwärts streben. Fühle ich doch die Kraft in mir, für dich — meine Liebe, meine Seligkeit, mein Glück — mein Leben und alles was ich habe, bin und besitze einzusetzen. Der feste Wille eines Mannes vermag viel.“

„Und ich werde nicht hinter dir zurückbleiben!“ — rief Frida und beide umarmten sich noch einmal.

Aus dem großen Saale herüber erschallte unter Jubel und Lachen noch einmal der „Chuppa-Nigun“, der Trauungsmarsch, unter dessen wohlbekannten Klängen die Gesellschaft sich trennte.

Stilles Glück.

Der Abend eines schönen Sommertages verglühte eben am westlichen Rande des Himmels. Die Sonne warf ihre Abschiedsküsse in goldenen Strahlen weit umher, während sich die leichten Wölkchen, die sie umschwebten, — wie von Entzücken gehoben, — in Glanz und Purpur hüllten.

Es war ein prächtiger Anblick, so recht gemacht, um ein für Großes und Schönes empfängliches Menschenherz mit frohem andächtigem Staunen zu erfüllen; und dies war denn auch der Fall. Verklärend lag der Abglanz des sinkenden Gestirnes auf einem gar lieblichen Gesichtchen voll Kindlichkeit und Anmuth und spiegelte sich in den vor Entzücken strahlenden Augen.

Welch' ein reizendes Bild! Die zarte Frauengestalt, an dem offenen Fenster ihres Zimmers sitzend, hatte die Hände — die eine häusliche Arbeit hielten — voll Staunen in den Schooß sinken lassen. Sie

war einfach aber sehr nett gekleidet; wie denn ihre ganze Erscheinung den Ausdruck stiller Häuslichkeit trug. Blendend weiße Vorhänge umwallten dabei leicht und duftig das Fenster, blühende Topfgewächse sandten ihre Düfte herein, während ein schöner hochgelber Kanarienvogel aus seinem Käfig von glänzendem Metalldraht zutraulich nach seiner Herrin blickte und dabei seine prächtigen Melodien gewaltig hinausschmetterte.

Große Ordnung und Reinlichkeit herrschten rings umher und paarten sich auf gewinnende Weise mit einem sich überall kund gebenden Sinn für Schönheit, ohne in jenen unseligen Hauptfehler zu verfallen, an welchem die meisten jungen Hauseinrichtungen unserer Zeit kranken . . . in ein luxuriöses Uebertreiben und kindisches Spielen mit Kleinigkeiten.

Einige hübsche Kupferstiche zierten die Wände; dunkelgrüne Plüschmöbel garnirten sie und ein schönes Pianino bildete den Hauptschmuck des Zimmers. In ähnlich einfacher Weise war auch das Nebengemach, in welches man durch eine offenstehende Thüre blicken konnte, hergerichtet; nur daß hier Bücherschränke seine Bestimmung als Studierzimmer verriethen. In der That sah man denn auch einen, tief in Nachdenken versunkenen jungen Mann an dem mit Papieren, Heften und Büchern bedeckten Schreibtische sitzen, die zum Gedankenhinwerfen bereite Feder in der Hand; die denn auch oft plötzlich mit ungemeiner Schnellig-

keit über das vor ihr liegende Papier flog. Einen höchst originellen und poetischen Anstrich gewann aber das Zimmer durch eine herrliche, aus grünangestrichenen Kübeln herauswachsende Epheulaube, in welcher sich ein Doppelsitz und vor diesem ein rundes Tischchen befand. Ein Plätzchen, wie zum Dichten geschaffen. In der Laube selbst aber hingen unter Glas und Rahmen die zierlich in Rond geschriebenen Worte **„Rast' ich, so rost' ich!"**

Jetzt erhob sich mit freudig strahlendem Antlitze, die Feder mit innerer Befriedigung niederwerfend, der junge Mann. Es war Hohenhorst. Seine Blicke suchten mit dem Ausdrucke stillen Glücks die reizende Gestalt am Fenster des Nebenzimmers; war es doch die — Frida's, seines — seit Jahresfrist ihm angetrauten, — so heiß und innig geliebten Weibchens.

An dem Wahlspruche des Clubbs der Neune: „Rast' ich, so rost' ich" fest haltend, hatte sich Hohenhorst in kräftigem und tüchtigem Vorwärtsstreben einen schönen und einträglichen Posten in einem bedeutenden Handelshause Frankfurts errungen, der ihn denn auch in den Stand setzte — allerdings bei sehr bescheidenen Ansprüchen — seiner geliebten Frida die Hand zu bieten, was denn auch, da er ihrer innigen Liebe gewiß war und sie in Charakter und Wesen in jeder Beziehung schätzen und achten

gelernt hatte, kurz nach der Verheirathung und Abreise Molly's geschah.

Wohl hatten die beiden jungen Leute, bei den wenigen Mitteln, die sie besaßen, lange geschwankt, den gewagten Schritt zu unternehmen; — wohl hatte Frida's Mutter, so sehr ihr und wohl auch weil ihr das Glück der geliebten Tochter so sehr am Herzen lag, — von einer zu frühzeitigen Verheirathung abgerathen; Hohenhorst und Frida liebten sich indeß zu innig und herzlich, fühlten zu tief, daß ihr ganzes Lebensglück von ihrer gegenseitigen Verbindung abhänge, als daß sie sich hätten zurückschrecken lassen.

Hohenhorst, durchdrungen von dem Muth der Jugend, — erfüllt von einem ungemein rüstigen Drang zu schaffen und zu wirken und sich zugleich dieser vollen freudigen Schöpferkraft bewußt, gelobte sich dabei, sein ganzes Leben und Streben für seine geliebte Frida einzusetzen, und so fand er denn auch in diesem feierlichen und begeisterten Gelöbniß die Entschiedenheit zur That.

Uebrigens zeigten sich Hohenhorst auch ganz schöne und zufriedenstellende Aussichten für die Zukunft. Da er — neben der Kaufmannschaft — der Dichtkunst in den Freistunden treu blieb und sein erstes und zweites Bändchen Gedichte großen Anklang gefunden hatten, ihm auch durch den Verleger des zweiten Bändchens ein nicht unbedeutendes Honorar ausgezahlt wurde, so öffnete sich ihm ja auch hierin eine

Quelle des Verdienstes, die sich mit der Zeit und dem Bekanntwerden seines Namens auf literarischem Gebiete stets steigern mußte.

Und die Zeit der Jugend . . . ist sie nicht zu rechnen? Jene schöne goldene Zeit, in der die Menschen Alles im rosigen Lichte sehen! Die Zukunft nur Sommertage voll Glanz und Pracht zeigt und dem überglücklichen, überströmenden und übermüthigen Herzen selbst die, in der Ferne drohenden Gewitterstürme des Lebens nur erfrischende und befruchtende Regenschauer dünken? Und waren nicht Beide einfache schlichte Menschen, die — außer ihrer gegenseitigen Liebe — in jener seligen Zeit fast nichts von weiteren Bedürfnissen kannten? War Frida nicht schon von Hause aus an Sparsamkeit und ein häusliches Walten und Schalten gewöhnt?

Mit einem Wort: die Liebe der beiden Glücklichen besiegte alle Hindernisse und Hohenhorst und Frida Sternau reichten sich die Hand. Es war jetzt nahe ein Jahr — — — und — — — wie unendlich glücklich war ihnen diese Zeit verflossen! Aber sie lebten auch nur in einander und durch einander. Wie eine Epheuranke sich fest an die Eiche schmiegt und an dem kräftigen Stamme sich emporrankt, so schmiegte sich auch Frida an ihren jungen Gatten und rankte sich geistig an ihm hinauf.

In seinen freien Stunden las Hohenhorst seinem reizenden Frauchen — das alsdann, mit einer häus-

lichen Arbeit beschäftigt neben ihm saß, zumeist in der kleinen Laube, — diejenigen Werke unserer großen Dichter vor, die Frida noch nicht kannte; oder übernahm wohl auch Frida diese Aufgabe, zumal mit den neueren belletristischen Erscheinungen, zu welchen dann der junge glückliche Gatte manch' sinniges und erklärendes Wort hinzufügte. Außerdem ward Frida alles was Hohenhorst schrieb und dichtete mitgetheilt, da der junge Dichter einen großen Werth auf ihr schlichtes aber gesundes Urtheil legte. „Das Urtheil edler Frauenseelen" — sagte er — „ist für uns Männer der richtigste Maßstab einer gesunden Aesthetik!"

Und Frida's gesunder Verstand, ihr offener aufgeweckter Geist, verbunden mit einem lebendigen Streben nach höherer Ausbildung, machte Hohenhorst die schöne Aufgabe, — die bei wahrhaft gebildeten Männern stets die eine Seite des ehelichen Lebens ausmachen sollte, — die Heranziehung des geliebten Gegenstandes zu einem recht frischen gemeinsamen geistigen Leben, leicht und angenehm. Gewiß urtheilte er recht, wenn er sich sagte: aus Schriften müssen bei Mädchen und Frauen Kenntnisse geschöpft, durch Schriften müssen bei ihnen Gedanken geweckt, durch sie muß die Phantasie bereichert und das Herz erwärmt werden. Darum sollten auch bei denselben immer Buch und Leben neben einander gehen — das Eine erläuternd und bestätigend das Andere. Mit

dem Lesen muß die Beobachtung der Welt und der Menschen verbunden werden und dabei macht der Freund — der würdige oder der Gatte — immer den besten Vermittler. So wird sich der Geist der jungen heranreifenden Frau nähren, kräftigen und selbstständig machen an den herrlichen Werken der Natur und der Wissenschaften und derjenigen Künste, die mit ihren Bedürfnissen und ihrem Berufe in Verbindung stehen.

Und wie schön bewährte sich dies an Frida; sie lebte, schon vom Anfange ihrer Ehe an, mit ihrem Gatten ein doppeltes Leben, da neben dem physischen ein geistiges herlief, beide getragen von stillem Glück, Zufriedenheit und Liebe.

Auch jetzt hatte sie kaum bemerkt, daß Hohenhorst sich erhoben und seine Arbeit vollendet habe, als auch sie aufsprang und ihm auf halbem Wege mit kindlicher Freude entgegen eilte. Strahlenden Auges schloß der Glückliche das noch ganz mädchenhafte Wesen in seine Arme, ihr einen heißen innigen Kuß auf die frischrothen Lippen drückend.

„Und hast du wieder ein Gedicht vollendet?“ — rief Frida dabei, den Kuß erwidernd.

„Ja, mein Herz!“ — entgegnete der junge Gatte und es leuchtete jene schöne Befriedigung aus seinen Augen, die stets eine gelungene Schöpfung gewährt.

„Und werde ich es hören?“ — frug Frida weiter.

„Gewiß, wie immer!“ — sagte Hohenhorst freundlich und zog sie sanft zu sich in die Laube. Frida legte ihr Köpfchen an seine Achsel und jener las:

Das Reich des Schönen.

Ehrfurchtsvoll aus stillem Thale
Schaust du auf zur Alpenpracht,
Wenn im letzten Abendstrahle
Wunderbares Glüh'n erwacht.
Purpurmantel, gold'ne Krone,
Haupt und Schultern decken sie;
Vor der Gletscher Eisesthrone
Beugen Berge selbst das Knie.

So auch schaut der Mensch bescheiden
Nach dem Sitz der Herrscher hin;
Völker führen, — Völker leiten,
Reizet wohl den stolzen Sinn.
Aber Wenigen gegeben
Ist das Loos, so stolz als schön,
Wie auf Adlers Horst zu leben
Auf der Throne steilen Höh'n!

Dennoch unter allen Reichen
Giebt es *eines*, wohlbekannt,
Dessen Thronsitz zu besteigen
Liegt in jedes Menschen Hand.
Magst du unter Sorgen fröhnen,
Magst du reich sein oder arm,
Schlägt nur für *das Reich des Schönen*
Deines Herzens Pulsschlag warm.

Jeder kann dies Reich sich schaffen,
Kann sein Fürst und Herrscher sein;
Ohne Heere, ohne Waffen
Zieheſt du als König ein.
Doch im Herzen muß dir wohnen
Sinn für's Schöne, rein und klar,
Dann — wie köſtlich wird dich's lohnen —
Stellſt du dieſes Reich dir dar.

In dem Kreis, in dem du lebeſt —
Mög' er eng' ſein oder weit —
Sei beſtrebt, daß ſtets du hebeſt,
Was durch Schönheit dich erfreut.
Glänzt der Reiche durch Paläſte,
Freue dich am Blüthenſtrauch;
Giebt ein Krösus Königsfeſte,
Thut's die kleinſte Freude auch.

Läßt du zarten Sinn nur walten;
Um dich her im engſten Raum,
Wird das Schöne ſich entfalten
Und du merkſt und ahnſt es kaum.
Präge ſeinen heil'gen Stempel
Allem auf, was dich umſchließt,
Und die Hütte wird zum Tempel
Von der Muſen Hain umſprießt.

Doch nicht nur nach Außen ſtrebe —
Haſchend nach dem äuß'ren Lohn —
Auch in Herz und Geiſt erhebe
Schönheit auf den Herrſcherthron.
Laß dein Fühlen, Leben, Denken,
Stets gerecht der Schönheit ſein,

Und sie führt mit sanftem Lenken
Dich im Kreis der Götter ein!

Ein inniger Kuß Frida's lohnte den Dichter. Beide feierten, wie so oft, eine Stunde des schönsten und innigsten Glückes. Hohenhorst war immer „Freundschaft" ein Ideal des Lebens gewesen; jetzt hatte er, im Besitz seines geliebten Frauchens, noch Höheres gefunden. Das Glück der Freundschaft erhält ja seine schöne Vollendung erst in einer wahrhaft glücklichen Ehe unter gebildeten Menschen. Der Umgang hat hier noch etwas Zarteres, Innigeres und Herzlicheres, als die Freundschaft zwischen Männern, weil sich die „Liebe" zu ihm gesellt, und das gegenseitige Vertrauen durch sie noch mehr an Stärke und Festigkeit gewinnt. Natürlich ist dies nur bei Zuneigung höherer Art der Fall, die in edlen Seelen vorhanden ist; — — da, wo die Seelenliebe zum Weibe, die Achtung ihrer zarten Anlagen, das innere Wohlwollen, die Hinneigung zu ihrer natürlichen Güte und sittlichen Reinheit, das innigste Dankgefühl für ihr stilles, uneigennütziges Entgegenkommen und für ihre freundliche Duldung unserer kleinen Schwächen wohnt. Alle diese Vorzüge hatte Hohenhorst auch schon im Freunde geachtet; aber in der Geliebten, in der Freundin seines Herzens, erschien ihm das Alles in einem zarteren Gewande, in einem lieblicheren Lichte; eben darum aber zog es ihn auch um so mächtiger an.

Wenn er sein junges Weibchen — wie eben jetzt —

in den Armen hielt, ihr in die lieben kindlichen Züge, in die klaren offenen Augen blickte und sie sich so verständig mit ihm über Schönes und Edles, selbst oft über die höchsten Fragen des Lebens, unterhielt, mußte er sich da nicht fragen: wem könnte ich mich wohl auch sicherer anvertrauen, wem mehr und lieber mein Herz öffnen und so ganz hingeben, von wem mehr Theilnahme und ungeheuchelte Liebe erwarten, als von ihr, meinem treuen lieben Weibe?

Und Frida dachte dann wohl ebenso von dem Gatten; und die thatsächliche Frucht dieses Gedankens war alsdann: daß sie im ganzen und vollen Sinne des Wortes auch ihrem Gatten lebte.

Indeß bedurfte Hohenhorst auch gerade jetzt eines solchen Verhältnisses mehr denn je, da ihm die alten Freunde zum Theile fehlten — — namentlich Selbing, der, in Folge seines letzten unseligen Zusammentreffens mit seinem Prinzipale — dem würdigen Chef des Hauses J. C. Zehrmann und Compagnie in Frankfurt am Main bei dem alten Schauspieler Löwenschrei, — Frankfurt ebenfalls verlassen und, dem Drange seines Herzens folgend, auf die Bühne gegangen war; freilich nicht wie Maxen, zu einer elenden herumziehenden Gesellschaft, sondern an die, immerhin achtenswerthe, Bühne einer benachbarten kleineren Stadt. Paul Häniſch studirte in Heidelberg Jurisprudenz; Höltring lebte in Wien als Cadet; Hugo von Storninghoff befand sich auf Reisen — wo? war unbekannt; — Roth,

schlummerte in fremder Erde und so lebten im Augenblick neben Hohenhorst nur noch Holzhausen und Flemming, als Reste des „Clubbs der Neune", in der alten freien Reichsstadt; beide waren tüchtige junge Kaufleute in guter Stellung; dabei aber noch immer — — eben auch nichts als trockene Zahlenmenschen.

Um so besser für Hohenhorst, daß er für die Freunde einen so herrlichen Ersatz gefunden hatte; dennoch ward er seinen alten Gesinnungen auch hier nicht untreu; mit Holzhausen und Flemming traf er an den Clubbabenden noch immer zusammen; mit Selbing, bei welchem die Schwärmerei für die Kunst der Bühne nun erst recht in voller Blüthe stand und der in seinen Briefen dem Freunde ganze Blumenlesen von Citaten sandte, correspondirte er fleißig, während er die Anderen -- namentlich Storninghoff — in treuem und liebendem Andenken trug.

Wie freudig überraschte es ihn daher, als sich gerade jetzt die Thüre öffnete, der Postbote eintrat und ihm einen Brief mit dem Poststempel Marseille überreichte, der — er erkannte es sofort an der Aufschrift — von Hugo von Storninghoff — kam.

„Von Hugo!" — rief er freudig Frida entgegen — „von Hugo Storninghoff, von dem ich Dir schon so oft und so viel erzählt!"

Und das Schreiben rasch entfaltend, zog er sein Weibchen auf den Schooß und las:

„Lieber alter Freund!“

„Alter!“ — rief Frida lächelnd — „komm laß dir die schrecklichen Falten des Alters von der Stirne küssen.“

Hohenhorst ließ es mit heiterer Miene geschehen, dann fuhr er fort:

„Nahezu ein Jahr ist vorüber, seit wir uns zum letztenmale sahen. Warum ich damals Frankfurt verließ, ist dir bekannt: die „Schelmenaugen“, die mich zum glücklichsten der Sterblichen gemacht, waren für mich — in Folge jener unseligen, dir bekannten, Maler-Katastrophe — verschwunden“ . . .

„Er meint die Ueberraschung durch die stolze Gräfin?“ — frug Frida.

„So ist es!“ — entgegnete Hohenhorst.

„Die wahrlich verdient war!“ — setzte das junge Frauchen hinzu.

„Und zur rechten Zeit kam, um Schlimmeres zu verhüten!“ — ergänzte, nicht ohne eine gewisse Strenge, Hohenhorst.

„Und weiter?“

Hohenhorst fuhr fort:

„Es war mir unmöglich an dem Orte zu bleiben, an dem ich so glücklich gewesen und der mir nun wie ausgestorben schien. So suchte ich das Weite, ging nach Wien, woselbst ich Freund Höltring wußte und trat dort, durch den Einfluß meines Vaters und seiner Freunde gefördert, in die österreichische Armee ein.

Otto Höltring, der euch Alle grüßen läßt, geht es gut; aber er ist noch immer Cadet, während ich — — du wirst staunen — — bereits zum Lieutenant avancirt bin. Nun, lieber Freund, ich staune auch, denn — offen gesagt — die Verdienste, welchen ich dies schnelle Vorrücken verdanke, sind mir selbst unbekannt. Da der Schmerz über die verlorenen „Schelmenaugen" meiner kleinen Gräfin längst überwunden ist, bin ich wieder der alte lustige Junge, leichtsinnig wie früher, von liebedurstigem und liebebedürftigem Herzen; mag noch heute die Arbeit so wenig, wie früher, lebe gut, verbrauche das Geld meines Herrn Vaters auf chevaleresque Weise und pflege so ziemlich fortwährend in kleine galante Abenteuer verwickelt zu sein."

„Abscheulich!" — rief hier Frida mit aufrichtiger Indignation.

„Es wird nicht so arg sein!" — begütigte Hohenhorst — „Freund Storninghoff pflegt zu übertreiben, indem er gern mit solchen Dingen ein wenig prahlt."

„Wie kann man mit Bösem prahlen?" — rief das junge Frauchen.

„Geschieht oft genug in der Welt," — sagte der Gatte. — „Uebrigens liebe auch ich es nicht. Haben wir uns doch schon hier über die thörichte Liebelei mit dem allerdings reizenden Kinde ernstlich gestritten. Doch höre weiter."

„Allerdings lasse ich mir dabei im Dienste nichts zu Schulden kommen, doch wirst du und die Freunde

so wenig, als ich, in diesen Dingen einen Grund zu einem Avancement finden, das bei mir und meinen Kameraden Staunen erregte. Indeß es kommt noch besser. Maxen würde sagen: „Mensch! du mußt eine Fee Chereſtine zur Beschützerin haben!“ Und so muß es auch wohl sein; obgleich sich die Holde alsdann auf wahrhaft grausame Weise für mich unsichtbar hält.“

„Er war immer ein Glückskind!“ — unterbrach sich Hohenhorst.

„Und zwar ein sehr verwöhntes, wie du mir immer erzähltest!“ versetzte Frida und fügte die Bitte, weiter zu lesen, bei.

Der junge Gatte that es: „Nun so wisse denn, daß mich eine unbekannte aber mächtige Hand auf ganz eigenthümliche Weise schützt und in meiner Carrière lancirt. Ich habe plötzlich ganz unverhofft den Befehl bekommen den General-Major von Narodni als militärischer Attaché nach Paris und von da nach Constantinopel zu begleiten!“

Hohenhorst ließ die Hand mit dem Briefe sinken: „Das muß ich sagen!“ — rief er dabei — „das nenne ich Glück. So jung noch und solche Reisen und solche Verwendung.“

„Was kann er da alles sehen und lernen!“ — rief Frida.

„Ja, wenn es ihm nämlich darum zu thun ist!“ — meinte Hohenhorst. — „Er ist ein herzlich guter Mensch, aber ohne allen Charakter und oberflächlich,

ohne gründlichere und tiefere Bildung, ein Gentleman, aber leichtsinnig und über die Maßen vergnügungssüchtig."

„Vielleicht gewinnt er gerade durch diese Reisen und die ehrenvolle Verwendung an Ernst und Tiefe!" — meinte Frida.

„Was ich von Herzen wünsche, . . . aber . . . bezweifle!"

„Hoffe das Beste! Er hat sich wohl bei der fatalen Geschichte mit der Gräfin Huttingsfeld die Hörner abgelaufen."

„Scheint doch, nach dem Anfang seines Briefes, nicht der Fall zu sein, Herzchen!"

„Ja so!" — rief das junge Weibchen — „allerdings" . . .

„Aber was mag sich hinter der räthselhaften Protection, von welcher er schreibt, bergen?" — sagte Hohenhorst nachdenklich. — „Wenn er nur nicht auch hier leichtsinnig verfährt. Vielleicht ist ihm sein ganzes Glück jetzt in die Hand gegeben."

„Schreibt er denn nichts Näheres darüber?" — frug Frida.

„Dabei" — las der junge Gatte weiter — „kam dieser Befehl so rasch, daß es mir unmöglich war, auch nur die kleinsten Nachforschungen anzustellen: wem ich diese Auszeichnung zu verdanken habe. Der General-Major aber ist ein finsterer schweigsamer Mann — ein militärischer Bullenbeißer — der mir,

wie es mir scheint, nicht besonders geneigt ist, wohl gerade um meines schnellen Avancements und der geheimen Protection willen. Er reiste voraus, befahl mir nachzukommen, nahm in Paris nicht die geringste Notiz von mir und hat mich jetzt als Attaché und diplomatischen Courier mit Briefen an den österreichischen Gesandten in Constantinopel . . vorausgeschickt. Nun, lieber Freund, Angenehmeres hätte er mir nichts erweisen können! Da aber der Himmel einmal die Angelegenheiten meiner kleinen Persönlichkeit selbst in die Hand genommen hat, so lasse ich ihm denn auch freie Hand und kümmere mich weder um seinen irdischen Bevollmächtigten noch um die militärisch-diplomatischen Geheimnisse meiner Vorgesetzten" . . .

„Da siehst du den Leichtsinn!" — rief Hohenhorst mit gefalteter Stirne.

„Unverantwortlich!" — meinte Frida; aber es lag doch mehr Theilnahme in dem Ton ihrer Stimme, als Härte.

„Gehorsam ist des Soldaten erste Pflicht," — las Hohenhorst weiter — „und so gehorche ich denn auch, stumm wie ein Fisch; denke indeß dabei die himmlische Reise und den Aufenthalt in Stambul bis auf den letzten Tropfen zu genießen. Du und die Freunde sollt das Weitere erfahren, . . . vorausgesetzt nämlich, daß ich nicht in dem Harem eines türkischen Großen bei einem reizenden Abenteuer mit einer schönen Odaliske entdeckt und strangulirt werde. Jetzt bin

ich, wie du aus meinem Briefe ersiehst, in Marseille; morgen gehe ich an Bord; also „Auf nach Valencia!“ — um mit Maxen zu reden. Grüße die Freunde und der ganze „Clubb der Neune“ soll sich an mir ein Beispiel nehmen, wie man unseren Wahlspruch „Rast' ich, so rost' ich!“ zur Wahrheit macht.

Marseille . . . . . .

Dein treuer Freund

Hugo von Storninghoff.“

Der eben verlesene Brief hatte auf Hohenhorst und Frida einen eigenthümlichen Eindruck gemacht. Hohenhorst's aufrichtige Theilnahme an dem Schicksale seines Freundes war in hohem Grade erregt; auch bei Frida war dies der Fall, obgleich sie Storninghoff nicht kannte; indeß trübte doch auch zugleich der Leichtsinn, der aus dem Schreiben sprach, diese Theilnahme bei Beiden wieder sehr merklich. Namentlich schmerzte Hohenhorst die frivole Auffassung ihres so bedeutungsvollen Wahlspruches. Ein tiefes Gemüth, wie das seine, mußte ihn in seiner wirklich großen Bedeutsamkeit erfassen. Wohl und Weh eines ganzen Lebens, ja der Werth menschlichen Daseins gipfelten in ihm und so hatte Hohenhorst die wenigen schlichten Worte, die ihnen einst, bei dem Stiftungsfeste ihres Clubbs, der „steinerne Gast“ — der alte, dem Grabe entstiegene Haudegen zugerufen, auf sein Lebenspanier gesetzt. Mit Flammenschrift standen sie in seiner Seele und mit voller sittlicher Kraft strebte Hohenhorst sie

zu verwirklichen und ihnen im edelsten Sinne nachzukommen.

Darüber auch sprach er sich jetzt gegen Frida in schöner Begeisterung aus! „Der Mensch ist" — setzte er dabei hinzu — „was ja auch unser Wahlspruch ausdrücken will, (wenigstens von dem Standpunkte aus erfaßt, von welchem wir ihn ergriffen) der Mensch ist, vermöge seines freien Willens, sein eigner Herr, Schöpfer seines Schicksals und seiner Bestimmung. Er kann durch sein Wirken den schönen Gang der moralischen Welt befördern und stören, und das ganze Menschengeschlecht, vom Bettler bis zum König, ist also, jeder nach seiner Kraft, zusammengenommen, Werkmeister der moralischen Welt. Der Mensch entwickelt nur das einmal in ihn gelegte Streben, wie jedes Ding der sichtbaren Welt; doch mit dem Unterschied, daß nur ihn sein freier Wille, und sein, das Böse und Gute begreifender Sinn, der sittlichen, in ihm selbst liegenden Strafe und Belohnung fähig machen."

Die beiden jungen Leutchen sprachen noch lange über diesen Gegenstand; dann überdeckte Frida — da sich der Abend bereits über die Erde gelagert — den kleinen Tisch, den Hohenhorst an das offene Fenster gerückt, mit einem blendend weißen Tuche, trug das einfache Abendessen auf und beide waren glücklich wie Könige.

In der Verbindung von Mann und Weib ist erst der ganze Mensch vertreten; aber nur, wenn sie sich wirklich ergänzen, und, in einander verwachsen, mit einander vorwärts streben. Nur dies Verhältniß ist die wahre Ehe und — — — die Blüthe des Lebens.

„Auf nach Valencia."

Der Dampfer „Nil", der Messageries Imperiales angehörend, verließ eben den Hafen von Marseille. Es war an einem prachtvollen Nachmittage und gerade noch Zeit, um bei Tageslicht die malerischen Küsten des Marseiller Meerbusens bewundern zu können. Die See war nur wenig bewegt und Alles an Bord in heiterster Stimmung. Storninghoff's Herz schlug vor Entzücken hoch und gewaltig, nicht nur der wunderbar schönen Aussicht sondern auch der prächtigen, wie ein verdecktes Paradies vor ihm liegenden Reise halber. „Reisen" sind ja immer Lichtsterne an dem Himmel der Jugend. Dünkt sich doch jeder junge Mann, der zum erstenmale den Fuß zu einer weiteren Tour in einem Eisenbahn-Waggon oder gar auf einem See-Dampfer setzt, ein zweiter Columbus, vor dem in nebelhafter Ferne neue Welten liegen voll Eden und Eldorado's! Und nun gar eine Reise in den Orient! Jetzt noch schien es Storninghoff wie ein Traum;

. . . aber der Traum hatte in seinem ohnehin stets aufgeregten Gemüth alle die bunten, farbenstrahlenden liebreizenden Mährchen von tausend und einer Nacht geweckt und neu belebt. Sein glücklicher Leichtsinn steigerte dabei noch sein Behagen, indem er — der geheimnißvollen Hand, die ihn seine Wege so eigenthümlich führte, vertrauend — mit wahrhaft genialer Sorglosigkeit der Zukunft entgegen ging.

Die Abfahrt und der Anblick der Küsten waren so wunderschön, daß die ganze Reisegesellschaft erst, nachdem die herrliche Scenerie in Dunst und Nebel verschwunden, an das ganz vergessene Diner dachte, was namentlich bei Storninghoff viel heißen wollte. Da es aber bereits gegen sieben Uhr ging, waren die Magen der Passagiere, wohl einige Hunderte an der Zahl, — Franzosen, Engländer, Spanier, Griechen Armenier u. s. w. in buntem Gemisch (Storninghoff entzückten namentlich eine junge Engländerin und zwei hübsche allerliebste Französinnen) — allmälig hungrig geworden, was Allen die Einladung des Maitre d'Hôtels recht willkommen erscheinen ließ. Leider war dem jungen Offizier diesmal das Glück nicht günstig, da es ihn an der Tafel heimtückischerweise zwischen zwei unaussprechlich langweilige griechische Kaufleute schleuderte. Aber: „Tugend hat keine Tugend!" und ein gewandter Kopf weiß sich zu helfen: Storninghoff, zum Schweigen verurtheilt, unterhielt sofort, seiner militärischen Stellung eingedenk, mit den Augen ein um so leb-

hafteres Kreuzfeuer mit der Tochter Albions und den reizenden Kindern Frankreichs. Er schleuderte mit seinen Blicken Liebeserklärungen umher, als wolle er die Festungen der drei Mädchenherzen geradezu in Grund und Boden schießen.

Blieb ihm ja außerdem noch eine Hoffnung: nach der Tafel, so hatte er erfahren, war es Gebrauch, bei schönem Wetter noch ein oder zwei Stündchen auf dem Verdecke spazieren zu gehen, wie leicht vermochte er sich da der einen oder der andern der Holden zu nahen. Endlich kam der ersehnte Moment; man verließ die Tafel und stieg auf das Deck.

Die Luft war herrlich kühl, doch nicht stark genug, daß man die Segel benutzen konnte und so strich der „Nil", das große prächtige Schiff, fast regungslos durch die Wellen. Der Mond schien hell und klar hernieder, während über die fast spiegelglatte Meeresfläche hie und da noch Segelschiffe aller Größen passirten, den sicheren Hafen suchend. Die glücklichen! Ihnen war der Hafen gewiß; Storninghoffs Hoffnungen aber sollten — für heute wenigstens — nicht in den Hafen der Erfüllung einlaufen.

Auch Glückskindern gelingt nicht Alles! Selbing würde hier ausgerufen haben:

„Doch mit des Geschickes Mächten
„Ist kein ew'ger Bund zu flechten . . .

die Töchter Albions und Frankreichs erschienen nicht!

Und doch! doch! — du Sonntagskind! — wenigstens im Traume schwebten sie zu dir hernieder und entzückten und beglückten deine „liebebedürftige“ Seele!

Es hat mit Träumen sein eigenes Bewandtniß: unangenehme zittern oft, Tage lang verstimmend, in uns nach; — liebliche erfüllen uns zumeist, für die nächsten Tagesstunden wenigstens, mit einem wunderbar heiteren, beglückenden Gefühle. Auch Storninghoff erwachte in einer solch' rosigen Stimmung. Rasch schlüpfte er in das Badezimmer, wo er sich möglichst lang erfrischte, ließ sich dann von einem der Kellner beim Ankleiden bedienen und war bald gestiefelt und gespornt. — Nach eingenommenem Frühstück, bei dem ihm in Gedanken nur die Lösung des Problemes Schwierigkeiten machte: welche der drei Grazien er nun heute mit seiner Neigung beglücken solle, da dies doch bei Dreien auf einmal nicht thunlich war, eilte er dann in die frische Luft. Ha! wie war da Alles auf dem großen prächtigen Schiffe schon rein gewaschen und gescheuert; wie leuchteten und glänzten alle Gegenstände: es war eine Freude! und ringsum das weite, unermeßliche Meer, mit seiner glänzenden, unabsehbaren, nur von leichten schaumgekrönten Wogen bewegten Spiegelfläche. Aber zu Storninghoffs innerer Lust gesellte sich jetzt noch Eines, und zwar ein sehr Wichtiges: nur wer selbst Seereisen gemacht, kennt das himmlische Gefühl, mitten unter Todtkranken gesund zu sein. Auch hier bewies sich das

Glück des jungen Mannes: der schrecklichste der Schrecken, die Seekrankheit, berührte ihn nicht, während fast alle übrigen Passagiere von ihr heimgesucht wurden. Freilich hörte damit, nach dieser Seite wenigstens, für den Augenblick alle Poesie auf, zumal das Ungethüm auch die schöne Tochter Albions ergriffen, die todtenbleich an der Seite ihres Vaters, eines langen, dürren, ausgetrockneten, und wie aus Holz geschnitzten alten Gentleman lehnte, der ruhig seine Havanna rauchte und von allem was rings um ihn vorging nichts zu sehen und zu hören schien.

Und doch! Erblühten denn nicht Storninghoff auch hier wieder Rosen aus den Dornen? auch die eine der lieblichen Französinnen war, sammt ihrer Begleitung, krank und unsichtbar, während die andere strahlenden Auges und voll Muthwillen auf dem Verdeck zwischen schrecklichen Vernichtungsscenen umherwandelte, und als Gesunde schelmische und triumphirende Blicke nach dem Gesunden sandte, der von Minute zu Minute seinen zierlichen Schnurrbart verwegener strich.

Rasch war denn auch ein Anknüpfungspunkt zur Unterhaltung gefunden; man suchte sich ein freies Plätzchen und das wichtige Problem: „Welcher von den Dreien wirfst du dein Herz zu?“ war gelöst. Jetzt war für Storninghoff weder Himmel noch Meer, weder Schiff noch Schiffsjammer mehr vorhanden. Eine feine Cigarre schmauchend, sprach, lachte und

scherzte er mit der jungen Französin nach Herzenslust. Sie waren dabei die einzig Lebenden unter Todten! Niemand bekümmerte sich um sie — Niemand hörte und beachtete das heitre Pärchen.

Der „Nil" passirte die Straße St. Boniface, zwischen Corsica und Sardinien; sie sahen den „Bär" nicht, der sie in Form einer täuschend ähnlichen Felsenspitze auf dem sardinischen Gebirge begrüßte.

Delphine in großen Schaaren folgten von Zeit zu Zeit dem Schiff, — sie beachteten kaum das schöne Schauspiel; aber sie bemerkten auch nicht, daß das finstre verschmitzte Gesicht eines Griechen öfter hinter aufgethürmten Ballen hervorlugte, hinter welchen er verborgen stand.

Storninghoff hatte zu seinem Vergnügen von seiner munteren Gefährtin erfahren, daß sie und ihre Schwester im Begriffe seien, ebenfalls nach Constantinopel zu reisen. Elternlos und ohne Vermögen, habe ihnen ein naher Verwandter — so erzählte die kleine Französin — Stellen als Lehrerinnen in einem der ersten dortigen Mädcheninstitute ausgemacht, in welche sie einzutreten sich mit Freuden bereit erklärt hätten. Da sie indessen nicht gewagt, die weite Reise allein zu unternehmen, so habe ihr Verwandter sie einem alten Geschäftsfreunde — einem griechischen Kaufmann — anvertraut, der denn auch bis jetzt mit großer Güte und Aufmerksamkeit für sie gesorgt habe. Natürlich setzte der junge Mann der zutraulichen und

offenherzigen Mittheilung des Mädchens die gleiche Freimüthigkeit entgegen und so stellte sich denn in wenigen Stunden zwischen den jungen Leutchen ein für beide Theile gleich angenehmes und vertrauliches Verhältniß ein.

In dieser Weise verschwand für sie der Tag heiter und glücklich und ein eben so heitrer und glücklicher folgte ihm. Am Abend des zweiten Tages passirte man in der Ferne den Vulkan Stramboli, der seine Feuersäulen stolz und majestätisch gen Himmel sandte, während der „Nil" noch dieselbe Nacht durch die Meerenge von Messina schiffte. Indeß ließ sich hier, der Dunkelheit halber, nichts als das ehrwürdige schneebedeckte Haupt des Aetna's erkennen. Am Tage ist diese Durchfahrt sehr interessant, da Messina sehr malerisch daliegt und die Calabresische Küste so nahe ist, daß man fast die Menschen am Lande erkennen kann.

Storninghoff, der, der Hitze in der Cajüte wegen, sich noch zu dieser Stunde auf Deck befand, mußte dabei unwillkürlich der fernen Freunde Hohenhorst, Selbing und Häniſch lächelnd gedenken; wie würde der Erstere hier und überhaupt auf der ganzen Reise poetisch geschwärmt haben, während Selbing sicherlich unter keiner Bedingung dieser, durch Schiller so classisch gewordenen Stelle vorübergekommen wäre, ohne den Taucher von Anfang bis zu Ende mit ungeheuerer Extase declamirt zu haben. Der altkluge Häniſch —

der jetzt in dem schönen Heidelberg studirte, und immer ein so großer Verehrer ernsten Studiums war — hätte sich wohl gar nach dem Becher umgesehen, welchen der Dichter in den berühmten Strudel hinabbugsiren lassen und der, seiner Aussage nach, noch immer an der fatalen Felsenklippe hängen sollte.

Storninghoff selbst kümmerte dies Alles freilich wenig, er rauchte seine feine Cigarre, schlürfte seinen köstlichen Grogg imperiales, träumte wachend von seiner neuen liebenswürdigen Reisebekanntschaft und steuerte als kühner Seefahrer und zweiter Aeneas weiter auf dem trügerischen Elemente.

Aber mit der Sonne des heutigen Tages schien auch sein Glücksstern untergegangen zu sein. Aurora brachte den neuen Morgen ... aber ... der Morgen und der Tag brachten den Stern seines Herzens nicht: wunderbarer Weise blieb die muntere Französin unsichtbar. Auch die bleiche Tochter Albions erschien nicht. Glücklicherweise schloß sich Storninghoff der einzige junge Deutsche, der sich außer ihm auf dem „Nil" befand, an, ein junger Arzt, Sohn reicher Eltern. Man rauchte viel und trank aus Verzweiflung, da die Fahrt langweiliger geworden, noch mehr. Der junge Mediziner, dem eine ungeheure Redegabe bei ungemeiner Oberflächlichkeit eigen war, schien in beidem seine Hauptstudien gemacht zu haben.

Das Schiff umsegelte Morea. Es war der heißeste Tag, den man bis dahin durchlebt; denn Cap Matapan

ist die südlichste Spitze Europa's und nur eine fortwährende frische Prise machte den Passagieren des „Nils" das Dasein erträglich.

Die frische Prise verlockte aber auch den Kapitän Kohlen zu sparen und die Segel zu benutzen, was den „Nil" bald, zur Verzweiflung schwacher Naturen, in ein lustiges Tanzen versetzte.

Auch der junge Arzt fing an bedauerliche Gesichter zu schneiden, und, gestehen wir es nur offen, zur geheimen Schadenfreude Storninghoffs, der zwar aus Langweile die Gesellschaft des Schwätzers angenommen, ihn im Stillen aber zu allen Teufeln und die kleine Französin an seine Stelle wünschte.

In dieser Gegend ist das Meer stets aufgeregt und bei dem Winde, der in dem Augenblick wehte, war es sogar schwer zu passiren. Die Wogen gingen immer höher und höher, während die Gesichter der Passagiere immer länger und jammervoller wurden. Der Gesellschafter Storninghoffs der noch vor einer Stunde über die Seekrankheit, als einer kindischen Schwäche gelacht hatte, lag bereits, den Kopf auf die Arme gelegt, tiefstöhnend zur Seite.

Indeß auch unserem Freunde war es gerade nicht besonders angenehm zu Muthe; nicht aus Unwohlsein oder Furcht, aber ... man sah in einiger Entfernung ganz deutlich einen kleinen Steamer umkehren und dem „Nil" mit den Signalfahnen allen möglichen Schrecken

der hohen See telegraphiren. Von besonders angenehmer Wirkung war dies nun freilich für die Passagiere nicht; und was sollte, bei einem immerhin möglichen Sturme, aus den Damen werden, die unbegreiflicherweise wie von dem Schiffe verschwunden waren und blieben!

Indeß, der „Nil" bewies sich als ein vortreffliches Schiff und sein Führer als ein ebenso trefflicher Kapitän; er forcirte die so sehr gefährliche Durchfahrt zwischen Cap Matapan und Cerigo mit Erfolg. Unglücklicherweise fiel diese seemännische Operation in die Essenszeit, wo den Wenigen, die sich zu Tische wagten, — auch hier waren die Damen nicht zu erblicken — der Appetit schon durch das Ansehen der verschiedenen Physiognomien vergehen konnte. Storninghoff bewies sich indeß auch hier als Mann von Muth und guter kräftiger Gesundheit: er that bei Tafel was in seinen Kräften stand.

Bei einer solchen Reise bietet — insofern man sich natürlich nicht auf hoher See befindet — der ewige und rasche Wechsel der Scenerien eine angenehme Unterhaltung. Am letzten Cap, Malea, begrüßte die Schiffsmannschaft unter lautem Hurrah und bei aufgehißter Flagge am Hintertheile des Dampfers, einen Einsiedler, der dem „Nil" und seinen Genossen ein freundliches „bon royage!" zurief.

Storninghoff erfuhr von einem neben ihm stehenden verschmitzt aussehenden Schiffsjungen, daß dieser

Einsiedler eine Weltberühmtheit sei, da er in der That ganz vereinsamt hause; vor sich das Meer und hinter sich, auf viele Stunden weit, nichts als nackte Felsen, ohne irgend eine menschliche Behausung. Seine Nahrung — sagte der Schiffsjunge, sich ganz eigenthümlicherweise an den jungen österreichischen Offizier herandrängend, — erhalte er von vorüberfahrenden Schiffen als Almosen, „und Fische" — fuhr der jugendliche Berichterstatter, die Beine ausgespreizt und beide Hände in den Hosentaschen, keck fort — „Fische hat er billig!"

„Es muß auch solche Narren geben!" — dachte Storninghoff. In demselben Augenblicke ertönte ein schriller Pfiff des Kapitäns . . . Storninghoff fühlte etwas in seinen Händen und . . . der Schiffsjunge war davon gesprungen.

Der junge Mann schaute erstaunt auf: er hielt ein Stückchen weißes Band zwischen den Fingern, auf welches in französischer Sprache die Worte mit Bleistift gekritzelt waren: „Ich fürchte, wir sind verrathen und verkauft; retten Sie uns!"

Storninghoff stand wie vom Blitz getroffen: wer konnte die Schreiberin anders sein, als die nette und liebenswürdige Französin, deren Bekanntschaft er auf dem Schiffe gemacht?

Aber „verrathen" und „verkauft", was sollte das bedeuten? — und doch, waren die beiden Mädchen nicht auf einmal wie verschwunden? — — —

verschwunden, ja! — — — aber auf dem Schiff mußten sie sich, der räthselhaften Botschaft zufolge, noch befinden!

Storninghoffs erster Gedanke war natürlich, vor allen Dingen den Schiffsjungen aufzusuchen, der ihm die Botschaft zugesteckt; aber das hatte seine großen Schwierigkeiten: einmal befanden sich eine Menge Schiffsjungen auf dem „Nil", — dann trugen sie sämmtlich genau dieselbe Kleidung, — und endlich hatte der junge Mann den unbedeutenden Burschen nicht näher angeschaut; ... wie und woher ihn jetzt erkennen?

Und doch mußte gerade er, ohne Aufsehen zu erregen, nähere Auskunft geben können, wenigstens darüber: wo, an oder in welcher Cajüte und wie er zu der Unglücksbotschaft gelangt sei.

Storninghoff machte sich denn auch sogleich auf die Entdeckungsreise, indeß, wie natürlich, umsonst. Die meisten dieser Gamins waren so roh und derb, daß er ohnehin kaum mit ihnen anzubinden wagte. Auch der Kapitän stand ihm kaum Rede und erst bei einem der Kellner, den er ein gutes Trinkgeld in die Hand gedrückt, erfuhr er, welche Cajüte die, unter der Begleitung und Aufsicht eines alten griechischen Kaufmanns stehenden Französinnen inne hatten; aber er erfuhr auch zugleich, daß eben jener alte griechische Kaufmann den Schiffsraum inne habe, der zu dem

Aufenthalte der jungen Damen führe und daß er dieselbe wie Gefangene bewache.

Das Asylrecht der Cajüten ist auf den Schiffen heilig; wenn Storninghoffs ritterliches Gefühl ihn daher auch antrieb, den bedrängten Mädchen mit dem ganzen Feuereifer der Jugend und eines chevaleresquen Sinnes zu Hülfe zu eilen, so durfte er doch natürlich ein gewaltsames Eindringen um so weniger wagen, als durchaus kein ostensibler Grund dafür vorlag.

Er zerbrach sich den Kopf über das was zu beginnen sei; — er überlegte hin und her, was er wohl unter dem „verrathen" und „verkauft" zu verstehen habe; aber er kam weder bei dem einen noch bei dem andern zur Klarheit. Am Ende schrumpfte der abenteuerliche Hülferuf seiner Schönen darauf zusammen, daß der alte finstere griechische Kaufmann dem man die Mädchen für die weite Reise anvertraut hatte, sie beide zusammen gesehen und nun, als vorsichtiger Mann, die Schwestern eingeschlossen habe.

Mochte dem nun sein, wie ihm wolle, es blieb für den Augenblick in der Sache nichts zu thun übrig, als höchstens mit scharfem Auge auf das kleine Heer der Schiffsjungen zu achten, um wo möglich doch noch den rechten zu entdecken. Hatte sich dieser einmal zu einer geheimen Sendung hergegeben, so konnte es ja auch weiter geschehen und alsdann galt es nur, ihn durch Geld für weitere Mittheilungen oder eine

geheime Correspondenz zu gewinnen. Geld ist ja der goldne Schlüssel zu allen solchen Dingen und an Geld fehlte es Storninghoff nicht.

Es hatte jetzt etwas fast Komisches, wie dieser auf dem Verdecke gewissermaßen die Wache bezog, das heißt: sich auf denselben Platz postirte, auf welchem er gestanden, als ihn der Junge zum erstenmale angesprochen; auch schaute er jedes sich nahende matrosenartige Wesen mit so großen und fragenden Blicken an, daß manches derselben wohl auf den Gedanken kam, es müsse bei dem jungen Offiziere nicht richtig im Kopfe stehen. Behaglicher erschien den Leuten der Klang der Silbermünzen, den der gute Mann — beide Hände in den Taschen — fortwährend hören ließ.

Aber seinen Posten behaupten ist oft schwer, das mußte Storninghoff jetzt erfahren. Der junge Arzt, — zwar immer noch blaß und von etwas verzerrten Zügen, aber doch wieder so ziemlich hergestellt — suchte und fand ihn. Natürlich begriff derselbe nicht warum sein neuer Bekannter plötzlich zu einer Salzsäule geworden. Er suchte, da er sich selbst schwach auf den Füßen fühlte, diesen mit dem ganzen Aufgebot seiner Beredtsamkeit zu bewegen, eine bequemere, zum Sitzen geeignetere Stelle mit ihm aufzusuchen . . . aber Storninghoff wich nicht.

Da ließ der junge Arzt Sitze herbeibringen und nun konnte Storninghoff nicht anders, er mußte —

innerlich fluchend und den Zudringlichen verwünschend — neben demselben Platz nehmen; dies aber hieß aus dem Regen in die Traufe kommen, denn nun demonstrirte der junge Schüler Aeskulaps: daß ihn durchaus keine Seekrankheit überfallen habe, da es ja überhaupt keine solche Krankheit — im eigentlichen Sinne des Wortes — gebe, sondern daß alles nur ein vorübergehender Schwächen-Anfall sei.

Storninghoff hörte kein Wort von all dem Geschwätz; er schaute nur, mit erloschener Cigarre, nach den vorüberkommenden Schiffsjungen und dachte an das sich so prächtig angesponnene Abenteuer mit den „verrathenen" und „verkauften" Schönen.

Inzwischen näherte sich der „Nil" classischem Boden — dem Piräus, dem Hafen Athens. Ganz deutlich zeigte sich die Acropolis mit einer Menge anderer Tempel und Ruinen, so wie dem Mont Parnaß. Auch das neue Athen sah man in der Entfernung weit ausgebreitet vor sich liegen, nur versanken bald alle die Wunder einer großen herrlichen Vorzeit in Dunkel, da die Nacht ihren Sternenschleier über die Erde zog.

Storninghoff verbrachte die Nacht aufgeregt und unruhig; namentlich trug dazu auch ein französisches Liedchen bei, das sich aus dem inneren Schiffsraume vernehmen ließ und ohne Zweifel von der einen der jungen gefangenen Französinnen herrührte. Galt es ihm? War es eine melodische Erinnerung, daß man

auf seine Hülfe hoffe? Wer konnte es wissen. Indeß die Töne verstummten und, so sehr sie Storninghoff aufgeregt, der Schlaf — der Jugend mächtiger Besieger — schloß ihn bald in seine Arme. Aber welche Träume hatte er in seinem Gefolge! Bald sah Storninghoff im Traume sich und die hübsche Französin von Seeräubern, bald von Ungeheuern angegriffen. Er war dann im Begriff seine neue Bekannte heldenmüthig zu vertheidigen, konnte aber kein Glied rühren und mußte voll Verzweiflung zusehen, wie sie, als Gefangene, geknebelt und gebunden fortgeschleppt oder gar von den Ungeheuern zerrissen wurde. Erwacht, warf er sich ungeduldig hin und her, mußte aber bald die Hoffnung aufgeben, wieder einzuschlafen. Der Wind hatte sich neuerdings erhoben, das Schwanken des Schiffes nahm zu und der höher gehende Wogenschlag wollte, wie es schien, dem halben Dutzend englischer Pferde, die der „Nil“ dem Sultan zuführen sollte und die sich gerade über seiner Cajüte befanden, nicht behagen, so daß sie wie toll stampften und einen Höllenscandal verursachten.

Endlich brach der Morgen an und Storninghoff eilte auf Deck. Konnte er doch vielleicht gerade jetzt — zu einer Zeit in welcher sich noch keine Passagiere auf dem oberen Theile des Schiffes bewegten — seinen Schiffsjungen eher und leichter entdecken oder von ihm bemerkt werden, als zu einer anderen Zeit des Tages, in welcher man sich unter der bunten Menge verlor.

Als er hinauf kam, war endlich die ersehnte asiatische Küste in Sicht; deutlich erkannte man die türkischen Fahnen auf den Bastionen der Dardanellen. Die Einfahrt sowie die ganze Meerenge zeigten sich hier so schmal, daß sie kaum die doppelte Breite des Rheines bei Mainz überstiegen.

An der Einfahrt präsentirte sich die türkische Stadt, die Dardanellen, woselbst der Dampfer eine kurze Rast machen mußte, um die Schiffspapiere visiren zu lassen.

Storninghoff hatte auch leider jetzt seinen Postillon d'amour nicht gefunden; dagegen sah er hier die ersten leibhaften Türken, — von Gesichtsfarbe schwarz, weiß oder braun, sämmtlich recht gemüthlich verlumpt und schmutzig, was die Erwartung, welche er sich nach den Türken, die er in Frankfurt, Wien und anderen großen Städten auf der Bühne gesehen, durchaus nicht rechtfertigte. Er ging verstimmt in seine Cajüte, um die letzte Hand an seine Toilette zu legen — — — plötzlich schoß ihm das Blut glühend heiß zu Kopf: halb unter seinem Toiletten-Kästchen versteckt lag abermals ein Stückchen von jenem bekannten weißen Band, auf dem diesmal die Worte standen: „Nahen Sie uns um Gotteswillen beim Landen!"

Storninghoff griff sich an die Stirne: wie war diese Botschaft hieher gekommen? Was bedrohte die Mädchen? Was sollte er machen? — Wie sie retten?

Ein häßlicher Verdacht auf den anderen — den alten Griechen betreffend — drängte sich in seine Seele. Er entschloß sich, die ganze Angelegenheit geradezu dem Capitän des Schiffes mitzutheilen und ihn zum Schutze der Damen aufzufordern. Der Capitän aber — mit den türkischen Behörden beschäftigt — hatte keine Zeit, den jungen Mann anzuhören: „Später! später, mein Herr!“ — rief er ihm zu und wandte sich ab.

Was war zu machen? Hier galt es Geduld haben!

Endlich wurde das Signal gegeben und das Schiff dampfte weiter durch die Meerenge dem Marmora-Meere entlang an den Prinzen-Inseln, dem berühmten Lieblingsorte der Constantinopolitaner, vorbei, dem alten Stambul entgegen, welchem sich der „Nil“ indessen erst in tiefer Nacht näherte.

„Auf morgen also!“ — riefen sich die Passagiere in großer und freudiger Aufregung zu. Der junge Arzt aber war so entzückt, daß er Storninghoff, — nachdem er Constantinopel, den Sultan, die Türkei und die Türken in gewaltigen Reden gepriesen und in den Himmel erhoben — bei seinem: „Auf morgen also!“ feurig umarmte und an seine Brust drückte.

Daß Storninghoff auch diese Nacht nur wenig schlief, war natürlich.

Den kommenden Morgen lag das Wunder des Orients aufgedeckt vor den Blicken der Passagiere.

Welcher Anblick! welche Masse von neuen Eindrücken!

Der Eingang in den Bosporus zeigte sich höchst malerisch: die prächtige Stadt lag wie eine aufgeschlossene Blume der Feenwelt, in bunten Farben prangend und sich gleich einer Fata Morgana im Meere spiegelnd, vor den Blicken der Staunenden, von der asiatischen Seite, von Scutari mit der riesigen Kaserne — dem englischen Hospital im Krim-Kriege — begränzt, während gegenüber die sogenannte Serail-Spitze, — mit dem alten halb abgebrannten Serail — die ganze Fronte einnahm. Hinter dem Serail zog sich das alte Stambul über einen großen Hügel hin und wurde durch das „Goldne Horn" von Galata getrennt, um sich wieder durch zwei Brücken mit demselben zu verbinden. Prächtig erhob sich dann wieder, einer Krone gleich, über Galata, die eigentliche Hafenstadt, Pera, der Aufenthalt der Europäer, während sich hinter und neben demselben in unermeßlicher Ausdehnung andere Türken-Quartiere auf der europäischen Seite erstreckten. In der Entfernung sah man dabei den blendend weißen Hauptpalast des Sultans, der, obschon nicht gerade hoch, doch durch seine enorme Länge einen majestätischen Eindruck machte.

Aber dem Großartigen gesellte sich zugleich auch das Liebliche! Soweit das Auge schweifen konnte, zogen sich auf beiden Seiten des Bosporus an den

reizenden hüglichen Gestaden, Vorstädte, Villen und Paläste hin, einen Blüthenkranz der Pracht und der Schönheit bildend, wie ihn die Welt kaum zum zweitenmale aufzuweisen hat.

Dabei die Häuser in höchst malerischer Gestaltung, bunt angestrichen, bald in weiß oder roth, in braun oder gelb, in blau oder lila, von Bäumen oder Gärten umgeben, amphitheatralisch die Hügel hinanstrebend und doch wieder hoch überragt von einer Menge Moscheen und zahllosen, schlank zum Himmel emporstrebenden Minarets. Und vor dem Allen der riesige Spiegel des Bosporus mit seinen azurblauen Fluthen, von Schiffen der wunderlichsten Art — großen und kleinen — belebt, wobei die herrlichen Kaiks keine kleine Rolle spielten, und endlich in der Mitte des Meeres der berühmte Thurm des Leander!

Welch' ein Bild voll Pracht und Zauber, Größe und Lieblichkeit! und das Ganze vor den Blicken der Passagiere sich buchstäblich aus Nacht und Nebel allmälig entrollend.

Die Meisten der Reisenden standen von stummer Bewunderung hingerissen, sprachlos da, und auch Diejenigen, welchen der Anblick kein neuer war, begrüßten ihn, den Ausdruck freudiger Bewegung in den Zügen. Selbst der junge Arzt hatte, wie durch ein Wunder, seine Sprachfertigkeit verloren. Nur der alte Gentleman, die bleiche Tochter

Albions an der Seite, den roth eingebundenen Bädecker in der Hand, ein gewaltiges Opernglas vor dem rechten Auge, gab auch jetzt keine Veränderung in seinen Zügen kund.

Storninghoff war weder ein Mann von besonderer geistiger Ausbildung noch von tiefergehendem Gemüthsleben; seine Bildung bestand mehr in einem gefälligen äußeren Schliff, doch war sein Herz gut und für alles Schöne empfänglich — selbst oft zu empfänglich.

Heute hatte ihn der überraschend-herrliche Anblick — obgleich er mit ganz anderen Gedanken auf das Deck gestiegen — so überwältigt, daß auch er lange Zeit, vor Staunen sprachlos, dastand.

Aber er und alle Passagiere sollten nur zu bald dem schönen Wundertraume auf sehr unangenehme Weise entrissen werden. Plötzlich umschwärmten den „Nil" zahllose Barken, während Hunderte von zerlumpten schmutzigen Kerlen mit widerwärtigem und unverständlichem Geschrei auf das Verdeck des Schiffes stürmten, es vollständig überschwemmten und die Reisenden mit ihren Anerbietungen zur Beförderung des Gepäckes bald umbrachten. Auch Storninghoff wußte sich kaum zu retten und zu helfen. Der Gedanke an die hülfesuchenden Mädchen überkam ihn dabei jetzt wieder mit peinlicher Wucht; ihr: „Nahen Sie uns um

Gottes willen beim Landen!“ brannte ihm in der Seele, während sein Gewissen ihm Vorwürfe machte, daß er sich nicht sogleich nach ihnen und dem alten Griechen umgesehen. Aber alle seine Anstrengungen, sich von den Lästigen zu befreien, blieben vergebens, auch zu verständigen vermochte er sich nicht, bis er — außer sich vor Verzweiflung — mit Händen voll Silbermünzen den Weg zum Capitän ertrotzte.

Der Capitän stand ruhig, an einem großen Ballen angelehnt, rauchte seine Cigarre und schaute mit einem gewissen verächtlichen Lächeln dem tollen Getriebe um ihn her zu.

Storninghoff bat ihn sofort um Auskunft über das Verbleiben des Griechen und der beiden Französinnen, denn sie waren nirgends zu sehen.

Es dauerte einige Zeit, bis der Capitän aufschaute:

„Sie wünschen?“ — frug er dann, langsam die Cigarre aus dem Mund nehmend.

„Ob Sie mir nicht sagen können, wo sich im Augenblick jener alte Grieche mit den beiden Französinnen befindet, der zu ihren Passagieren gehörte?“ — frug Storninghoff mit klopfendem Herzen.

Der Capitän schaute ihn sonderbar an, dann entgegnete er kalt und kurz:

„Die sind bereits in Constantinopel!“

„Wie?“ — rief Storninghoff entsetzt.

„Sie wurden heute Nacht, auf Requisition eines hohen türkischen Beamten, ausgeschifft.“

Storninghoff stand wie vom Donner gerührt.

In Constantinopel.

Sechs Wochen waren bereits vergangen, seitdem der junge von Storninghoff, Lieutenant Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich und Attaché des General-Major von Nardoni, in Constantinopel eingetroffen. Es war gut, daß er schon an Bord des Dampfers von einem anderen jungen Deutschen, — einem ächten Wiener Kind, — der bei der österreichischen Gesandtschaft in Constantinopel angestellt, und die rechte Hand des dortigen Gesandten war, in Empfang genommen wurde. Befreite ihn dies doch einmal von der ärgerlichen Plackerei, sich mit dem schwarzen und weißen Gesindel der Bootsknechte und Packträger herumzustreiten, während es ihn andererseits zu ruhigem Bewußtsein zurückführte und — für den Moment wenigstens — den eben eingenommenen Schrecken vergessen ließ.

Herr von Stockhorn empfing den neuen Ankömmling mit ächt österreichischer Gemüthlichkeit,

ließ sofort sein Reisegepäck in Empfang nehmen, in ein bereitgehaltenes Boot bringen und trat, nach Landung, mit seinem Begleiter den Weg nach dem österreichischen Gesandtschafts-Hôtel an.

Storninghoff war es sonderbar zu Muthe; der eben eingenommene Schrecken lag ihm noch in den Gliedern; während er sich, nach der langen Seefahrt, recht schwach in den Beinen fühlte und es ihm, an das Balanciren auf dem Schiffe gewöhnt, immer noch vorkam, als werde er von den Wellen geschaukelt. Begierig sah er sich daher nach einem Wagen um, erfuhr aber zu seinem Entsetzen von Herrn von Stockhorn, daß es in Constantinopel keine Droschken oder Fiacres gebe; der Weg mußte also zu Fuße zurückgelegt werden.

„Ist halt freilich schlimm!“ — meinte Herr von Stockhorn in seinem gemüthlichen österreichischen Dialekt — „aber“ — setzte er gutmüthig lächelnd hinzu — „Euer Gnaden werden sich bald daran gewöhnen.“

Storninghoff mußte sich in das Unvermeidliche fügen; aber er fand bei diesem ersten Wege in der Hauptstadt der Türkei — dieser Perle des Orients — noch etwas anderes: daß nämlich auch in Constantinopel nicht Alles Gold ist, was glänzt!

Das reizende, bezaubernde Bild von vorhin, verwandelte sich auf einmal, in der Nähe gesehen, in sein vollständiges Gegentheil. Ganz enge schmutzige Straßen empfingen ihn, — Straßen, in welchen man

nicht nur beständig über das elende Pflaster Hals und Bein zu brechen Gefahr lief, sondern auch Schritt vor Schritt über einen Hund stolperte, der sich durchaus nicht aus seiner Ruhe aufstören ließ.

Storninghoff folgte langsam, und unter fürchterlichen Verwünschungen in allen ihm geläufigen Sprachen, seinem freundlichen Führer, der fortwährend mit großer Artigkeit und einem so lebhaften Bedauern, als trage er die Schuld an dem elenden Pflaster, Entschuldigung für dasselbe und die Galeerenarbeit des Gehens ausstieß.

Auch die Häuser, die sich von der Ferne so reizend ausgenommen, kamen dem neuen Ankömmlinge in ihren grell bunten, dick und grob aufgetragenen Farben und theilweisen Goldverzierungen, jetzt — in der Nähe gesehen — fast lächerlich vor; sie machten auf ihn den Eindruck schlecht gemalter Theaterdecorationen.

Indessen stürmten überhaupt so viel neue Bilder auf seine Seele ein, daß es ihm fast schwindlig zu Muthe ward und er froh war, als sie das österreichische Gesandtschaftshôtel erreicht hatten.

Hier also wohnte nun Herr von Storninghoff bereits seit sechs Wochen.

Der Gesandte hatte ihn sehr freundlich empfangen, sofort seiner Familie und dem ganzen Gesandtschaftspersonal vorgestellt und zur Mittagtafel gebeten, die allerdings mehr eine Abendtafel genannt werden durfte, da man hier erst um sieben Uhr Abends zum

Diner ging. Auch Herr von Stockhorn, sowie die übrigen Beamten der Gesandtschaft, speisten mit.

Gleich angenehm hatten Storninghoff die beiden Zimmer überrascht, welche man ihm als Wohnung angewiesen. Sie gewährten, bei sehr eleganter und bequemer Ausstattung eine reizende Aussicht über die Stadt und erinnerten ihn — er wußte eigentlich nicht warum — seltsam an Frankfurt, seine liebe Heimath. Es mochte dies wohl daher rühren, daß die Wände einige hübsche Abbildungen seiner Vaterstadt schmückten: einmal die Hauptansicht vom Mainflusse aus, mit dem altehrwürdigen Dom und dem Pfarrthurme, — dann die Ansicht der „Zeil", der Hauptstraße, und endlich eine sehr gelungene Zeichnung des gräflich Huttingsfeld'schen Palais.

O! welche Erinnerungen rief das letztere der Bilder in Storninghoff hervor! Welche glückliche Tage, welche selige Stunden hatte er hier verlebt! . . . und welch ein unseliges Ende hatte diese Zeit des Glücks genommen! Wo mochte sie jetzt hingekommen sein, die kleine reizende Comtesse Aurora? wie mochte es ihr gehen? . . . Ach! sie hatte ihn, den unbedeutenden Maler von damals, wohl längst vergessen!

Storninghoff blieb — als er das erste Mal zu seiner großen Ueberraschung das Bild erblickt, — in tiefes Sinnen verloren, lange vor demselben stehen. Indeß sein leichter Sinn siegte bald und so riß er

sich mit den Worten Göthe's — er hatte sie einst von Selbing, der sie gern anwendete, declamiren hören — aus seinen Träumereien empor:

„Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und rasch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften,
Ueberall sind sie zu Haus.
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jeder Sorge los.
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß!"

Nur eines konnte Storninghoff nicht begreifen: wie kamen jene Photographien hieher ... nach dem fernen Constantinopel und in das österreichische Gesandtschaftshôtel. Als er sich den anderen Tag darum befrug, wollte keine Seele etwas von den Bildern wissen, — auch Herr von Stockhorn nicht, auf dessen Anordnungen hin die Zimmer doch für den zu erwartenden Attaché eingerichtet worden waren: „Sie müssen halt schon von früher an den Wänden gehangen haben!" — meinte er lakonisch.

Indeß, man gewöhnt sich an Alles und es giebt wunderbare Zufälle im Leben. Storninghoff schlug sich die Sache aus dem Sinn; dennoch überraschte er sich in stillen Stunden häufig vor jener Abbildung des Huttingsfeld'schen Palais und dann kam es wohl vor, daß er leise und in tiefe Gedanken verloren die Worte vor sich hinmurmelte:

„Wie oft habt ihr mich schon geneckt,
Ihr holden Schelmenaugen!
Wenn, hinter Blumen halb versteckt,
Ich sah hervor euch tauchen.
Den Blick ertrug ich niemals lang,
Mir ward's um's Herz so schwül und bang,
Ihr holden Schelmenaugen!

Ich weiß nicht, spracht von Liebe ihr,
Ihr holden Schelmenaugen!
Es war, als ob ein Himmel mir
Entzückt in's Herz wollt' tauchen.
O Aeuglein, Aeuglein, schließt euch zu,
Ihr nehmt mir sonst des Lebens Ruh',
Ihr holden Schelmenaugen!

Und doch! . . . o könnt' es möglich sein,
Ihr holden Schelmenaugen!
Vielleicht seh' ich nur Neckerein
Aus eu'rer Tiefe tauchen.
Ach! wüßt' ich dies, o Herzensnoth!
Dann gäb' ich mir gleich selbst den Tod,
Vor euch, ihr Schelmenaugen!

Wie oft habt' ihr mich schon geneckt,
Ihr holden Schelmenaugen,
Wenn, hinter Blumen halb versteckt,
Ich sah hervor euch tauchen.
Den Blick ertrug ich niemals lang,
Mir ward's um's Herz so schwül und bang,
Ihr holden Schelmenaugen!

Storninghoff fuhr dann wohl mit der Hand über

sein Gesicht, als wolle er das Bild jenes reizenden Kindes, das sich so tief in seine Seele eingebrannt, verwischen; aber es gelang ihm nicht dasselbe zu vertilgen: die Nächte waren oft boshaft genug, es in entzückenden Träumen aufzufrischen. Endlich ärgerte er sich über sich selbst und — man sieht, daß er in einem Lande der Barbaren seinen Aufenthalt genommen — war so barbarisch, die Ansicht des Huttingsfeld'schen Palais mit der Vorderseite gegen die Wand zu hängen, so daß ihm nur der Anblick des nackten Holzes blieb. Aber der Mensch ist ein eigenthümliches Geschöpf voll Inconsequenzen: zu anderen Zeiten ärgerte ihn dann wieder der unästhetische Anblick des nackten Holzes . . . und . . . dann drehte er das Bild wieder nach seiner vorderen Seite herum.

Ein Glück für Storninghoff war es, daß er ein ungemein weites Herz hatte: die Erinnerung an die hübsche Französin, die er auf dem „Nil" kennen gelernt, half ihm oft die Erinnerung an die kleine Comtesse verwischen.

Wie natürlich hatte er schon am ersten Abend die räthselhafte Geschichte seinem neuen Hausgenossen, Herrn von Stockhorn mitgetheilt, als sie, nach dem Diner, auf dem an Storninghoffs Zimmer angrenzenden flachen Dache bei wunderbar schönem Mondscheine ihren türkischen Tabak aus der unvermeidlichen Wasserpfeife rauchten und den ebenso unvermeidlichen Mokka aus Miniatur-Tassen kosteten.

Herr von Stockhorn hörte gutmüthig lächelnd zu; als aber nun der Neuangekommene in hoher Erregung frug, was da wohl zur Rettung der armen Mädchen zu thun sei, schüttelte er den Kopf und sagte mit großer Ruhe: „Da ist halt nichts zu machen!"

„Wie?!" — rief Storninghoff erstaunt — „man sollte hier keine Schritte unternehmen, wo fast augenscheinlich ein Verbrechen zu Grunde liegt?"

„Lieber!" — sagte hier der Andere sehr freundlich, aber auch sehr ruhig — „Euer Gnaden vergessen, daß wir uns hier in der Türkei und nicht in unserm guten Kaiserstaat befinden."

„Aber untersuchen oder dem französischen Gesandten anzeigen muß man die Sache doch!"

„Würde zu nichts führen."

„Giebt es denn hier keine Gesetze? keine Polizei? keine Gerichte?"

„Doch, so etwas ist vorhanden."

„Nun? . ."

„Wenn ein hoher türkischer Beamter mit im Spiele ist, sind halt die Gesetze Null; Polizei und Gerichte aber werden sich hüten, sich dabei die Hände zu verbrennen!"

„Und die Mädchen?!"

„Mädchen und Frauen sind in Constantinopel zwar eine gesuchte Waare, aber immer doch nur . . . Waaren."

„Und was denken Sie von der Sache, Herr von Stockhorn!“

Der Angeredete blies den Rauch seiner Pfeife langsam und behaglich von sich, dann sagte er mit dem ihm eigenen urgemüthlichen Lächeln:

„Nun, solche Dinge kommen hier oft vor! Euer Gnaden können überzeugt sein, daß der alte griechische Kaufmann, der sicher, wie die meisten Griechen, ein Spitzbube ist, die leichtgläubigen Mädchen sammt ihrem Verwandten angeschwindelt hat.“

„Wie? das wäre möglich?“ . . . .

„Ich kenne hier keine einzige Erziehungsanstalt für Mädchen . . .“

„Und . . . so wären die armen Kinder betrogen?“

„Sie stecken bereits wahrscheinlich jetzt schon in dem Harem jenes hohen türkischen Angestellten, an den sie der alte Schurke von Grieche als Sklavinnen halt verkauft haben wird!“

„Unmöglich! unmöglich!“ — rief Storninghoff voll Entsetzen aufspringend, — „das wäre ja fürchterlich! Da muß man auf Rettung der Unglücklichen denken!“

Herr von Stockhorn lächelte: „Fürchterlich wäre es eben nicht!“ — sagte er dabei — „die Weiber führen hier ein ganz behagliches Leben in den Harems, nur müssen sie halt folgsam und hübsch liebenswürdig sein, sonst . . . .“

„Sonst?“

„Giebt es Arrest bei Wasser und Brod . . . oder . . . vielleicht auch . . . die Peitsche!“

„Und das können Sie mit solcher Ruhe sagen, Herr von Stockhorn?!“

„Kann ich die Sitten dieses Landes ändern?“

„Ich werde ganz Constantinopel durchstreichen, die Unglücklichen zu finden und zu befreien!“ — rief Storninghoff.

„Suchen können Euer Gnaden die Mädels schon“, — meinte Stockhorn heiter — „aber finden werden Sie dieselben halt schwerlich!“

„Warum?“ — rief Storninghoff — „Zeit, Geduld, Geld vermögen viel!“

„Nur nicht so leicht die dichtverschlossenen und streng bewachten Harems zu öffnen.“

„Ich halte es für meine Pflicht als Chevalier, den Versuch zu machen!“

„Seien Sie vorsichtig.“

„Warum?“

„Sie kennen die hiesigen Verhältnisse nicht.“

„Will man eine gute That vollbringen, darf man nicht lange erst nach Vorsicht fragen.“

„Sind Euer Gnaden denn lebensmüde?“

„Wie so?“

„Nun, es bedarf bei uns nur die Eifersucht eines Türken von ferne zu wecken . . . .“

„Und?“

„Man hat die Aussicht erdolcht, strangulirt oder in das Meer geworfen zu werden.“

„Allerdings Aussichten, die gerade nicht reizend zu nennen sind.“

„So folgen Sie halt mir, Ihrem neuen Freunde!“ — schloß Herr von Stockhorn. — „Ich meine es gut mit Ihnen, — ich habe höhere . . . . ich bin beauftragt“ — verbesserte sich der junge Mann, nicht ganz ohne Verlegenheit — „über Sie, . . . das heißt über Ihre Sicherheit zu wachen.“

„Beauftragt, über meine Sicherheit zu wachen? von wem?“

„Nun“ — stotterte Herr von Stockhorn — „von . . von . . . seiner Excellenz, dem Herrn Gesandten, dem Sie besonders empfohlen sind.“

„Besonders empfohlen? . . . ich?“

„Ei nun, ich denke mir“ — rief der junge, der österreichischen Gesandtschaft in Constantinopel beigeordnete Mann. — „Aber lassen wir den Gegenstand fallen, wenn's Eurer Gnaden gefällt. Es wäre halt wirklich schade, wenn sie den herrlichen Scenerien, die da so zauberhaft im Mondschein vor uns liegen, einen Theil Ihrer Aufmerksamkeit entzögen.“

Und in der That, Herr von Stockhorn hatte Recht. Eine so klare, prachtvolle Mondnacht, wie eben jetzt eine über der Erde lag, hatte Storninghoff noch nicht gesehen. Rings um sie das unabsehbare Häusermeer, mit seinen hervorragenden Palästen, Moscheen

und himmelanstrebenden Minarets, blendend weiß oder auch in den buntesten Farben strahlend, — und weiter hinaus den Bosporus, wie eine riesige Silberfläche, still und majestätisch hingestreckt. Es war dies alles für Storninghoff noch immer so neu, so originell, so zauberhaft!

Die beiden jungen Männer saßen noch lange, in den wunderbarschönen Anblick verloren, schweigend bei ihren türkischen Pfeifen und ihrem Mokka.

Bei dem Anblick des Leanderthurmes — der von den Türken Kiskulleſſi, Jungfernthurm, genannt wird — und vierundsiebzig Fuß in die Höhe reicht, fiel Storninghoff unwillkürlich Selbing ein, der hier ohne allen Zweifel Schillers schönes Gedicht „Hero und Leander" mit großer Begeisterung declamirt haben würde.

Noch als Herr von Stockhorn sich entfernt hatte, hörte er des fernen Freundes Stimme:

„Seht ihr dort die altergrauen
Schlösser sich entgegenschauen,
Leuchtend in der Sonne Gold,
Wo der Hellespont die Wellen
Brausend durch der Dardanellen
Hohe Felsenpforte rollt?
Hört ihr jene Brandung stürmen,
Die sich an dem Felsen bricht?
Asien riß sie von Europen,
Doch die Liebe schreckt sie nicht."

„Hero's und Leanders Herzen
Rührte mit dem Pfeil der Schmerzen
Amors heil'ge Göttermacht.
Hero, schön wie Hebe blühend,
Er, durch die Gebirge ziehend
Rüstig, im Geräusch der Jagd.
Doch der Väter feindlich Zürnen
Trennte das verbund'ne Paar,
Und die süße Frucht der Liebe
Hing am Abgrund der Gefahr."

„Dort auf Sesto's Felsenthurme,
Den mit ew'gem Wogensturme
Schäumend schlägt der Hellespont,
Saß die Jungfrau, einsam grauend,
Nach Abydo's Küste schauend,
Wo der Heißgeliebte wohnt.
Ach, zu dem entfernten Strande
Baut sich keiner Brücke Steg,
Und kein Fahrzeug stößt vom Ufer;
Doch die Liebe fand den Weg."

„Und in weichen Liebesarmen
Darf der Glückliche erwarmen
Von der schwerbestand'nen Fahrt
Und den Götterlohn empfangen,
Den in seligem Umfangen
Ihm die Liebe aufgespart,
Bis den Säumenden Aurora
Aus der Wonne Träumen weckt
Und in's kalte Bett des Meeres
Aus dem Schooß der Liebe schreckt!"

Und noch im Traume sah Storninghoff diesen Thurm, nur verwirrten sich hier die Bilder; denn er sah statt Hero die junge Französin vom „Nil“, die von einem langbärtigen finsteren Türken auf das jämmerlichste mißhandelt wurde, bis er, mit Todesgefahr, den Thurm erstieg, den Unhold von Muselmann niederstach und nun ebenfalls in den Armen der Geretteten... den Lohn für seine Heldenthat fand.

„Dunkle Stunden."

Wer kennt die hübsche Schöpfung Hackländers nicht: „Dunkle Stunden"? Es ist ein Buch voll Poesie, Leben und . . . Wahrheit!

„Dunkle Stunden!" — welches Menschenleben wäre von euch frei? Wo ist ein Tag der Freude, der alle Erwartungen erfüllte, die mit der Morgensonne aus der Dämmerung emporstiegen? — wo ist ein Gestade so anmuthig und reich, als es sich im Spiegel unseres Innern zeigt, wenn das Schiff mit frischem Winde den Hafen verläßt? — wo ist das Menschendasein zu finden, über welches nicht, wenigstens zeitweise, die schwarzen Gewitterwolken eines finsteren Schicksals dahinziehen? Auf dem Acker der Wirklichkeit gedeiht keine Frucht, die nicht durch Schweiß und heiße Tage, Sturm und Regen, erkauft würde; in dem Kampfe des Lebens schlägt sich kein Sterblicher durch, ohne daß „dunkle Stunden" sein Herz erbeben machten und seine Seele in Schmerz oder

Entsetzen, unter der Wucht verdienter oder unverdienter Schicksalsschläge aufschreien ließe!

Storninghoffs Leben in Constantinopel war ein sehr angenehmes und bequemes; während ihn durch die wirklich liebenswürdige Gastfreundschaft und Aufmerksamkeit des Gesandten aller nur möglicher Comfort umgab, — wodurch er diese Aufmerksamkeit verdient, wußte er freilich selbst nicht, — hatte sich ihm Herr von Stockhorn so zuvorkommend und mit so viel Aufopferung und Theilnahme angeschlossen, daß sich bereits schon nach den ersten sechs Wochen eine Freundschaft zwischen ihm und dem jungen Oesterreicher gebildet hatte. Herr von Stockhorn ging dabei Storninghoff überall an die Hand, namentlich auch als Cicerone bei der Besichtigung der riesigen Stadt und ihrer Merkwürdigkeiten, führte ihn nach den verschiedenen Vergnügungsorten und lehrte seinen — hierin allerdings sehr gelehrigen — Schüler kennen, was das Leben im Oriente und namentlich in Stambul angenehm macht.

Zeit hierzu hatten die beiden jungen Männer im Ueberfluß, da Herr von Stockhorn nur zwei Stunden im Tage wirklich beschäftigt war und zwar mit dem Visiren der Pässe und ähnlichen kleinen Arbeiten der Gesandtschaft, Herr von Storninghoff aber noch weniger in Anspruch genommen wurde.

Allerdings war Seine Excellenz der Herr General-Major von Marodni schon acht Tage nach ihm auf

der österreichischen Gesandtschaft in Constantinopel eingetroffen und sofort, wie Storninghoff durch seinen Freund erfuhr, mit den höheren und höchsten Beamten des Divans in Berührung getreten; allein seinen Attaché hatte dies bis jetzt noch wenig beläſtigt. Der General-Major zeigte sich auch hier finster und kurz gegen ihn, ja die Excellenz ließen sogar, wie schon in Frankreich, eine gewisse Abneigung gegen ihren Attaché oft ziemlich deutlich durchblicken. Die Geschäfte überkamen daher zumeist — die wichtigeren ganz und gar — dem, den General-Major ebenfalls begleitenden bejahrten und erfahrenen Hauptmann von Kübel; nur hie und da wurde Storninghoff berufen, eine Depesche, einen Bericht oder eine sonstige Arbeit von untergeordneter Wichtigkeit nach dem Dictate seines militärischen Bullenbeißers niederzuschreiben und zu befördern.

Einen anderen jungen Mann würde dies vielleicht gekränkt und beleidigt haben; da Storninghoff aber selbst fühlte, daß er mit Recht gar keine Ansprüche auf den ihm — der Himmel mußte wissen warum — übertragenen Posten machen konnte, so nahm er die Sache von der fatalistischen Seite und beschwichtigte seine Seele mit dem bekannten:

„Wo wir uns der Sonne freuen
Sind wir jeder Sorge los.
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß!“

Auch heute wieder hatten die beiden Freunde das Gesandtschafts-Hôtel verlassen, um einen Gang durch die Stadt und namentlich dem interessantesten Theile derselben, dem Bazar, zu machen.

Auf dem Wege dahin verwünschte Storninghoff, wie schon so häufig, die Bauart und Einrichtung der türkischen Häuser. Da alle Fenster nach der Außenwelt mit dichten kreuzweisen hölzernen Gittern versehen sind, die keinen Blick in das Innere gestatten und selbst die dahinter Erscheinenden von Außen her nicht erkennen lassen, so war auch sein bis jetzt fast täglich erneutes Forschen nach den unglücklichen Französinnen noch von keinem Erfolge gekrönt worden. Dennoch ließ Storninghoff nicht nach; selbst die ihm begegnenden Frauengestalten suchten seine Blicke zu entschleiern: konnte doch unter der Verhüllung eine der Schönen des „Nils" verborgen sein.

Die Türkinnen sind in Constantinopel keineswegs so unsichtbar, wie man allgemein glaubt, so daß Storninghoff auf den Straßen und im Bazar hie und da Gelegenheit hatte Studien zu machen.

Auch jetzt war dies der Fall. Eine schöne weibliche Gestalt, tief verhüllt, glitt an ihnen vorüber.

„Die verwünschten Schleier!" — rief Storninghoff ärgerlich aus, als sich die Gestalt in der Menge verloren, — „sie und die Gitter an den Fenstern möchte ich zum Teufel wünschen!"

„Unsere Damen hier würden sie halt gern ver-

missen" — meinte Herr von Stockhorn lächelnd — „sie sind so eitel und putzsüchtig wie unsere Grazien. Indeß wissen sie auch recht gut, daß eben gerade die Schleier — und das werden mir Euer Gnaden zugestehn — den Reiz ihrer Erscheinung ganz ungewöhnlich erhöhen."

„Es ist in der That so!" — versetzte Storninghoff — „Unter dem Schleier nimmt sich ein schönes junges Gesichtchen doppelt hübsch aus" . . .

Von Stockhorn lachte: „Gewiß!" — sagte er in spöttelndem Tone — „namentlich weil der ohnehin weißgeschminkte Teint gar eigenthümlich und melancholisch von dem tief-schwarzen Haar und den schwarz gefärbten Augenbrauen und Wimpern absticht."

„Mag sein!" —

„Und sie recht gut wissen" — fuhr der Freund fort — „daß diese Eigenthümlichkeit eben in dem Verschleiertsein noch ihre Erhöhung findet. O die Frauen sind sich überall gleich!"

„Mir scheint indeß die Haut der hiesigen Frauen ohnehin sehr zart und weich zu sein!"

„Sprechen Euer Gnaden aus Erfahrung?"

„Sie dürfen auch noch spotten; erstens suche ich, wie Sie wissen, meine unglücklichen Französinnen . . ."

„Wenn Sie so lange bei uns bleiben, bis sie die finden," — meinte der Freund heiter — „so haben wir das Glück Euer Gnaden jedenfalls lange bei uns zu behalten!"

„Und dann“ — fuhr Storninghoff fort — „sind ja euere Damen hier so gut wie eingemauert. Aber Spaß bei Seite: die Haut der Türkinnen . . .“

„Ist durch das viele Baden ungemein weich und zart; eben dadurch aber auch so empfindlich, daß schon mit dreißig Jahren die Spuren des Alters eintreten.“

„O weh!“ — rief Storninghoff.

„Dafür sind ihre Reize auch schon im zwölften und vierzehnten Jahre vollständig entwickelt!“

„Alla il Alla!“ — sagte Storninghoff mit leuchtenden Augen — „das muß herrlich sein; so ein vierzehnjähriges türkisches Frauchen wünschte ich mir auch.“

„Ja!“ — meinte Herr von Stockhorn — „wenn nur nicht eines dabei zu beklagen wäre.“

„Und das ist?“

„Vielmehr als Sklavin ist eben das Weib in dem Orient nicht!“

„Nun, so arg wird es wohl nicht sein!“

„Doch! doch!“ — rief von Stockhorn — „ohne alle Rechte und Freiheit vegetiren die schönen Wesen nur kurze Zeit . . . um . . . ihrem Herrn zu gefallen und dann verachtet und vergessen in irgend einem Winkel des Harems das Gnadenbrod zu essen.“

„So sind sie eigentlich nichts als Hausthiere, gewissermaßen Schoßhündchen . . . Lieblingskätzchen . . .“

„So ist es! Von weiblicher Erziehung und Ausbildung ist nicht die Rede . . .“

„Und ihr Lebenszweck sollte allein . . .“

„Sie kennen keinen anderen Lebenszweck, als ein Spielwerk der Männer zu sein und sich mit Putz und Kindereien zu unterhalten."

„Auf der Straße aber ist ihr Anzug sehr einfach; indem der weite bunte Mantel ohne Façon, der die ganze Gestalt umhüllt, in der That sogar unschön ist."

„Desto reizender, kostbarer und malerischer soll ihre Tracht im Inneren des Harems sein!" — sagte Herr von Stockhorn, — „und zwar um so mehr, als die dünnen, zumeist durchsichtigen Stoffe dem bewundernden Auge alles bieten, was nicht schon geboten ist. Hier im Harem allein und für den unbedingten Willen ihres Herren, existirt das Weib des Orientes; eben darum aber — und weil kein anderer Mann den Harem jemals betreten darf — ist das Weib auch ganz in der Gewalt seines Herrn, der dadurch zugleich Herr über Leben und Tod ist, zumal die Ereignisse innerhalb der Mauern des Harems nicht controlirt werden können."

Herr von Storninghoff wollte etwas erwidern, als sein Freund plötzlich rief:

„Rasch, Euer Gnaden, rasch aus dem Wege!"

„Warum denn?" — frug dieser erstaunt.

„Weil dort die Equipagen des Sultans mit einigen seiner Frauen kommen!"

Storninghoff war entzückt: — „Herrlich!" — rief er, „da bekommt man auf einmal eine Sultanin zu sehen!"

„Wird halt schwerlich der Fall sein!“ — meinte sein Begleiter, mit dem ihm eigenen gemüthlichen Lächeln. — „Nehmen Eure Gnaden vor allen Dingen Ihren Hirnschädel in Acht!“ — und damit zog er den widerstrebenden Freund zur Seite.

Storninghoff wollte Weiteres erwidern, aber in demselben Augenblick nahten sich mehrere mittelalterliche Carrossen, große übergoldete Glaskasten.

Storninghoff streckte sich, um die Damen zu erschauen; aber die Eunuchen, welche die Wagen zu Pferde und zu Fuße umgaben, machten Anstalten mit ihren langen Stöcken den Kopf des Neugierigen zu bearbeiten. Nur ein starkes Zurückreißen durch den Freund rettete Storninghoff.

„Da haben Eure Gnaden halt gleich wieder einen Beleg für die türkische Eifersucht!“ — sagte lachend der Gesandtschafts-Attaché, als der Zug vorüber war; — „folgen Sie daher meinem Rath und kühlen Sie Ihr Müthchen in Betreff Ihrer Holden vom „Nil“ ab; es könnte Ihnen sonst noch schlimmer ergehen!“

Die beiden jungen Männer waren unterdessen auf dem Bazar angekommen.

Der Bazar in Constantinopel ist bekannter Weise eine kleine Welt für sich selbst und einem Labyrinthe ähnlich, da man sich kaum aus ihm herausfinden kann. Ein riesiges Viereck von der Größe einer kleinen Stadt bildend, bietet er nach Innen ganz gleich aussehende Gänge von nahezu zehn Fuß Breite, in welchen sich

Laden an Laden drängt. Da das Ganze aus Stein aufgeführt und gewölbt ist, so herrscht hier stets, trotz der Hitze, eine höchst angenehme Kühle. Das Ganze bietet dabei dem Auge eine so merkwürdige Mannichfaltigkeit, daß es wie das lieblichste Chaos erscheint. Der Eindruck ist um so größer, als die Unmassen von Waaren aller Art offen ausgelegt sind und nicht, wie bei uns, lediglich hinter Schaufenstern prangen.

Hier ist so recht das bunte Leben Constantinopels präsentirt: überall leuchten, in den grellsten Farben, schillern, blinken und blitzen die kostbarsten Kleiderstoffe, die herrlichsten seidenen Gewänder, mit Goldstickereien überdeckt, Modeartikel der brillantesten Art, Schmuckgegenstände in Gold, Perlen, funkelnden Edelsteinen; Waffen aller Größe und Arten, eingelegt mit Silber und Gold, so wie Alterthümer, welche den Blick des Fremden durch die Sonderbarkeiten ihrer Formen und den Werth des Materials anziehen.

Zu allen Seiten zeigen sich türkische Restaurationen oder Verkäufer von Wasser-Limonade und Eis, bei welchen man sich auf das Angenehmste erfrischen kann. So ist der Bazar unbestritten das Interessanteste was Constantinopel bietet, zumal hier alle Nationen des Orientes und Occidentes in ihren, oft so malerischen Nationaltrachten vertreten sind: Türken, Tscherkessen, Russen, Griechen, Albanesen, Egypter, Engländer, Italiener, Amerikaner, Franzosen, Deutsche und selbst die schwarzen und braunen Söhne der glutherfüllten

Wüsten Afrikas. Die Orientalen schreiten dabei, meist bis an die Zähne bewaffnet, mit ihren Turbans und langen dichten Bärten ernst und feierlich einher; während Soldaten und Priester aller Art in ihren verschiedenen Gewandungen, namentlich auch eine Menge schmutziger Derwische, den Kopf mit langen zuckerhutförmigen Filzkappen bedeckt, sich durch die Massen der Käufer und Verkäufer, der Schaulustigen und Neugierigen drängen.

Da ist es denn wohl natürlich, daß auch die beiden jungen Freunde vom österreichischen Gesandtschafts-Hôtel oft ihren Weg nach dem Bazar richteten.

Auch heute war es geschehen; allein der Himmel weiß, wie es kam, in dem übermäßigen Gedränge waren die beiden jungen Männer von einander getrennt worden. Eine Reihe beladener Kameele, die Waaren herbeitrugen, verursachten in einem der schmalen Gänge „eine Stockung“ und so fanden sich, nachdem der Uebelstand gehoben, die Freunde nicht mehr.

Es wäre dies nun von keiner Bedeutung gewesen, wenn sich nicht Storninghoff beim Verlassen des Bazars auch noch irre gegangen hätte. So aber fand er sich plötzlich in einem ihm bis jetzt noch ganz fremden Türkenquartiere. Der orientalischen Sprachen war er natürlich nicht mächtig und deutsch, französisch oder englisch verstanden wiederum die ohnehin schweigsamen Bewohner dieses rein türkischen Stadttheiles nicht. Es war also gar nichts anderes zu thun, als

auf gut Glück vorwärts zu gehen, um endlich wieder in einen der mehr belebten, und daher auch in seiner Bevölkerung gemischten Stadttheil zu kommen. Aber auch dies hatte seine Schwierigkeiten und so wanderte Storninghoff, indem er sich die stoische Ruhe der Türken zum Beispiele nahm, denn auch mit einer ihm sonst durchaus nicht eigenen Gelassenheit weiter.

Jetzt war er in eine Gegend der Stadt gekommen, die durch schwarz angeräucherte Trümmer bewies, daß sie zu jenen unglücklichen Theilen Constantinopels gehöre, die erst vor kurzer Zeit einer der in Stambul und Pera so häufig vorkommenden riesigen Brände, erlegen war.

Zu beiden Seiten fand er Trümmerhaufen oder doch halb eingeäscherte Häuser. Menschen waren hier kaum zu sehen, da sich Alles aus diesen Gegenden geflüchtet hatte. Hie und da lag dabei ein todter, in Verwesung übergegangener Hund, der die Luft zum Entsetzen verpestete, den man aber, wie allen dergleichen Unflath, liegen gelassen, damit er gemüthlich auf der Straße vollständig verfaule und in seine Atome — allerdings nicht zum Schmause der Nasen und zur Gesundheit der Einwohner Stambuls — zerfalle.

Storninghoff eilte rasch von diesem unangenehmen Anblick hinweg, als er plötzlich, wie vom Donner gerührt, stehen blieb.

„Himmel!“ — rief er dabei leise — „sind das nicht dieselben Töne, . . . ist das nicht dasselbe Lied,

das ich einst in der Nacht am Bord des „Nil“ vernommen, und das ohne Zweifel von der einen der unglücklichen Französinnen kam?“

Er lauschte athemlos: es war ein echt französisch Lied, das gerade keine schmerzlichen Gefühle ausdrückte. So sehr schlimm konnte es der Verschwundenen also doch nicht gehen; oder half ihr ihr angeborener leichter französischer Sinn darüber hinaus?

Jedenfalls durchzuckte es Storninghoff mit freudigem Erschrecken.

Wie aber sollte er sich nun der Unsichtbaren zu erkennen geben?

Der junge Mann war rasch entschlossen: er intonirte das gleiche Lied, und als hierauf die Sängerin überrascht verstummte, wagte er kecklich den Ruf: „Nil“ und „Rettung“.

Ein leiser Schrei ließ sich vernehmen; augenscheinlich hatte man ihn erkannt.

Aber was nun weiter beginnen; er stand vor einer gewaltig hohen Mauer, der der Brand nur wenig geschadet, da er sie nur nach oben geschwärzt. Hinter der Mauer ragten Bäume hervor — zum Theil versenkt, zum Theil noch grün belaubt, — die sich weit, wohl bis zum Ufer des Meeres, hinzogen und sicher den Palast eines türkischen Großen mit seinem Harem umschlossen. In der Nähe und an die Mauer angelehnt standen nur die Trümmer eines zum großen Theile verbrannten Kiosk. Das geschwärzte

und halb zerstörte vergoldete Gitterwerk der Fenster sah seltsam aus — — vergangene Größe und Schönheit im traurigen Verfall.

Aber wie? . . . regt es sich denn nicht eben hinter jenen Resten einstiger Schönheit? — Schimmert nicht etwas durch, wie ein weißer Schleier? . . . wie ein blauseidenes Gewand? — wie ein Turban . . . und unter dem turbanähnlich gewundenen Schleier . . . ein Gesicht . . . das freudestrahlende Gesicht eines weiblichen Wesens?

„Bei Gott, sie ist's!" — jauchzte Storninghoff auf und streckte der entzückt Grüßenden die Arme entgegen. Aber . . . da lag freilich eine gewaltige Kluft zwischen den ausgereckten Armen Beider und an eine Verbindung der Straße mit dem Kiosk oder dem Garten war nicht zu denken; die fatale Mauer zeigte keine Thüre oder Bresche und war so hoch, daß auch an ein Uebersteigen nicht zu denken war.

Storninghoff wollte reden; aber die Gefangene drückte — Schweigen gebietend — den Finger auf den Mund, indem sie sich zugleich ängstlich umsah; dann, sich behutsam vorneigend, lispelte sie: „Heute um Mitternacht hier!" — — — und — — — war verschwunden.

Es kommen uns manchmal Dinge im Leben so unerwartet, daß es uns bedünkt, das Geschehene könne gar nicht wahr, nicht wirklich erlebt . . . es müsse ein Traum sein. So ging es auch hier Storninghoff.

Seit Wochen suchte er in ganz Constantinopel die so räthselhaft Abhandengekommenen und heute mußte er sie plötzlich hier, an einem Orte treffen, an dem er es wahrlich am allerwenigsten vermuthet.

Und mehr! . . . mehr! . . . mehr noch! . . . die liebliche Freundin vom „Nil" hatte ihm ein Rendezvous auf Mitternacht gegeben. Und wie sie so reizend in der türkischen Tracht ausgesehen! Also doch wohl durch die Schurkerei des alten Griechen verkauft und in den Harem eines vornehmen Türken gebracht. Nun, es mußte ihr gerade nicht übel dort gehen und gefallen, wenigstens dem Aussehen und der ganzen Erscheinung nach.

Das Herz von stürmischer Freude bewegt, suchte Storninghoff — indem er sich genau den Weg merkte — jetzt noch eifriger die Heimkehr zu bewerkstelligen. Erst beabsichtigte er, Freund Stockhorn sein Glück sofort mitzutheilen; dann aber kam er doch wieder davon ab, da er überzeugt war, daß ihm Stockhorn mit der ganzen, ihm zu Gebote stehenden Beredtsamkeit von dem verwegenen und gewagten Abenteuer abrathen würde. Er aber war fest entschlossen, es zu bestehen, es möge kosten, was es wolle.

So kam Mitternacht heran; Herr von Storninghoff machte sich, in Civilkleidern und wohl bewaffnet, auf den Weg, den er denn auch, nach manchen Schwierigkeiten, glücklich fand. Der Himmel war bedeckt und dunkel und der bewußte Stadttheil so vollständig von

aller Welt verlassen, als ob zwischen diesen rußigen Trümmern, — zwischen diesen Haufen von Steinen und Asche, — niemals ein lebendes Wesen gehaust habe.

Endlich war er zur Stelle; indeß hätte er den halbzerfallenen Kiosk in der Dunkelheit kaum unterscheiden können, wenn nicht ein leises: „Hier, mein Freund!“ ihn aufmerksam gemacht. Eben wollte er näher treten, als ihn ein Geräusch erschreckte. Sofort riß er den einen seiner Revolver hervor. — — — — Aber es blieb alles ruhig und jetzt erst bemerkte er, daß man eine Strickleiter, wie sie im Orient häufig sind, von oben herabgelassen hatte. Rasch erfaßte sie der junge Mann und — — — lag zwei Minuten später in den Armen der jungen Französin.

Weiß der Himmel wie es manchmal in der Welt zugeht: zwischen Storninghoff und der Schönen, die er jetzt im Arme hielt, war eigentlich noch kein Sterbenswörtchen von Liebe gewechselt worden und jetzt war es, als ob sie sich schon seit Jahren gekannt. Das war ein Flüstern und Erzählen und Storninghoff däuchte es als ob „Tausend und eine Nacht“ wieder zurückgekehrt.

War die Nacht nicht so lau, wie in Indien? Lag er nicht, ein zweiter Sultan Schachriar, auf einen weichen Teppich hingestreckt, den seine Scheherezade, die an seiner Seite ruhte, für ihn ausgebreitet? Trat

nicht eben der Mond durch die Wolken und ließ die vergoldeten halb vom Feuer verzehrten Gitter und die Reste der einst kostbaren Ausstattung des Gemaches nur noch phantastischer erscheinen? Waren das nicht Moscheen und Minarets, die in der Ferne schlank nach dem Himmel ragten? und Düfte des Orients, die ihn balsamisch umzogen?

Und klang nicht wie ein Mährchen, was seine Scheherezade ihm eben flüsternd erzählte?

Ja, es war in der That ein niederträchtiger Betrug mit ihr und ihrer jüngeren Schwester gespielt worden. Wie Herr von Stockhorn sogleich richtig vermuthet, hatte der alte schurkenhafte Grieche die armen Kinder mit der lügenhaften Aussicht auf eine Anstellung als Lehrerinnen in einem Mädcheninstitute in Constantinopel irre geführt und sie dann an einen türkischen Großen als Sklavinnen verkauft. Einmal in den Händen und der Gewalt desselben hatten sie sich zwar aus allen Kräften gegen dessen Zumuthungen gewahrt; aber ein Wink des finsteren Tyrannen und . . . von den Eunuchen überwältigt, ihrer schützenden Hülle beraubt und bis auf das Blut gepeitscht, brach ihre physische und moralische Kraft. Indeß was vermag der leichte französische Sinn nicht: die Annehmlichkeiten des Harems, die Bequemlichkeit, das süße Nichtsthun, und vor Allem die prächtigen Gewänder, die Uebermasse des Schmuckes, die Möglichkeit der Eitelkeit nach Herzenslust zu genügen, söhnte beide Mädchen gar bald mit

ihrem Schicksal aus. Es war ja doch nicht mehr zu ändern und ... so fügten sie sich. Nur eines blieb ihnen, und namentlich der Freundin Storninghoffs, unerträglich, die Abgeschlossenheit von der Welt und nun . . . nun ... war auch diese, wenn gleich nur für Augenblicke, gehoben. Was kümmerte es die Unbedachte, daß sie und ihr Freund an einem furchtbaren Abgrunde hinwandelten!? Beide Mädchen trugen eben das volle Gepräge des französischen Charakters, . . . das Gepräge des Feinen, Leichten, Zierlichen und Oberflächlichen. Nur das Gegenwärtige rührte sie; das Vergangene ist für jeden Franzosen und jede Französin ... vergangen und vergessen . . . und das Künftige kümmert sie nicht!

Hätte es für die unglücklichen Mädchen nicht nahe gelegen, sich des türkischen Despotismus zu erinnern, wie er im ganzen Oriente herrscht, — wie sie ihn schon selbst empfunden, ja dem . . . Menschenleben nichts sind? Fürst Repnin beklagte sich einst über einige Janitscharen beim Großvezier — — — da machte dieser bloß eine horizontale Bewegung mit der Hand, und einige Minuten darauf brachte man einen Sack, aus welchem dem Fürsten ... sieben Janitscharenköpfe entgegenrollten. Indessen . . . vergangen und vergessen . . . und das Künftige kümmert sie nicht.

Storninghoff war glücklich im weitesten Sinn des Wortes; denn so streng der Harem auch bewacht wurde,

die Schwester seiner Angebeteten reichte dieser die Hand, wie die schlaue Dinarsade ihrer älteren reizenden Schwester, der Sultanin. Was vermag denn Weiberlist nicht? während die jüngere der Französinnen ihren Tyrannen in der Gluth wilder Leidenschaft an sich fesselte — wie auf antiken Amoretten den Löwen mit Rosenketten — lockerte sie die Banden der älteren. Der Türke liebt ja Abwechslung.

Vierzehn Tage waren dem Glückssprinzen so vergangen, als er es nicht mehr über sich bringen konnte, seinem Freunde, Herrn von Stockhorn, sein, von Seligkeit und Wonne übersprudelndes, Herz auszuschütten. „Weß' das Herz voll ist, geht der Mund über!" sagt das Sprüchwort, und es ist wahr, der Mensch kann eher das größte Unglück schweigend tragen, als glückliche Momente, namentlich wenn sie dabei noch . . . seiner Eitelkeit schmeicheln.

Aber wie erschrak er, als Herr von Stockhorn bei dieser Mittheilung seines neuen Freundes todtenbleich wurde und ihn mit Vorwürfen über seine grenzenlose Unbedachtsamkeit überhäufte.

„Aber, Euer Gnaden!" — rief der Gesandtschafts-Attaché — „ich habe Sie halt doch so sehr vor einem solchen Schritte gewarnt; wenn man in Wien erführe . . ."

„In Wien?" — wiederholte staunend Storningshoff — „was hat denn das mit Wien zu thun?"

Stockhorn war augenscheinlich verlegen: — „Ich dachte nur“ — stammelte er — „an Ihre Freunde oder Verwandten dort.“

„Beruhigen Sie sich, mein Bester!“ — rief Storninghoff lachend — „Verwandte habe ich dort keine, und Freunde? . . . je nun, die würden sich gaudiren, wenn sie hörten: Storninghoff, der leichtsinnige Strick, ist in Constantinopel in den Harem eines türkischen Großen eingedrungen und hat eine der schönen Sklavinnen desselben entführt! Ein Blitzkerl das!“

„Ja! oder auch: er ist strangulirt worden und zwar sammt seiner Schönen!“

„Dafür wollen wir thun!“ — entgegnete strahlenden Auges Storninghoff — „heute Nacht komme ich noch einmal zu ihr und morgen entführe ich meine Puppe.“

„Sind Euer Gnaden bei Sinnen?“

„Die Ihrigen werden Ihnen vergehen, wenn Sie das reizende Wesen zu Gesicht bekommen.“

„Ich beschwöre Sie, lassen Sie von diesem unglücklichen Gedanken ab!“

„Nie und nimmer! Es sind alle Vorkehrungen getroffen.“

„Ich werde Euer Gnaden mit Gewalt zurückhalten.“

„Das werden Sie nicht, mein Bester!“

„Verlassen Sie sich darauf.“

„So würden Sie mich zwingen . . .“

„Zu was?“

„Gewalt mit Gewalt zurückzuweisen.“

„Sie scherzen!“

„Ich glaube eher, daß Sie es thun.“

„Wie so?“

„Weil der Gedanke in der That wahnsinnig wäre. Wollen Euer Gnaden in's Verderben rennen?“

„Stehe ich nicht munter und wohl vor Ihnen?“

„Heute noch!“

„Und sah meine Schöne doch schon mehr denn vierzehn Mal!“

„So danken Sie halt Gott und den Heiligen und versuchen den Himmel nicht noch einmal. Aber wer ist denn der Gebieter Ihrer Schönen?“

„Ich weiß es nicht!“

„Und haben es Euer Gnaden nicht von der Dame erfahren?“

„Nein!“

„Wie?“

„Ich erkundigte mich schon; aber auch sie wußte es nicht.“

„So müssen Sie doch sagen können, wo der Harem liegt!“

Storninghoff beschrieb die Gegend genau. Herr von Stockhorn hörte mit Spannung zu; seine Züge verfinsterten sich dabei mehr und mehr; als aber der

Freund die Beschreibung beendet, sprang er entsetzt auf und rief:

„Da sind Euer Gnaden in die Höhle eines Löwen . . . nein! in die Höhle eines Tigers gerathen! Das ist die Besitzung Dobramyl-Pascha's, des berüchtigten ehemaligen General-Gouverneurs von Smyrna!"

Storninghoff lachte.

„Ihr Leichtsinn ist unbegreiflich!" — rief Herr von Stockhorn. — „Wissen Sie, daß man von schrecklichen Dingen murmelt, die in jenem Harem schon vorgekommen sein sollen?"

„Sein sollen!"

„Der Großvezier selbst hat ein Auge auf den Mann!"

„Desto besser für mich!"

„Er haßt die Christen ärger als jeder andere Sohn Mahomed's."

„Die Christinnen aber wohl nicht!"

„So lang sie als Sklavinnen . . ."

„Um so mehr bin ich verpflichtet, die Mädchen zu retten!"

„Wahnsinn! wenden wir uns lieber nochmals an die französische Gesandtschaft; diese mag alsdann an den Großvezier, selbst an den Padischah gehen . . . ."

„Als wenn wir dies nicht schon völlig erfolglos gethan?"

„So versuchen wir es noch einmal!"

„Nein! nein! nein!“ — rief Storninghoff — „ich habe mich der Dame mit meinem Ehrenwort verpflichtet, sie zu retten, und das werde ich thun und sollte ich mein Leben daran setzen müssen.“

„Das thun Euer Gnaden in der That!“

„Ich bin Soldat! Lassen Sie mich nicht bereuen, Ihnen mein Vertrauen geschenkt zu haben!“

Herr von Stockhorn ging längere Zeit schweigend und mit finsteren Mienen auf und ab. Ton und Stimmung hatten sich zwischen beiden jungen Männern zu einer gewissen Gereiztheit gesteigert. Endlich blieb Stockhorn stehen, reichte Herrn von Storninghoff die Hand und sagte ernst:

„Ich denke, daß ich Euer Gnaden mehr denn einmal Gelegenheit gegeben habe, zu erkennen, daß ich es halt wirklich treu und ehrlich mit Ihnen meine.“

„Gewiß!“ — versetzte Storninghoff, die dargebotene Rechte mit aufrichtiger Dankbarkeit schüttelnd.

„So bitte ich Sie wenigstens um eines!“ — fuhr der Gesandtschafts-Attaché fort.

„Und das wäre?“

„Ueberlegen Sie sich die Sache noch bis übermorgen; sind Sie dann halt noch Ihrer jetzigen Meinung, . . . nun . . . so mag es sein. Ich habe Alles aufgeboten, Sie zu warnen.“

„Ich habe versprochen . . .“

„Wollen Sie mir die kleine Gefälligkeit verweigern?"

„Nun denn, es sei! . . . Ich unterlasse die Befreiung der armen Wesen bis übermorgen! Aber nur unter einer Bedingung."

„Und die wäre?"

„Daß Sie mein Vorhaben an Niemand verrathen . . ."

„Herr von Storninghoff!"

„Und mir nicht weiter in den Weg treten."

„Sie haben mein Wort!" — sagte Herr von Stockhorn ernst und beide jungen Männer trennten sich augenscheinlich verstimmt.

Storninghoff war soeben der Strickleiter — die aus der Ruine des Kiosks, wie bisher allnächtlich, von zarter Hand heruntergelassen worden war — hinaufgestiegen und lag in den Armen seiner Schönen, deren glühende Küsse auf seinen Lippen brannten.

Die Nacht war prächtig; der Mond stand mit einer Klarheit, wie man sie nur im Orient kennt, am Himmel, der sich in tiefdunkelem Blau über die Riesenstadt und das nahe Meer spannte. Milde laue Lüfte — entzückend angenehm nach der erdrückenden Hitze des Tages — trugen balsamische Düfte von den

Blumenbeeten des umliegenden Gartens herauf, der still und träumerisch dalag und sich mit seinen dunkeln Cypressengängen bis an die Ufer des Bosporus hinzog. Tiefe Stille herrschte dabei rings umher, da der Lärm des gewaltigen, ewig bewegten Stambuls zu einem leisen Geräusche zusammengeschrumpft war, das dem Branden eines fernen Meeres glich. Nur die Nachtigallen ließen ihre langgezogenen herrlichen Töne, wie sehnsüchtige Rufe der Liebe, vernehmen, während der Ortolan in den nahen Bäumen sein wunderliebliches Lied sang.

Ueber den Häuptern der Glücklichen aber ringelten sich südliche Schlingpflanzen um die Goldstäbe des Geländers und ihre herabhängenden, seit dem Brande schon wieder gewachsenen Zweige flatterten, wie lebendige Arabesken, im Winde. Nachtschmetterlinge wiegten sich dabei auf den süßduftenden Kelchen oder flatterten von Blume zu Blume, während Tausende von Leuchtkäfern, wie ebensoviel kleine bewegliche Sterne, in der Luft auf- und abtanzten.

Aber was war das Alles gegen die Blume der Blumen, gegen den strahlenden funkelnden Stern, der dem jungen Mann jetzt aufging!

Seine Freundin war bisher immer in leichten einfachen Gewändern, wie sie die Türkinnen tragen, wenn sie sich süßer Bequemlichkeit hingeben, erschienen; der Sicherheit wegen von einem dunkelen Ueberwurf be-

deckt. Für heute hatte sie ihm versprochen — da ihr Herr und Gebieter, wie sie erfahren, mit dem Padischah und in seinem Gefolge auf einige Tage Skutari beglückte — sich in einem der Glanz-Anzüge zu zeigen, in welchem sie ihren Herrn zu empfangen hatte, sobald er sie mit seinem Besuche beehrte.

Wie aber staunte der junge Deutsche, als sie nun den dunkelen Ueberwurf und die dunkelen Kopfschleier zurückwarf und plötzlich gleich einer Sultanin vor ihm stand.

Glich sie doch eher einem Zauberbilde, als einem menschlichen Wesen.

Das Hauptstück ihrer Kleidung waren ein Paar sehr weite, bis auf die Schuhe reichende Beinkleider von dünnem rosenfarbigem Damast, mit silbernen Blumen reizend durchwirkt. Die kleinen netten Füßchen — die Französin verrathend — deckten zierliche Pantoffel von rosa Atlas und gleichem Muster. Ueber die Beinkleider fiel ein Hemde von so schöner weißseidener Gaze, daß es, obgleich am Halse mit einem Diamantknopfe geschlossen, dennoch Form und Farbe des Busens leicht erkennen ließ. Ebenso zeigten die weiten, bis über die Ellbogen reichenden Aermel zwei äußerst zart geformte Arme. Ein enges, dicht an dem Leibe schließendes Jäckchen, von weißem goldgesticktem Atlas, schweren goldenen Fransen und Diamantknöpfen besetzt, verrieth die ungezwungenste und feinste Taille,

die man sich zu denken vermochte, während ein Kaftan von dem gleichen Stoffe der Beinkleider, die Gestalt nett umschloß und von einem breiten, mit kostbaren Steinen besetzten Gürtel gehalten wurde.

Gleich reizend und mit zauberhafter Leichtigkeit war ein lichter Silberstoff wie ein Turban um den Kopf geschlungen. Ungemein neckisch ruhte dabei dieser zierliche Kopfputz auf der Fülle rabenschwarzer Locken und Zöpfe, durch welche sich Perlenschnüren schlangen, wie Reihen glänzender Sterne in dunkler Nacht. Den Turban aber schmückte ein Strauß von Juwelen, der natürliche Blumen feenhaft nachbildete. Die Knospen waren von Perlen, die Rosen von vielfarbigen Rubinen, die Jasminen von Diamanten, die Jonkillen von Topasen.

Aus allem diesem Glanze aber, aus aller dieser Pracht blickte das zarte, blasse Antlitz der hübschen jungen Französin, das die widersprechendsten Reize lieblich einigte und jetzt von heißer Liebesglut und freudigem Stolze strahlte.

Arme kleine Thörin! du kannst ja freilich nicht ahnen, wie viele deiner Schwestern in den Glanzmomenten ihres kurzen Daseins diese Pracht trugen . . . und . . . wie viele sich *nach dir*, in thörichtem Wahne, noch damit schmücken werden. Wenn dein Herr und Gebieter an deiner Seite ruht, zählt er mit teuflischem Lächeln die Edelsteine deines Gürtels; —

wenn man von dir nichts mehr weiß, — — — zählt der Gürtel einen Edelstein mehr.

Der junge Mann war entzückt; glich seine Freundin in dieser Pracht doch einer jener Feenköniginnen, von welchen ihm, in seiner Kindheit glücklichen Tagen, die theure, längst heimgegangene Mutter so oft erzählt.

Und jetzt war eine dieser Feenköniginnen sein, — ruhte in seinen Armen, — an seiner Brust, — tauschte glühende Küsse mit ihm, — und — — — vergaß, wie er, über der Liebe entzückendes Glück, Himmel und Erde!

Und die Lüfte wehten milder und sanfter, — und die Blumen dufteten berauschender; — süßer noch, wie aus liebesschmachtender Seele, riefen die Töne der Nachtigall, klang das Lied des Ortolans, — — — aber was ist das? — — — war das nicht ein Geräusch?!

Storninghoff und die Dame seines Herzens blickten erschrocken auf; da! . . . da! . . . der Schrei des Entsetzens, der sich ihrer Brust entwinden wollte, erstarrte in derselben . . . . vor ihnen stand, die Arme auf der Brust verschlungen, mit der einen Hand den Griff des im Gürtel steckenden Dolches krampfhaft umfassend, der Herr des Gartens und des Harems: Dobramyl-Pascha. Sein Gesicht glühte in Zorn, — seine Augen flammten wie die einer Tigerin, der man

die Jungen geraubt, — seine buschigen Augenbrauen hatten sich dicht zusammengezogen, Unheil verkündenden Wetterwolken gleich, — während es um seine Mundwinkel wie mit zerschmetternden Blitzen zuckte.

So stand sie da — regungslos — die große gewaltige Gestalt, noch finsterer durch den mächtigen Turban, den dichten, bis zur Hälfte der Brust reichenden Bart, die ernste Kleidung und die aus derselben hervorstarrenden Waffen.

Storninghoffs Hand war sofort nach dem Revolver gefahren, den er in seiner Tasche trug; ehe er aber denselben noch erfaßt, hatten ihn zwei Eunuchen von riesigem Körperbau von hinten ergriffen, entwaffnet und gefesselt. Zwei Minuten später waren die beiden Liebenden an Händen und Füßen geknebelt; der Herr und Gebieter gab ein Zeichen und die vier anwesenden Eunuchen trugen die Gefangenen — Storninghoff hatte man den Mund verstopft, seine Gefährtin war bewußtlos niedergesunken — hinweg.

Mit Entsetzen erkannte der junge Mann jetzt, wie recht sein Freund gehabt, als er ihn gewarnt. Nun war es zu spät und mit der vollen Wucht der Verzweiflung erfaßte der Gedanke seine Seele: in welchen Abgrund des Verderbens er sich und die unglückliche Freundin gestürzt. Seine Augen rollten wild umher; was half ihm jetzt der Muth, auf den er vertraut,

die Hoffnung, die er auf seine Stellung bei der österreichischen Gesandtschaft gesetzt; . . . unfähig sich zu regen, selbst nur um Hülfe zu rufen oder sich zu erkennen zu geben, mußte er sich den dunkeln Cypressengängen entlang regungs- und bis auf das Aeußerste hülflos hinschleppen lassen.

Endlich war ein finsteres Gebäude erreicht; es war das Gefängniß des Harems, in welchem die Frauen und Sklavinnen nur zu oft den Zorn ihres tyrannischen Herrn und Gebieters abbüßen mußten. Die Eunuchen, die ihn bis hieher geschleppt hatten, warfen ihn, wie ein gefangenes Thier, in einer der Gefängnißzellen nieder und schlossen hinter sich die Thüre mit gewaltigen Riegeln.

Storninghoff, dem das rohe Niederwerfen fast die Knochen zerbrochen und der, den Knebel im Munde, dem Ersticken nahe war, rang jetzt in der That mit völliger Verzweiflung; was hatte er zu erwarten, und was erwartete die Unglückliche?

Alle Schreckensgeschichten, die man ihm von solchen und ähnlichen Fällen erzählt hatte, durchkreuzten sein Gehirn und stürmten mit fieberhaften Bildern auf dasselbe ein, so daß ihm das klare Bewußtsein zu schwinden begann. Sein Herz schlug und klopfte zum Zerspringen, — die Pulse flogen, — und dem Ersticken nahe perlte kalter Schweiß von seiner Stirne in großen Tropfen herab.

Und wo war sie? — was ging jetzt mit ihr vor? — unter welchen Qualen hauchte sie vielleicht jetzt schon ihre Seele aus?

Und dabei die Finsterniß und die Stille rings umher. Die Minuten wurden ihm zu Stunden der Qual — — da! da! waren dies nicht Schmerzensschreie, — — — war dies nicht das Wimmern einer Frauenstimme? — waren das nicht die Jammerrufe einer Verzweifelten? und dazwischen das Klatschen wüthender Peitschenhiebe?

Gott! Gott! es unterlag keinem Zweifel die Unglückliche büßte auf das Furchtbarste ihre Unklugheit — und — erwartete ihn wohl etwas anderes?

„Rettung! Rettung! Hülfe!" — schrie es in seiner Seele — umsonst — der Ton der Stimme versagte, die geknebelten Glieder blieben regungslos, der Kerker verschlossen — — — — nur das verzweiflungsvolle Wimmern dauerte fort, wie der Schall der Peitschenhiebe.

Da ward das Wimmern immer schwächer und schwächer, bis es ganz verstummte.

Sie ist todt, schrie es in seiner Seele auf — — sie haben sie todt gepeitscht — — erdrosselt! ermordet.

In diesem Augenblick klirrten die schweren eisernen

Riegel seines Gefängnisses, die Thüre öffnete sich und die beiden riesigen Eunuchen traten ein.

„Jetzt hat deine Stunde geschlagen!“ — zuckte es durch seine Seele und es ward finster in seinem Geiste.

Einer der Eunuchen aber erfaßte den Regungslosen, warf ihn mit Leichtigkeit über die Achseln und trug ihn fort.

Storninghoff kam erst wieder zu sich, als die frische Luft des Meeres ihn umspülte. Noch war es Nacht. Er lag auf dem Boden eines Kaiks, der frisch in die Fluthen des Bosporus steuerte; neben ihm aber glitt, wie er im Mondenschein erkannte, ein zweiter Kaik dahin.

In diesem stand ein anderer der riesigen Eunuchen. Aber — gerechter Gott — was hielt er auf seinen Achseln?!

Es war ein Sack von der Länge eines Menschen, — — — und in dem Sack bewegte sich etwas in verzweifelten Windungen — — wimmernd — wie in Todesängsten und Todesqualen nach Befreiung ringend.

Jetzt hielten beide Kaiks an .... der Eunuche des zweiten erfaßte den Sack, ... hob ihn mit seinen nervigen Armen wie einen Spielball in die Höhe und — — — schleuderte ihn in den Bosporus.

Ein furchtbarer, Mark und Bein erschütternder Schrei, — — ein Patschen und Emporspringen des Wassers — — — und — — — alles war still — — — still — — — still!

Storninghoff hatte das Bewußtsein verlassen.

Der Geburtstag.

Es liegt sowohl im Interesse des Staates wie der Familie, die sociale Stellung derjenigen Frauen, welche darauf angewiesen sind, durch alleinige Anstrengung ihrer Kräfte, eine Lebensstellung zu erringen, derart zu verbessern, daß es denselben möglich ist, bei Fleiß und Sparsamkeit eine, ihrer Bildung entsprechende Existenz zu finden.

Während man auf der einen Seite Kunst und Wissenschaft unterstützt, Handel und Industrie auf alle mögliche Weise fördert, hierdurch dem männlichen Theile der Bevölkerung ein hinreichendes Feld der Thätigkeit erschlossen und erleichtert ist, läßt man die andere große Hälfte in grausamer Knechtschaft schmachten, in einem Zustande zwischen: „nicht leben und nicht sterben können", und zwar — wegen Mangel an Boden zur Arbeit.

Die wenigen Fächer, welche bis jetzt der Thätigkeit

der Frauen zur Benutzung überlassen, sind so übersetzt durch die allzugroße Zahl der in unfreiwilligem Cölibate lebenden Mädchen, daß die allzustarke Concurrenz den Werth der Arbeit der Art gemindert hat, daß es den völlig Vermögenslosen unmöglich ist, bei der größten Anstrengung auch nur so viel zu erwerben, um davon leben zu können, geschweige einem sorgenfreien Alter entgegen zu sehen.

Die Mehrzahl dieser bedauernswerthen Mädchen sind Töchter von Beamten und hiermit der ohngefähre Grad ihrer Bildung angegeben.

Der Vater, welcher zwanzig bis vierzig Jahre im Dienste des Staates zugebracht, hinterließ auf seinem Sterbebette der Familie Nichts, als die Sorge vor einer schrecklichen Zukunft; denn wann und wo wäre es ihm möglich gewesen, für die Tage der Noth etwas zu ersparen, in einer Zeit, in welcher sein Gehalt kaum hinreichte, die täglichen Bedürfnisse zu bestreiten und das etwa vorhandene kleine Vermögen zur Erziehung der Kinder, besonders der Söhne, verwendet wurde. Die Mädchen, welche den Unterricht der städtischen Schulen genießen, haben, — demselben entwachsen, — gerade so viel lesen, rechnen und schreiben gelernt, daß sie die Einkäufe des Marktes in's Tagebuch eintragen können; denn die anderen im Schulplane angeführten Lehrfächer werden bis jetzt noch immer so unvollständig und unpraktisch gelehrt, daß die Besucherinnen der Schulen auch nicht den mindesten

Vortheil von dem, etwa noch nicht Vergessenen haben.

Der Schule entlassen, besuchen die nicht ganz Unbemittelten nun eine sogenannte Fortbildungsschule, um sich für das Fach der Erzieherinnen auszubilden, welcher Beruf vorzugsweise Kenntnisse der Sprachen erfordert, auf deren Erlernung in Privatunterrichts-Anstalten mehr Zeit und Sorgfalt verwendet wird.

Der größere Theil aber, um die Einnahmen des Vaters, für die voraussichtlichen größeren Ausgaben, welche nun die Bestreitung der Toilette verursacht, zu vermehren, sticken nun vom Morgen bis zum Abend, welche Anstrengung denselben einen kaum zu nennenden Verdienst bietet. Dazu kommt aber dann noch ein anderes Uebel: über den Stickrahmen — oder auch die sonstige Handarbeit — gebeugt, wird die Natur des jungen Mädchens in ihrer Entwicklung gehemmt, der Körper siech und matt; und so bildet sich, in nothwendiger Folge, zumeist auch ein kränkelnder Geist. Die Einbildungskraft, bei solcher Arbeit vorzüglich thätig, erhitzt sich mehr und mehr, und der in der normalen Entwicklung gestörte Körper erzeugt ein krankhaftes Nervenleben, aus welchem alsdann, neben so manchen körperlichen Leiden, die Fehler und Thorheiten der Frauenwelt, wie sie ist, sich bilden.

Nach dem Tode des Vaters sollen nun aber auch häufig Kost und Wohnung von dem Erlöse der Hand-

arbeiten bestritten werden; wie ist dies aber möglich bei einer so geringen Einnahme?

Im ewigen Kampfe mit den Widerwärtigkeiten und den Entbehrungen, welchen die armen Mädchen dabei ausgesetzt sind, ringen dann die Stärkeren eine Zeit lang, um endlich, krank und müde, von einem sorgenvollen, freudenleeren Leben durch den Tod erlöst zu werden. Die bei weitem größere Zahl aber — unfähig, lange zu kämpfen, — den täglichen Versuchungen und Verführungen Preis gegeben, fallen denselben als Opfer und vermehren auf erschreckende Weise die Zahl Derjenigen, welche man bemitleiden und verachten muß.

Giebt man dem Hungernden Brod, wird er nicht stehlen; bietet man der jugendlichen Frauenwelt Arbeit und Lohn, wird sie den Boden der Sittlichkeit nicht, um des Gewinnes willen, verlassen! Es wird zwar zu allen Zeiten arbeitsscheue Menschen geben; aber die Zahl Derjenigen, welche aus Noth sündigen, wird sich dergestalt verringern, daß sie wenigstens nicht als vorwiegendes Element zu Tage treten und die Gesellschaft überfluthen, wie dies jetzt der Fall ist.

Auf politischem, religiösem und socialem Gebiete gehen wir Umwälzungen — großen Umwälzungen — entgegen. Reformen sind hier überall unumgänglich nothwendig geworden, wie sehr man auch sich von verschiedenen Seiten dagegen sträuben mag; fangen

wir also da an, wo es am nöthigsten ist: und das ist die Verbesserung der Lage Derjenigen, welche dasselbe Recht haben, zu fordern, daß man ihnen nicht unmöglich macht, auf entsprechende Weise zu arbeiten und . . . zu leben.

Tausende von Händen könnten nützlicher beschäftigt werden, als dies bis jetzt der Fall gewesen!

Je mehr thätige und wohlhabende Menschen in einem Staate leben, desto besser und glücklicher lebt es sich in demselben. Durch Einführung der Gewerbefreiheit ist ja ohnedem der erste und auch sicherste Schritt zur Verbesserung eines großen Theiles seiner Unterthanen gethan. „Rast' ich, so rost' ich!" heißt es auch hier für den großen weiblichen Theil der Menschheit, welchem Vorurtheile noch immer eine anständige und lohnende Arbeit vorenthalten! Telegraphen-, Postdienste ꝛc. können durch Frauen und Mädchen theilweise recht gut versehen werden; sowie auch die Besitzer großer Etablissements einen Theil ihrer Correspondenten ꝛc. aus der Frauenwelt wählen könnten. Eine jede Kraft kommt in ihrer Entfaltung dem großen Ganzen zu Gute, einerlei, ob durch Mann oder durch Frau; man wehre Mädchen und Frauen nur nicht, ihr Feld zu erobern. Das Mißverhältniß zwischen Ehelosen und Ehescheuen wird sich nach und nach vermindern und die Frauenwelt wird durch Arbeit körperlich und geistig gesünder erhalten und glücklicher

werden; denn ewig bleibt ja das große Wort wahr: „Raſt' ich, ſo roſt' ich!"

Wie glücklich dagegen das weibliche Weſen, das in der Ehe ſeinen natürlichen Beruf gefunden hat: „Glückliche Ehen ſind die Veſte des Staates und das Paladium der Menſchheit. Glückliche Ehen ſind das trefflichſte Bindemittel des menſchlichen Herzens; aus dem Schooße glücklicher Familien gehen die veredelten Generationen hervor!"

Und eine ſolch' glückliche Ehe war die Ehe Hohenhorſts und Frida's. Der heutige Tag ſollte dies wieder auf das Schönſte bekunden: es war ja Hohenhorſts Geburtstag.

Hohenhorſt pflegte alltäglich mit dem früheſten Morgen aufzuſtehen, um — nach dem alten bewährten Sprüchworte: „Morgenſtunde hat Gold im Munde!" — ſich an ein fröhliches und friſches Schaffen zu begeben. Geſtärkt vom Schlafe, fühlte er ſich dann doppelt zum Studiren, Denken oder Dichten aufgelegt; Alles, was er ſchuf, ging ihm raſch von der Hand und trug ſelbſt den Stempel der Friſche und Urſprünglichkeit; außerdem waren es ja nur die Morgen- und Abendſtunden, die ihm für ſein geiſtiges Schaffen frei blieben, da er, während des Tages, ſeinen Pflichten als Geſchäftsmann auf dem Comptoire nachzugehen hatte.

Aber ſo früh er auch gewöhnlich das Bett verließ, heute kam ihm ſein Frauchen darin zuvor.

Leise und geräuschlos erhob sie sich, während der Gatte noch sanft schlief, kleidete sich rasch an und eilte, als dies geschehen, in dessen Studirzimmer.

Welch' glückliches Lächeln lag dabei auf ihrem lieben, noch immer so ganz kindlichen Gesichtchen! Spiegelte sich ja doch das innere Glück in ihren Zügen, — — und — — glücklich war Frida, denn es galt ihren Gatten an seinem heutigen Geburtstage beim Erwachen auf sinnige Weise mit einem blumengeschmückten Zimmer und einigen kleinen Gaben zu überraschen.

So schlicht und einfach und so kurz verheirathet Frida auch war, gab sich doch ein ungemein feiner weiblicher Takt in ihrem ganzen Wesen, in allem, was sie that, kund. So suchte sie sich stets ganz still und unvermerkt mit den Wünschen und Neigungen ihres Gatten genau bekannt zu machen und erfüllte, wo und wie sie nur konnte, die ersteren, sobald sie natürlich nicht geradezu die Möglichkeit oder ihren Wirkungskreis überschritten; zugleich war Frida klug genug, den Neigungen Hohenhorsts nachzuleben. Sie dachte dabei ganz schlau: „hat man als Braut und Geliebte der Lieblingsneigung des zukünftigen Gatten nachgelebt, oder dieser vielleicht gar geschmeichelt, — ei! — so muß man in der Ehe doch ja keinen anderen Ton annehmen; sonst wird sich der Gatte ohnstreitig der Braut erinnern und bald finden, . . . daß er ehedem glücklicher war!"

Und danach handelte Frida auch: erkannte sie die Wünsche ihres Mannes — selbst dann, wenn dieser sie nicht einmal laut werden ließ — so bemühte sie sich, solche auch im Stillen und ohne alles Lautwerden zu erfüllen. Das entging dann freilich Hohenhorst nie, und so unterließ auch er nicht, Frida die lebhaftesten Beweise seiner innigsten Liebe und Dankbarkeit zu geben. So woben die beiden lieben Menschen mit eigener Hand goldene Fäden des Glückes in das Band, das ihre Ehe umschlang.

Ein Gärtnerbursche brachte jetzt die — schon gestern bestellten — Blumen und Kränze, mit welchen Frida den Schreibtisch ihres Mannes wie einen kleinen Altar ausschmückte. Zierlich gestaltete sich alles unter den zierlichen Händchen und das vollendete Werk lächelte freundlich der Lieblichen entgegen, die es mit strahlenden Augen musterte.

Blumen! wer kann sie sehen, ohne an die süßen Mysterien des Lebens und der Liebe erinnert zu werden?

Und zwischen den Blumen thronte ein selbstgebackener Kuchen, mit den Kindern Flora's in süßem Duft wetteifernd. Frida war nicht wenig stolz auf ihn, — war er ja doch ihr eigenes Werk und köstlich gerathen. Jetzt auch nahm sie aus sich'rem Verschluß „Uhland's Gedichte", die, eigen zu besitzen, sich ihr Gatte schon lange gewünscht. Eine neue Halsbinde

noch und — — — die Geburtstagsbescheerung war fertig!

Aber es war auch Zeit; denn eben ertönte aus dem nahen Schlafzimmer der Ruf: — „Frida! Weibchen, wo zum Kukuk steckst du denn!“

„Hier, Männchen!“ — rief die Glückliche und sprang, leicht wie ein Reh, an das Bett des Gatten, ihn glühend umarmend und voll Herzlichkeit ihm den Morgenkuß auf die Lippen drückend, mit dem er gewöhnlich sie weckte.

Und nun — nachdem er sich rasch in die Kleider geworfen — die Freude des Gebens . . . und . . . Nehmens.

Hohenhorst schloß sein Weibchen entzückt in seine Arme. Menschen von zartem Gefühl, wie Frida, bezaubern namentlich durch jene schon erwähnte zärtliche Aufmerksamkeit auf kleine Bedürfnisse des Anderen, durch das Errathen seiner leisesten Wünsche. „Uhland's Gedichte“ freuten Hohenhorst mehr, als es das kostbarste sonstige Geschenk hätte thun können. Sie waren der Beweis eines, seiner Seele abgelauschten Wunsches.

Schön war es, daß der heutige Tag gerade auf einen Sonntag gefallen; Hohenhorst konnte dadurch den Staub der Alltäglichkeit von den Füßen schütteln und war frei für den ganzen Tag.

Aber er feierte ihn auch mit ganzem vollem Herzen. Seine Stimmung war eine so gehobene, daß er sich

unmittelbar nach dem Frühstück an seinen blumengeschmückten Schreibtisch setzte und folgende Sonette dichtete, die er Frida dann in den Schoos schüttete:

I.

Es ruhet still auf tiefem Meeresgrunde,
Verborgen vor dem lichten Sonnenstrahle,
Verschlossen dicht in harter fester Schale,
Die schönste Perle weitaus in der Runde.

Doch ihres Werths und ihrer Schönheit Kunde,
Sie wird dem Taucher nicht mit einem Male:
Erst finden muß und öffnen er die Schale,
Dann schlägt des Glückes lohnend schöne Stunde.

So ruhet auch, verborgen im Gemüthe,
Der höchste Schatz, der für dies Erdenleben
Uns Sterblichen zu Schmuck und Heil gegeben.

Ich Glücklicher, ich hab' ihn aufgefunden, . . .
Am Sonnenlicht der engen Haft entbunden . . .
Ist es und bleibet — — deine Herzensgüte!

II.

Hast du im Leben Schön'res schon gefunden,
Als jenen Strahl aus kindlichem Gemüthe,
Den sonnengleichen Blick der stillen Güte,
Der dir ein Balsam stets auf alle Wunden?

O preise hehr und glücklich jene Stunden,
Da solch' ein Blick im lieben Aug' dir glühte;
Ist er Verräther doch der schönsten Blüthe,
Die je in Menschenherzen sich gefunden.

Wo solch' ein Blick dir freundlich strahlt entgegen,
Darfst du getrost an's treue Herz dich legen,
Er wird dich wahrlich nimmermehr belügen.

Es ist ein Blick, der dir den Himmel spiegelt,
Der Lieb' und Freundschaft heil'gen Schwur besiegelt,
Der dir verspricht und . . . giebt ein still Genügen.

III.

Kennst du der reinen Liebe höchstes Glück?
Wenn auf der Harfe eine Saite klingt,
Fühlt die verwandte Saite sich beschwingt,
Und giebt den Ton ihr voll und rein zurück.

So liest dein Auge in der Freundin Blick,
Was still und leis durch ihre Seele dringt,
Was liebend dir ihr Herz entgegenbringt:
Harmonisch fühlend eint euch das Geschick!

Das ist das schöne Finden zweier Seelen,
Das ist das wahre liebende Vermählen,
Wie es, Natur, dein heil'ger Drang gebeut.

Die Herzen, die sympathisch sich hier finden,
Die dürfen kühn in treuer Lieb' sich binden:
Ein solcher Bund, . . . er ward wohl nie bereut

Frida war überglücklich; spiegelte sich doch in den paar Sonetten das ganze Wesen ihrer Ehe: sie waren so recht der Ausdruck der Zufriedenheit, die ihres Gatten Brust erfüllte.

Aber jetzt rief die Haushaltung und — ein kleines Geheimniß. Während sich daher Hohenhorst in die Epheulaube setzte und sich in den Inhalt seines lieben Geburtstags-Geschenkes — Uhland's Gedichte — versenkte, ging Frida in die Küche. Die Haushaltung war ja der jungen Frau so recht eigentliches Departement; sie hatte stets in derselben einen richtigen Ueberblick und ein sicheres Urtheil. Frida wußte eigentlich selbst nicht, woher es kam. Es war ihr eben angeboren, wie der feine weibliche Takt, den sie überall beurkundete. Und dabei geschah alles, was sie that, so still und geräuschlos; wie sie auch mit ihrem Dienstmädchen vortrefflich auskam, da sie ihr weder zu viel noch zu wenig zumuthete. Wie oft erinnerte sie sich hier bei ihrem stillen häuslichen Wirken der Worte ihrer praktischen Mutter: „Wer nicht zu kochen versteht, kann seiner Köchin nicht vorschreiben, wieviel sie verbrauchen darf; wer keine Idee von einer geregelten Haushaltung hat, kann nie den Umfang der häuslichen Bedürfnisse übersehen und wird hier oder dort ungerecht sein, wo seine ungeschickte Hand einzugreifen versucht."

Das Schöne an Frida war aber dabei, daß sie sich, trotz ihrem fleißigen Wirken und rüstigem Schaffen

in der Haushaltung, dennoch den Kopf frei und Sinn und Zeit für geistige Beschäftigungen erhielt. So zwang sie ihren Gatten nach beiden Seiten hin — durch Sorgsamkeit selbst in der kleinsten Pflichterfüllung und doch auch durch lebhafte Theilnahme an Allem, was denselben an Höherem interessirte — zu aufrichtiger Hochschätzung. Da war kein schroffer Gegensatz, kein Uebertreiben in dem Einen oder dem Anderen, wohl aber eine ungemein wohlthätige Harmonie, deren Folge denn auch eine stille Behaglichkeit war, die sich über das kleine Hauswesen der jungen Eheleute lagerte.

Mitten in den freundlich-heiteren Tag warf jetzt auch die Freundschaft noch eine Hand voll duftender Blüthen.

Der Postbote kam und brachte Briefe von Höltring und Hänisch: beide wünschten dem alten Freunde Glück zu seinem Geburtstage. Zum gleichen Zwecke und fast zu gleicher Zeit trafen auch Holzhausen und Flemming persönlich in das Freundes Wohnung ein.

Wenn von dem „Clubb der Neune“ irgend Jemand den Wahlspruch „Rast' ich, so rost' ich“ zum eigenen Vortheile benutzt hatte, so waren es die beiden letztgenannten jungen Männer. So unscheinbar sie in ihrer äußeren Erscheinung waren, — so wenig Ansprüche sie auf höhere geistige Ausbildung oder gar Genialität machen konnten, so bedeutend hatten sie Fleiß, Sparsamkeit und ihre merkantilische Tüchtigkeit

in pecuniärer Beziehung vorwärts gebracht. Wenn man Flemming anschaute mit seiner kleinen unansehnlichen Gestalt, den grauen aber schlau-blickenden Augen, der spitzen und langen Nase, dem großen Munde und dem bartlosen, nichtssagenden Gesichte, hätte man wirklich nicht vermuthen sollen, in ihm einen der Geschäftsführer eines der größten Frankfurter Bankhäuser zu erblicken. Und doch war es so! Der Phrenologe würde freilich sofort die eminente Ausbildung des Zahlensinnes erkannt haben, und wirklich besaß Flemming nicht nur die Fähigkeit Zahlen leicht aufzufassen, zu behalten und gewöhnliche Rechen-Aufgaben mit erstaunlicher Leichtigkeit und Schnelligkeit im Kopfe zu lösen, er hatte auch das außerordentliche Talent, theils große Zahlenreihen dem Gedächtnisse einzuprägen, theils Rechnungen, wobei Hunderte von Ziffern nöthig, in Gedanken auszuführen. Mit Arbitrage-Rechnungen war er — ohne sich sonst eines Mittels zu bedienen — in wenigen Minuten im Kopfe fertig, während ihn zugleich ein ausgezeichnet scharfer Blick bezüglich der verschiedensten Finanzoperationen zur Seite stand. Holzhausen war in diesen Beziehungen weniger begünstigt, aber ein ausgezeichneter Arbeiter und netter in seiner Erscheinung. Jedenfalls nahmen beide junge Männer glänzende Posten ein, hatten sich schon ein hübsches Kapital erspart und sahen einer schönen Zukunft entgegen.

Der Brief von Hänisch brachte, außer dem Glück-

wunsche, wenig. Er war trocken, wie der Schreiber selbst, ließ aber den edlen, ächt deutschen und biederen Charakter durchblicken, der ihn von jeher ausgezeichnet. Das Schreiben schloß mit den Worten: „und so suche ich denn durch fleißiges Studiren unseren schönen Wahlspruch: „Rast' ich, so rost' ich!" zur Geltung zu bringen. Mein Ehrgeiz liegt in der Erfüllung der Hoffnung: einst, als tüchtiger Jurist, eine Stütze des Rechts zu werden, dem Unrecht entschieden entgegenzutreten, und der Menschheit Rath, Trost und Hülfe bringen zu können."

Das Schreiben Höltrings war nicht weniger herzlich als jenes von Hänisch, doch schien es ein trüber Ton zu durchziehen. Dabei blickte eine gewisse Verstimmung über das unbegreiflich rasche Avancement Storninghoffs und das gänzliche Uebersehenwerden seiner eigenen Person hindurch. „Uebrigens" — lautete eine Stelle in dem Briefe — „hat mir Storninghoff seit seiner Abreise von hier erst einmal geschrieben und zwar gleich nach seiner Ankunft in Constantinopel. Der Brief strömte von Entzücken über, versprach auch weitere Nachrichten; aber sie blieben aus. Ich habe seit jener Zeit nichts mehr von ihm gehört."

„Der alte Leichtsinn!" — sagte Hohenhorst lächelnd. — „Auch mir hat er versprochen zu schreiben; sein Versprechen aber natürlich nicht gehalten."

Man kam nun noch auf die anderen Clubbgenossen, Selbing und Maxen, zu sprechen. Hohenhorst bedauerte ihre Abwesenheit und lud — auf Frida's heimliches Zuflüstern — Flemming und Holzhausen ein, bei ihm zu bleiben und das einfache und bescheidene Festmahl mit ihm und seinem Frauchen zu theilen.

Die Freunde lehnten die Einladung anfangs ab; Frida bat aber so freundlich und herzlich und mit solcher liebenswürdigen Gemüthlichkeit, daß sie nachgaben und „Ja!" sagten. Warum seine kleine Frau ihn dabei so auffallend schelmisch-lächelnd ansah, begriff Hohenhorst nicht; mochte sie auch in dem Augenblick nicht darum fragen. Nur eines war ihm unbegreiflich: hatte denn auch Frida, die sonst so Vorsichtige und klug Berechnende daran gedacht, ob das Essen reiche?

Aber sein Staunen sollte sich noch steigern: als man zum blendend-weiß gedeckten, auf das Zierlichste geordneten Tische trat und Hohenhorst die Gedecke überflog, fand er deren fünfe; sie aber waren doch nur vier. Lächelnd schaute er sein junges Frauchen an.

Frida that, als ob sie ihn nicht verstehe.

„Aber Herzchen," — sagte er jetzt heiter — „wer von uns soll denn hier für Zwei speisen? oder hast du am Ende gar auf Banquo's Geist gerechnet?"

„Letzteres könnte sein!" — rief Frida strahlenden Auges und schlug dabei in die Hände; da öffnete sich

die Thüre und mit den Worten Macbeths —: „Die Tafel ist voll!“ — trat Selbing ein.

Jubel begrüßte ihn; die Freunde umarmten sich und schüttelten sich herzlich die Hände. Das hatte ja Niemand erwartet. Nur Frida hatte es gewußt und mit dem gestern Angekommenen verabredet; darum auch war ihre Küche heute reichlicher denn sonst bestellt, so daß sie auch die zwei weiteren Couverts nicht zu fürchten brauchte.

„Du bist doch ein Schelm!“ — rief nach der ersten Begrüßung des Freundes Hohenhorst seinem jungen Frauchen zu und küßte sie auf die erröthenden Wangen. — „Darum also vorhin dein schlaues Lächeln!“

„Und hab' ich dir nicht eine Freude durch die Ueberraschung bereitet?“

„Eine größere hättest du mir zu meinem Geburtstage nicht bieten können!“ — rief Hohenhorst und reichte Selbing freudig die Hand.

Dieser aber, nach alter Gewohnheit, entgegnete zur allgemeinen Heiterkeit:

„Sei mir willkommen,
Der du mit mir
Gleiche Gefühle
Brüderlich theilend,
Dieses Palastes
Schützende Götter
Fürchtend verehrst!“

„Falsch! falsch!“ — rief Hohenhorst lachend — „dieser Palast hat keine schützende Götter, die wir fürchtend verehren, wohl aber eine gute, traute, schützende Gottheit, die liebend und freundlich für uns sorgt, — und — die heißt: Frida!“

„Sage lieber“ — entgegnete die junge Hausfrau erröthend — „der Schutzgeist unserer kleinen Häuslichkeit ist ein aufrichtig-gemeinter guter Wille!“

„So ist es!“ — sagte Selbing, mit einem verbindlichen Neigen gegen die Hausfrau — „und ich wünsche Freund Hohenhorst und uns Glück dazu unter den Flügeln eines solch' reizenden und lieben Schutzgeistes diese Stunden verbringen zu können. — Aber

„Hier wären alle unsere Edlen nun,
Die Zierden uns'res Königreichs beisammen,
Wenn uns'res Banquo's schätzbare Person
Zugegen wäre . . . . wo ist Storninghoff?“

„Das mag Gott wissen!“ — versetzte Hohenhorst — „wahrscheinlich aber weilt er noch im Orient?“

„Ich habe davon gehört,“ — fuhr Selbing fort — „indeß ich möcht' ihn doch lieber

„Der Ungefälligkeit zu zeihen haben,
Als eines Unfalls wegen zu beklagen!“

Er soll lange Zeit nichts von sich haben hören lassen!“

„Wundert's dich? er ist der alte Leichtsinn. Die Odalisken werden ihm sein immer liebedurstiges Herz geraubt haben."

„Gefährliche Geschichte!" — meinte Holzhausen.

„Bah!" — rief der Hausherr, die Gläser füllend, — „vor dem ist mir nicht bang: er ist ein Glückskind!"

„Handelt aber stets ohne Vorsicht und Berechnung!" — fiel Flemming ein.

„Soll er, gleich einem Wuch'rer, des Geschickes Wage
Mit Mückenfüßen auszugleichen suchen?"

deklamirte Selbing. — „Und dennoch ist mir's, ich weiß nicht warum, als müsse ihm ein Unglück begegnet sein. Ich sehe seine Gestalt dort stehen wie Banquo's Geist, und muß mit Macbeth rufen:

„Du kannst nicht sagen: ich war's! Schüttle
Die blut'gen Locken nicht so gegen mich!"

Aber die Hausfrau protestirte jetzt gegen so trübe Gedanken in schöner Stunde und wollte, gleich ihrem Gatten, wissen, wie es Selbing selbst ergehe.

„Nun!" — rief dieser mit heiterer Miene — „warum soll es mir nicht gut gehen, da sich meines Herzens Wünsche, ein Schüler der göttlichen Kunst zu werden, erfüllt haben! Meine gute Mutter hat mir ein, wenn auch bescheidenes Vermögen hinterlassen. Um sicher zu gehen und dasselbe in keiner Weise an-

zugreifen, übergab ich es zur Anlage und Verwaltung meinem Oheim hier. Dieser läßt mir die Zinsen davon halbjährig ausbezahlen und so lebe ich von denselben und meinem kleinen Gehalte ganz angenehm und sorgenfrei in Nürnberg und kann mich an dem dortigen Theater ganz nach Herzenslust ausbilden."

Die kleine Tischgesellschaft billigte dies kluge Verfahren allgemein; namentlich leuchtete es Holzhausen ein; nur Flemming meinte: es wäre denn doch wohl von Selbing klüger gewesen, Kaufmann zu bleiben; welch' schönes Vermögen hätte er alsdann erringen können!

Selbing lachte und rief: „Die Charaktere sind eben verschieden, lieber Flemming! Ich sage dir: daß ich glücklich und überreich bin, wenn ich auf der Bühne stehe und hier nun so ganz und mit voller Seele darnach streben kann, dem Publikum eine schöne und womöglich vollendete Darstellung meiner Rolle zu bieten."

„Aber ich denke, ein großes Vermögen ist doch besser und sicherer," — meinte Flemming — „ist man in dessen Besitz, kann man sich ja alle Genüsse der Kunst auf viel leichterem Wege verschaffen."

„Mag für die meisten Menschen wahr sein!" — rief Selbing heiter, — „aber . . . .

„Nicht mögen sie das hohe Streben fassen,
Das zum Olymp den Sohn Apollo's zieht,
Der, Göttern gleich, mit Göttern liebt zu prassen,
Den kalten Mammon gleich der Hölle flieht!"

Flemming lächelte und zuckte die Achseln; dasselbe that aber auch Selbing, als man ihn nach Maxen frug; statt zu antworten, ging er geschickt auf einen anderen Gegenstand über. Das Gespräch belebte sich nun mehr und mehr und bald entwickelte die kleine Tischgesellschaft eine so glückliche Heiterkeit, daß man die ganze Außenwelt sammt der rasch dahin rollenden Zeit vergaß.

Als man spät am Abend schied, mußten sich Alle gestehen: kaum noch einen vergnügteren Tag verlebt zu haben.

Wolken.

Den anderen Tag gegen die Mittagsstunde trat Selbing sehr heiter bei Hohenhorst ein.

„Nun, was giebts?“ — rief ihm dieser entgegen — „was hat sich Glückliches ereignet? Denn eine gute Nachricht muß es sein, die du mit so heiterer Miene bringst.“

„Nicht meine Weise ist's, geheimnißvoll
„Mich zu verhüllen.“ . . .

— entgegnete Selbing —

„Frei und offen,
„Wie meine Stirne, trag' ich mein Gemüth!“

Ich werde morgen Abend hier als Don Cäsar in der Braut von Messina auftreten.“

„Herrlich!“ — rief Hohenhorst, — „da habe ich doch auch einmal Gelegenheit dich zu sehen!“

„Du und dein Frauchen!“ — sagte Selbing — „hier sind zwei Logen-Billets für euch Beide.“

„Und Frankfurt wird dich sehen und alle deine Verwandten und Bekannten.“

„Ja!“ — rief Selbing lachend — „und mein lieber alter Herr Prinzipal, Chef des Hauses J. C. Zehrmann und Compagnie, benebst Fräulein Johanna, seligen Andenkens.“

„Jetziger Frau Butterweck!“ — ergänzte Hohenhorst lachend.

„Was?“ — rief Selbing erstaunt — „sie hat den kleinen buckligen Butterweck geheirathet, den ersten Correspondenten ihres Herrn Papas?“

„Denselben!“

„Diesen schrecklichen Menschen ohne Geist und Herz?“

„Aber mit sehr viel Geld. Sein Vater ist einer der angesehensten Fabrikanten in Elberfeld und so trat er in das Haus J. C. Zehrmann und Compagnie in Frankfurt am Main als Associé ein!“

„Glücklicher Mensch!“ — rief Selbing lachend.

„Ein Glück, das du dir entgehen ließest!“

„Vor dem mich mein guter Genius glücklich bewahrt hat!“

„Dein guter Genius und die falsch verladenen Wollballen.“

Die Freunde lachten aus Herzensgrund und so laut, daß Frida aus der Küche, in welcher sie sich eben als gute Hausfrau umgesehen, hervorgesprungen kam, um sich nach dem Grunde der ungeheuren Heiterkeit der Herren zu erkundigen. Sie sah reizend aus in ihrem Hauskleidchen und der netten weißen, am

Halse eingelesenen Schürze. Und wie freute es sie aufrichtig, daß es dem Freunde ihres Mannes gelungen, als Gast in Frankfurt auftreten zu können; zumal sie ihn selbst sehen und bewundern sollte. Herzlich nahm sie die Billete an. Es war ihr eine doppelte Freude, da sie aus Sparsamkeit selten dazu kam, das Theater zu besuchen.

Als Frida wieder zu ihren häuslichen Arbeiten entschlüpft war, brachte Hohenhorst noch einmal das Gespräch auf Maxen, indem er den Freund frug: ob er denn gar nichts über denselben erfahren habe?

„Mehr als zuviel!“ — entgegnete Selbing mit umwölkter Stirne. — „Ich mochte nur gestern in Gegenwart deiner Frau nicht darüber sprechen.“

„Nun?“

„Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
„Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
„Aufbaut auf dem betrüglichen Grunde?“

— rief Selbing halb ernst, halb komisch. — „Maxen ist unverbesserlich. Ich habe ihm oft genug bittend und warnend geschrieben, er möge doch endlich solide werden und das Leben von der ernsten Seite auffassen. Er versprach mir auch, es zu thun. Aber, du lieber Gott: fing der Brief, den er als Antwort sandte, auch mit allen möglichen Betheurungen und Versprechungen, besser und vernünftiger zu werden, an, so brachte das Ende jedesmal eine ganze Reihe von

Erzählungen über Schnaken und Lumpenstreiche, die er ausgeführt. Natürlich mit dem an ihm bekannten Humor und seiner alten Liebenswürdigkeit erzählt."

„Es ist ein merkwürdiger Mensch!"

„Man kann ihm nicht böse sein, so sehr es Einem schmerzt, ihn geradezu dem Untergange entgegentaumeln zu sehen."

„Wie so?"

„Nun, einmal kann er sich vor Schulden nicht mehr rühren und dann?" . . .

„Nun?"

„Klagt er über Abnahme an Kräften, Hüsteln, zeitweise Brustschmerzen" . . .

„O weh!"

„Wenn du fortfährst so weiter zu leben, wie bis jetzt — schrieb ich ihm jüngst — wirst du der Schwindsucht in die Arme sinken. Was meinst du, was er mir darauf antwortete?"

„Ich bin begierig!"

„Mit deiner angedrohten Schwindsucht hat es noch gute Zeit; ich sinke einstweilen meiner jetzigen Flamme, einer kleinen goldigen Schwäbin in die Arme, die ebenso leichtsinnig ist, wie ich, und küsse sie, daß mir und ihr der Athem vergeht. Dann denke ich, ich wäre Freund Selbing und declamire in überströmender Begeisterung.

„Das war ein Kuß! mit Jahren freudenlos
„Und düster würd' ich ihn nicht zu theuer büßen!
„Ich saß im Dämmerlicht zu ihren Füßen
„Und drückte mein Gesicht in ihren Schooß.
„Sie spielte still mit meinen wilden Locken,
„Ich drückte meinen Arm um ihre Kniee
„Und sah empor, begeistert und erschrocken,
„Und frug ihr Aug', und . . . Psyche, Psyche — Sie? —
„Sie senkte sich auf meine Lippen nieder,
„Und — — Arm in Armen fanden wir uns wieder!"

„Er ist ein gottvergessner Leichtsinn!"

„Und dann, . . . dann! wenn er nur dabei seine Gurgel nicht für eine Dachrinne von Blech ansehen wollte, der es einerlei ist, was hindurchläuft!"

„Trinkt Maxen?" — rief hier Hohenhorst erschrocken.

„Nun!" — meinte der Freund — „er ist allerdings kein Trinker; aber es ist ihm einerlei, was er trinkt, wie er sich kleidet, mit wem er umgeht . . ."

„Und was man von ihm denkt und spricht!" — ergänzte Hohenhorst. — „Wie wird das enden!"

„Ich fürchte, schlimm!" — sagte Selbing theilnahmvoll. — „Und, o Himmel! der Mann will der Kunst dienen! Der Zauber der Kunst erhebt den Menschen über das Thier, das nur Sinnengenuß kennt; unser armer Freund aber kennt nur Sinnengenuß und verwechselt diesen mit dem Zauber der Kunst. So nahe auch Künste damit zusammenhängen, sind doch hier die Sinne veredelt. Die göttliche

Tonkunst erhebt uns über alles Irdische, — Gemälde großer Meister entzücken, — eine großartige Tragödie, vollendet aufgeführt, versetzt in Ekstasen, wie eine Geliebte. Wer der Kunst dienen will, sollte nie vergessen, daß auch er der Priester einer Gottheit ist!"

„Aber, lieber Freund, wie selten kommt dies vor!"

„Leider! In den ältesten Zeiten wurden Schauspiele als gottesdienstliche Handlungen betrachtet, wie die Mysterien des Osiris und der Isis in Aegypten, die Mysterien der Ceres und Proserpina zu Eleusis und die des Bacchus zu Athen und Rom."

„Na!" — rief hier Hohenhorst lächelnd — „Alles wahr; aber du mußt auch nicht zu weit in deinem Enthusiasmus für die Schauspielkunst gehen. Die Zeiten haben sich geändert und wir sind keine Aegypter, Griechen und Römer mehr. Mit gleichem Rechte könntest du dann auch sagen: die ersten Theater waren die Tempel und die ersten Komödianten . . . die Priester."

„Ich glaube, ich hätte dann ein wahres Wort gesprochen; zumal wenn ich hinzusetzte: und die meisten sind es heute noch! Aber „Kunst" . . . „Kunst" . . . ich weiß überhaupt nicht, wie wir auf „Kunst" zu sprechen kommen, wenn von Maxen und Theatern die Rede ist, wie diejenigen sind, auf welchen er leider wirkt."

„Und bei welchem Theater befindet er sich jetzt?"

„Bei einer umherziehenden Bande. Sie hat ihren Thespiskarren im Augenblick in Speyer aufgeschlagen.“

„Bei einer umherziehenden Bande!“ — wiederholte Hohenhorst mit schmerzlichem Ton.

„Und dort „Kunst“ und „Künstler!“ — rief Selbing sich über die gefurchte Stirne fahrend, und setzte mit Pathos hinzu:

„Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen,
Und siegt die Leidenschaft, so muß die Kunst entweichen.
Dem Hundestall soll nie die Bühne gleichen,
Und kommt der Pudel, muß der Künstler weichen!“

„Freilich“ — fuhr Hohenhorst nachdenklich fort — „Kunst kommt von Können und Kennen. Wer kennt, ohne zu können, ist ein Theoretiker; wer kann ohne zu kennen, ein Praktiker, der sich meist nur wenig über den Handlanger erhebt. Der wahre Künstler und Sohn des Genius verbindet Können und Kennen.“

„Sehr wahr!“ — rief Selbing mit Bewußtsein, und seine ganze Gestalt hob sich. — „Das ist das Unermeßliche, das Ueberschwengliche der Kunst, wonach sie strebt, welches aber nur das Kunstgenie fühlt und ganz begreift.“

„Mutter Natur“ — fuhr Hohenhorst ernst fort — „ist eine Tausendkünstlerin, die der Künstler allerdings vor Augen haben muß; aber dann ist Kunst nichts weniger als bloße Nachahmung. Der

Künstler faßt ihre Einzelheiten wie Sonnenstrahlen in einem Bilde auf — sein Ideal — und hierzu gehört Phantasie, Begeisterung, Genie, nicht blos Aesthetik, guter Wille und das Bekanntsein mit Engels „Ideen zur Mimik". Leider huldigen aber gar viele wirkliche und sogenannte Kunstjünger in der Regel allein ihrer Kunst und versäumen dabei völlig eine weitere und vielseitige Ausbildung. Und nun gar, wenn man die Kunst — — zur Dienstmagd seiner Sinnlichkeit und Leidenschaften macht!"

Hier trat Frida ein und Selbing — der seinem Oheim zugesagt, bei ihm zu speisen, — entfernte sich, Hohenhorst und Frida die Hand reichend, mit den Worten Don Cäsars:

„Leb' wohl, Don Manuel!
Im Arm der Mutter finden wir uns wieder;
Jetzt fordert mich ein dringend Werk von hier!"

Nach dem einfachen Mittagmahle und noch ehe Hohenhorst auf das Comptoir ging, schrieb er einen langen, herzlichen und sehr eindringlichen Brief an Freund Maxen, in welchem er demselben mit wirklich väterlicher Freundschaft beschwor, doch endlich einen würdigeren Weg einzuschlagen und ein besserer Mensch zu werden. Ja Hohenhorst ging so weit, ihm zu versprechen — für den Fall er das Theater verlassen und eine andere geregeltere Laufbahn antreten wollte

— das nöthige Geld zur Deckung seiner Schulden zu senden.

In dem Briefe schrieb er unter Anderem: „Fange deine Herzenskultur nicht mit dem Anbau der edlen Triebe, sondern mit dem Ausscheiden der schlechten an. Ist einmal das Unkraut verwelkt oder ausgerissen, dann richtet sich der edle Blumenflor von selber kräftig in die Höhe. Sieh, lieber Freund, ohne Ohrenbeichte kann Niemand seine Seligkeit schaffen; sie ist die erste und unerlässigste Bedingung zur Heiligung, und ohne Heiligung ist alles menschliche Bestreben leer und nichtig. Aber erschrick nicht! ich meine keineswegs jene Art von Ohrenbeichte, die im Beichtstuhl dem Priester in's Ohr geraunt wird, sondern die, welche ein Mensch sich selbst ablegt. Wer sich gewöhnt, keinen Tag zu beschließen, ohne einen Blick rückwärts zu thun, und die sittliche Geschichte des Tages zu durchwandern, und keinen anzufangen, ohne an die Klippen zu denken, die ihm drohen, der macht gewiß Fortschritte im Guten. Aus dem Marmor schlägt man die schöne Statue durch Millionen Schläge heraus, und doch glaubt der Mensch oft, seiner mit Wust umgebenen Seele mit einem einzigen Schlage die schöne Gestalt anzaubern zu können. Lernen wir von Pygmalion die Geduld und wir werden aus uns selbst, durch die Meiselschläge des Besserwerdens, mit den Jahren ein Meisterstück moralischer Schönheit erzielen. O, lieber Freund, gedenke doch hier an unseren trefflichen Wahl-

spruch: „Rast' ich, so rost' ich!" Beginne ein neuer und besserer Mensch zu werden und wenn du mit diesem Streben begonnen hast, dann „raste nicht", bis du zum Ziele gelangt bist; — — ich fürchte, ich fürchte, folgst du dem so herzlich gutgemeinten Rathe deines alten treuen Freundes nicht — wird das Edlere in dir bald „verrostet" sein!"

Hohenhorst sandte den Brief noch an demselben Tage ab.

Den kommenden Abend begaben sich Hohenhorst und Frida zeitig nach dem Theater. Das Haus war ziemlich gefüllt. Das herrliche Dichterwerk unseres großen Schillers zieht immer. Und dann — — jeder Mensch erwartet von der Kunst eine gewisse Befreiung von den Schranken des Wirklichen; er will sich an dem Möglichen ergötzen und seiner Phantasie Raum geben. Der am Wenigsten erwartet, will doch sein Geschäft, das Alltagsleben mit seinen Sorgen und Plagen, sich selbst, auf Augenblicke wenigstens, vergessen; er will unterhalten sein, sehen und gesehen werden, — will sich in außerordentlichen Lagen fühlen, — sich an den seltsamen Combinationen des Zufalls weiden; er will, wenn er von ernsthafterer Natur ist, die moralische Weltregierung, die er im wirklichen Leben vermißt, auf der Schaubühne finden.

Der wirklichen Kunstkenner und begeisterten Kunstjünger sind wenige.

Hohenhorst's und Frida's Herzen schlugen hoch: einmal aus Spannung auf den zu erwartenden Kunstgenuß; dann aber namentlich auch in der Beklommenheit, die sie unwillkürlich in Betreff Selbings erfaßt hatte. Frida besonders war es, als müsse sie selbst hinauf auf die Bühne und dort vor all den Menschen reden und handeln. Die Empfindung war für sie eine unendlich peinliche; sie mußte ihre bebende Hand in die Hand des Gatten legen, um aus der fühlbaren Nähe desselben und seiner anscheinenden Ruhe — denn innerlich war er ebenfalls sehr aufgeregt — selbst Ruhe zu schöpfen.

Aber schon die ersten Scenen machten sie gefaßter. Die Schauspielerin, welche die Isabella darstellte, war eine großartige Erscheinung: ihr imponirendes Spiel versetzte die Zuschauer rasch aus dem Alltagsleben in ein poetisches, . . . aus dem modernen Dasein in die griechische Welt. Und nun erst der Chor: verläßt er doch den engen Kreis der Handlung, um sich über Vergangenes und Künftiges, über ferne Zeiten und Völker, über das Menschliche überhaupt zu verbreiten, um die großen Resultate des Lebens zu ziehen und die Lehren der Weisheit auszusprechen. Und er that dies hier mit der vollen Macht der Phantasie, mit jener kühnen lyrischen Freiheit, welche auf den hohen Gipfeln der menschlichen Dinge, mit Schritten der Götter einhergeht.

Frida war ja „Schillers Braut von Messina" durch

und durch bekannt; da sie dieselbe aber heute zum ersten Male über die Bühne gehen sah, bekam sie erst recht Leben für sie. Das Gemälde trat aus seinem Rahmen: das großartige Gedicht ward zur lebendigen That und riß sie mit sich fort. Auch die Angst für Selbing wich mit seinem Auftreten. Seine Erscheinung war eine schöne, edle; wenn auch etwas steife, — unverkennbar hatte er zu viel für seine Toilette gethan und hielt dieselbe zu sehr im Auge — besonders auch den Faltenwurf — was seinem Spiel die Freiheit und Leichtigkeit in der Bewegung nahm. Sonst bewies Selbing in der That Talent und ein fleißiges Studium.

Wie natürlich steigerte sich die Spannung und Theilnahme des Publikums von Scene zu Scene bis zu dem schreckenerregenden Brudermord.

Lautlos verharrte die Menge und mit gewaltiger Wucht tönten die Worte Cajetans durch die Räume:

„Wehe, wehe dem Mörder, wehe!
Der sie gesät die tödtliche Saat!
Ein anderes Antlitz, eh' sie geschehen,
Ein anderes zeigt die vollbrachte That.
Muthvoll blickt sie und kühn dir entgegen,
Wenn der Rache Gefühle den Busen bewegen;
Aber, ist sie geschehn und begangen,
Blickt sie dich an mit erbleichenden Wangen.

Selber die schrecklichen Furien schwangen
Gegen Orestes die höllischen Schlangen,
Reizten den Sohn zu dem Muttermord an;
Mit der Gerechtigkeit heiligen Zügen
Wußten sie listig sein Herz zu betrügen,
Bis er die tödtliche That nun gethan —
Aber, da er den Schoß jetzt geschlagen,
Der ihn empfangen und liebend getragen,
Siehe, da kehrten sie
Gegen ihn selber
Schrecklich sich um —
Und er erkannte die furchtbaren Jungfrauen,
Die den Mörder ergreifend fassen,
Die von jetzt an ihn nimmer lassen,
Die ihn mit ewigem Schlangenbiß nagen,
Die von Meer zu Meer ihn ruhelos jagen
Bis in das delphische Heiligthum!"

Frida war tief erschüttert. Rauschender Beifall lohnte Dichter und Darsteller.

Aber wunderbar! von jetzt an wollte sich die Theilnahme des Publikums nicht mehr steigern; ja sie erkaltete auffallend bei den Hauptscenen des Don Cäsars mit Mutter und Schwester. Selbing ließ die blinde Gewalt der Affecte unverhältnißmäßig vorwalten; im Sturm der Leidenschaft und des entfesselten Schmerzes verlor er völlig seine Freiheit und die Mäßigung und Ruhe, die bei wahrhaft künstlerischer Leistung dem Darsteller immer bleiben muß.

Bei Urtheilsfähigen schwebte sogar ein leises Lächeln auf den Lippen, als Selbing-Cäsar die Worte mit

überlauter Stimme und wilden Gebärden der Fürstin-Mutter entgegen donnerte:

„Verflucht der Schoß, der mich
Getragen! — und verflucht sei deine Heimlichkeit,
Die all' dies Gräßliche verschuldet! Falle
Der Donner nieder, der dein Herz zerschmettert!
Nicht länger halt' ich schonend ihn zurück — —
Ich selber, wiss' es, ich erschlug den Bruder,
In ihren Armen überrascht' ich ihn;
Sie ist es, die ich liebe, die zur Braut
Ich mir gewählt — den Bruder aber fand' ich
In ihren Armen! — Alles weißt du nun!
Ist sie wahrhaftig seine, meine Schwester,
So bin ich schuldig einer Gräuelthat,
Die keine Reu' und Büßung kann versöhnen!"

— — — — — —

Als das Stück beendet und der Vorhang gefallen war, entfernte sich die Menge fast geräuschlos.

Auf Hohenhorst und Frida hatte die Vorstellung einen eigenthümlichen Eindruck gemacht. Sie war im Allgemeinen eine sehr gelungene gewesen und mußte, in der Großartigkeit ihrer Erscheinung, mit der ganzen Wucht einer antiken Schicksalstragödie auf die Geister und Herzen des Publikums wirken. Die Darstellung des Don Cäsar ließ dabei ein ungemein fleißiges Studium erkennen und war durch Selbings ideale Auffassung und die Begeisterung, mit welcher er sie erfaßt und wiedergegeben, erschütternd. Wenn diese

Begeisterung nur den jugendlichen Schauspieler nicht in einzelnen Momenten zu weit fortgerissen hätte. Das zu starke Auftragen nahm den schönsten Momenten den Stempel der Wahrheit, so daß an ihre Stelle Unnatur trat, die noch erkältender durch ein gewisses manirirtes Wesen wurde, — welches Selbing von jeher eigen war. Beides erzeugte aber bei den Zuschauern eine Unbehaglichkeit, von welcher sich freilich die Wenigsten Rechenschaft ablegen konnten, die aber bei Allen gerade da Kälte hinterließ, wo sie in Leidenschaftlichkeit zur höchsten Theilnahme hätte mit hinreißen sollen. Aus diesem Grunde war auch das Publikum gegen Selbing kalt geblieben, was auf Hohenhorst und Frida einen peinlichen Eindruck gemacht.

Lange gingen die beiden jungen Eheleute schweigend neben einander her, bis Frida schüchtern die Frage wagte:

„Nun, Karl, welchen Eindruck hat denn unser Freund auf dich gemacht?“

Hohenhorst schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Leider keinen guten. Ich fürchte, seine Bemühungen werden, trotz allen Fleißes, trotz seinem guten Willen und seiner Schwärmerei für die Kunst, nicht durchschlagen. Unbestritten hat er schöne Anlagen; aber sie werden zu sehr durch die ihm ange-

borenen Fehler des Uebertreibens und eines etwas affectirten Wesens abgeschwächt."

„Mir scheint es," — fiel Frida ein — „er will seine Sachen zu gut machen."

„Der Kuchen bleibt vor lauter Rosinen sitzen!" — meinte Hohenhorst.

„Wie?" — frug Frida — „was soll das heißen; ich verstehe dich nicht."

„Nun, ich kannte in meiner Jugend eine Frau, — sie wohnte in unserem Hause — die war auch immer von dem guten Willen beseelt, alles, was sie unternahm, über die Maßen gut zu machen. So oft sie nun auf einen Feiertag einen Kuchen backen wollte, that sie eine solche Menge Rosinen in den Teig, daß dieser gerade darum nicht aufgehen konnte und so blieb der Kuchen jedesmal, zu ihrem und der ganzen Familie Aerger und Schrecken, sitzen und war nicht zu genießen."

Frida lachte.

„Der Vergleich ist trivial," — fuhr Hohenhorst fort — „aber treffend."

„Es ist dasselbe" — meinte Frida — „was das Sprüchwort: „„allzuscharf macht schartig!"" sagt."

„Aller Kunst Grundlage ist die Natur," — sagte Hohenhorst — „Maler, Dichter, Musiker und Mieme dürfen daher nie über sie hinausgehen, und sollen sich stets ein schönes Maaßhalten zur Aufgabe machen."

„Es ist schade für Selbing," — versetzte die junge Frau — „er hat ein schönes Talent . . ."

„Mit dem er schließlich nichts ausrichten wird, wenn er seine Fehler nicht ablegt."

„Und das wird schwer halten."

„Sicherlich! Und das Schlimme dabei ist, daß gerade bei dem Trauerspiel das Uebertreiben des Ernsten und Hochtragischen haarscharf an das Komische und Lächerliche streift."

Abermals entstand eine kleine Pause. Die jungen Eheleutchen schritten auf ihrem Heimwege still neben einander her. Die aufrichtige Besorgniß für den Freund machte sie nachdenklich. Endlich sagte Frida leise:

„Männchen!"

„Nun?" — frug der Angeredete.

„Willst du nicht offen mit Selbing über diesen Gegenstand sprechen und ihn auf die Klippen aufmerksam machen, die sich seinem, sonst so schönen Streben entgegenstellen?"

„Ich dachte eben darüber nach."

„O thue es, es ist ein Freundesdienst, den du ihm leistest."

„Es dürfte wohl noch mehr sein, mein Herz; ich halte es sogar für meine Pflicht."

„So willst du?"

„Wenn es nur etwas hilft. Ich habe es in früheren Zeiten, als Selbing noch nicht die Bühne betreten hatte, aber schon für die Schauspielkunst bis zum Exceß schwärmte, manchmal unternommen, doch stets ohne Erfolg. Das Uebel wurzelt zu tief; es ist Folge der Erziehung. Und dann . . .“

„Nun?“

„Es bleibt stets gefährlich, Andere — — und zumal Künstler — — auf ihre Fehler aufmerksam zu machen.“

„Selbing ist ein verständiger Mann und dein Freund!“

„Gerade darum. Ein solch' gewagtes Unternehmen war schon oft der Freundschaft Grab.“

„Du bist hier zu ängstlich, lieber Mann.“

„Ich kenne die Eitelkeit der Künstler.“

„Hast du nicht schon oft mit Freundlichkeit von mir, der Unbedeutenden, einen bescheidenen Tadel freundlich hingenommen, wenn mir etwas in deinen poetischen Schöpfungen nicht gefiel.“

„Ich wußte, daß ihn dir die innigste Theilnahme an mir und meinen Erfolgen dictirte.“

„Das muß Selbing auch fühlen, wenn du ruhig und vernünftig mit ihm sprichst.“

„Und selbst ich war, dir gegenüber, manchmal anfangs verblüfft und wohl selbst etwas gereizt.“

„Vielleicht hie und da im ersten Augenblicke, sobald du aber einsahst, daß ich Recht hatte . . .“

„Dankte ich dir . . .“

„Und sollte dies der Freund nicht auch thun.“

„Wir wollen sehen. Jedenfalls werde ich das Wagniß unternehmen, weil . . . ich es für eine heilige Pflicht halte.“

Beide waren in ihrer Wohnung angekommen.

Als sie eintraten, fand Hohenhorst einen Brief vor.

„Zu solcher Stunde?“ — sagte er überrascht — „und wie ich an den Schriftzügen der Adresse erkenne, von meinem Prinzipal!“

Hohenhorst öffnete das Schreiben; aber schon nach den ersten Zeilen erblaßte er: der Chef seines Hauses zeigte ihm — als seinem besten und von ihm geachtetsten Arbeiter — im Vertrauen an, daß er leider genöthigt sei, sich in den nächsten Tagen Bankerott zu erklären. Er richte diese Zeilen an ihn, um ihm die Möglichkeit an Handen zu geben, sich zeitig um eine anderweitige Stellung zu bemühen.

Hohenhorst war wie vom Donner gerührt. Er hatte von diesem Stand des Geschäftes keine Ahnung gehabt. Frida wankte zu einem Stuhle. Aber die ruhige und besonnene Festigkeit des Gatten hatte die peinliche Ueberraschung nur auf einen Moment verwischt. Leise trat er zu Frida, küßte sie sanft auf die Stirne und sagte mit liebevollem aber festem Tone: „Beruhige dich, mein liebes Kind; mag da kommen,

was da will, du bist mein treues, liebes Weib, ich werde dich mit starkem Arm durch's Leben tragen und dazu fühle ich Kraft und Muth in mir. Laß uns festen Geistes den Schicksalsschlägen entgegentreten."

Mr. Halam Steinau.

Hohenhorst hatte eine schlaflose Nacht. Eher würde er sich des Himmels Einsturz erwartet haben, als den Fall seines Hauses, das bis dahin allgemein als eines der solidesten Handelshäuser Frankfurts betrachtet worden war. Wohl wußte er, daß es in der letzten Zeit durch die Fallimente zweier bedeutender Geschäfte in Lyon und Marseille große Verluste erlitten; allein Hohenhorst, wie alle Welt, erachtete diese Stöße nicht für so folgenschwer, wie sie sich jetzt erwiesen. Und er hatte auf die sichere Stellung in diesem Hause so fest gebaut, daß er den großen Schritt gewagt und Frida geheirathet. Jetzt sah er plötzlich den Boden unter seinen Füßen wanken und an die Stelle eines gesicherten und behaglichen Daseins eine Zukunft voll Sorgen treten. Dabei drückte ihn der Gedanke an seine liebe Frida schwerer, als der an sich selbst: ihre Ehe war bis daher so glücklich gewesen; — die Tage

waren an Frida, wie an einem spielenden Kinde, vorübergerauscht, . . . und nun? . . . Thränen traten in seine Augen, wenn er daran dachte, daß die Gute nun auch wohl von Sorgen niedergedrückt werden würde.

Indeß . . . Hohenhorst war Mann im Sinne des Wortes; ein rasch entschlossenes, entschiedenes und thatkräftiges Wesen kennzeichneten ihn. War seine Stellung hier unhaltbar geworden, so fühlte er die Kraft und die Fähigkeit in sich, eine andere zu übernehmen. Es gab ja der Handelshäuser in seiner Vaterstadt genug, die tüchtige Arbeiter brauchten, und an guten Zeugnissen konnte es ihm nicht fehlen, da ihn sein bisheriger Prinzipal — wie er wohl wußte — geschätzt und geachtet. Nachdem er daher lange mit den auf ihn einstürmenden peinlichen Gedanken gekämpft und die in ihrem Bette schwer aufseufzende Frida zu mehreren Malen zu beruhigen und zu trösten gesucht hatte, kam es wie eine frohe Zuversicht über ihn. Es war das Bewußtsein, für seine und seiner lieben Frida glückliche Zukunft jetzt den ganzen Mann einsetzen und kräftig kämpfen zu müssen. Das Unglück ist der Probirstein des menschlichen Herzens. Reine und erhabene Seelen gewinnen durch den Umgang mit dem Unglück; sie entwickeln und veredlen sich da, wo gemeine Naturen verderben und untergehen. Sein Entschluß war gefaßt. Es giebt Entschlüsse, die — wie die der Götter — Gebot und Erfüllung zugleich

sind. Mit dem Bewußtsein schlief er ein. Es war freilich schon Mitternacht vorüber.

Als er den kommenden Morgen erwachte, war sein erster Gedanke das gestern Abend erfahrene Mißgeschick. Die Erinnerung traf sein Herz wie ein Schlag; aber im gleichen Augenblicke trat ihm auch wieder der männliche Entschluß vor die Seele, welchen er in der Nacht gefaßt.

„Auf!“ — sagte er zu sich selbst — „Rast' ich, so rost' ich!“ Ich will gleich heute daran gehen, mich nach einer anderen Stelle umzusehen!“

In demselben Augenblicke fiel sein Auge auf das ihm gegenüberstehende Bett seiner jungen Frau. O wie reizend lag die Schlummernde da: die Wangen hoch geröthet, das liebe kindliche Antlitz von dem Lächeln stillen Glückes übergossen. Auch sie war spät und mit feuchten Augen eingeschlafen; aber Mutter Natur hatten den Schmerz und Kummer, der ihre Seele getroffen, überwunden und ihr in schönen Träumen ihr bisheriges Glück — wie einen stillen Trost der Zukunft — widergespiegelt.

Der Anblick der so sanft und ruhig Schlummernden bewegte Hohenhorst mächtig. Es lag in ihm etwas so Unschuldiges, — ein so kindliches Vertrauen auf die Zukunft und den Mann, der ihr versprochen, sie mit starken Armen durch das Leben zu tragen, daß sich Hohenhorst, während er einen leisen Kuß auf ihre

Stirne drückte, dies Gelöbniß auf's neue mit freudigem Muthe ablegte.

Als er in sein Studirzimmer getreten, grüßten ihn der Sonne erste Strahlen, die, Zimmer und Schreibtisch vergoldend, durch das Fenster fielen. Rasch öffnete er dasselbe, die erquickende Morgenluft mit tiefen Zügen einathmend. Draußen aber lag ein prächtiger Spätsommer über der Erde, mit goldenen Aehrenfeldern und fruchtbeladenen Bäumen. Leichte Wolken zogen rasch an dem blauen Himmel vorüber und aus dem Nebenzimmer schmetterte Frida's Kanarienvogel so munter in die frischen Lüfte hinein, als wolle er die noch zumeist schlummernden Menschen aus ihren Träumen wecken.

Wunderbar lachte ihm dabei sein mit Blumen geschmückter Schreibtisch — ordentlich wie einladend — entgegen; gleich als wolle er sagen: „Komm' her, hier ist dein Platz! der wahre Dichter strömt seiner Seele Freud' und Leid' in Poesien aus!"

Und Hohenhorst konnte nicht widerstehen; es zog ihn mit magischer Gewalt und seinen Gefühlen freien Lauf lassend, setzte er sich an den Pult und schrieb, wie im Fluge, folgendes Gedicht nieder:

„O glaube mir, dein Gott verläßt dich nicht!"

„Mir ruft, beglänzt vom gold'nen Morgenstrahle,
Die schöne Welt: „Wie lange träumst noch du?"
Die Stimmen all, auf Höhen und im Thale,
Schon jauchzen dankend sie dem Ew'gen zu!

Es spricht das Säuseln in des Waldes Bäumen,
Das munt're Leben in des Waldes Nacht:
„Die edle Zeit in Schwermuth zu verträumen,
„Ist wahrlich doch die Welt zu schön gemacht!
„Wie beugen sich der gold'nen Saaten Spitzen,
„Wie schwellen sie von reichem Segen an,
„Daß kaum der Halm die Aehre weiß zu stützen,
„Die körnerreiche Last noch tragen kann!"

„Mein armer Freund, wenn Schwermuth dich erfasset,
Wenn sich dein Haupt in Sorg' und Kummer senkt,
Wenn dir der letzte Hoffnungsstrahl erblasset,
So schau', wie Gott an seine Kinder denkt.
Wenn er so reich die Aehrenfelder schmücket,
Wenn Halm an Halm sich dicht zusammendrängt,
Wenn, segnend, er die ganze Welt beglücket,
Glaubst du da nicht, daß er auch deiner denkt?
Laß nur die Hände in den Schoß nicht sinken,
Verlier' nur Muth und frische Thatkraft nicht;
Dem kühnen Schwimmer wird schon Rettung winken;
Sich aufrecht halten ist die erste Pflicht!"

„Komm' jauchz'! „Wie hast du Gott der Macht und Güte,
„So liebevoll, so treu an uns gedacht;
„Schön ist des holden Frühlings junge Blüthe,
„Schön ist des Sommers reiche stolze Pracht!"
Auch dir, mein Herz, zum fröhlichen Genusse
Winkt manches Gute sanft und freundlich zu;
Schwelgst du auch nicht im reichsten Ueberflusse,
So pflückst doch manches Freudenblümlein du.
Zufriedenheit laß' deine Tage krönen,
Erfülle ernst und treulich deine Pflicht,
So wirst du dich mit dem Geschick versöhnen,
Und glaube mir: **„dein Gott verläßt dich nicht!"**

Hohenhorst warf die Feder nieder und erhob sich. Seine Augen leuchteten in freudiger Begeisterung. „Ja" — wiederholte er — „dein Gott verläßt dich nicht!" und trat gestärkt und festen Muthes Frida entgegen, die eben im schlichten Morgenkleide, freundlich lächelnd, aber doch etwas blasser als sonst, zu ihm eintrat.

Im Laufe des Morgens erhielt Hohenhorst ein Billet von Halam Steinau, der ihn auf kommenden Sonntag zu sich auf „Villa Steinau in Homburg" einlud und zwar auf höchst verbindliche Weise. Unangenehmeres hätte Hohenhorst in diesem Augenblicke nicht begegnen können. Seine Gedanken waren jetzt auf ganz andere Dinge gerichtet; vollends fehlte ihm die Stimmung, das leere Geschwätz und die Prahlereien dieses eitlen nichtssagenden Menschen und seiner noch viel nichtssagenderen Gesellschaft anzuhören. Er war entschlossen, dem draußen harrenden Livré-Diener Halam Steinau's eine abschlägige Antwort mitzugeben; aber Frida hielt ihn zurück: „Man muß es mit Niemand verderben," — sagte sie — „wer kann wissen, ob du diese Menschen nicht noch einmal im Leben brauchst?" Freilich kannte sie die Gesellschaft nicht.

Hohenhorst sagte mit schwerem Herzen und finsterer Stirne zu.

Auf „Villa Steinau in Homburg“ gab sich heute ein ungemeines Leben kund. Schon in der Frühe war Alles in Bewegung. Gärtner und Gärtnerburschen eilten mit Blumentöpfen, in welchen herrliche, höchst seltene Gewächse prangten oder mit großen und kleinen Bouquets in den Händen — die an Farbenpracht und geschmackvoller Zusammenstellung unter einander wetteiferten — hin und her. Andere waren in und vor den Veranda's, am Boden oder auf Leitern stehend, bemüht, die Säulen derselben zu schmücken, da die Zeit der sie umrankenden Rosen vorüber und der Herr des prächtigen Landsitzes für das Fest, was er heute zu begehen dachte, doch befohlen hatte, gerade diese Veranda's, für die er eine große Vorliebe hegte, hätten als feenhafte Blumentempel zu erscheinen.

Auf die bescheidene Aeußerung des Gärtners am Tage vorher: daß dies nur mit sehr großen Schwierigkeiten und bedeutenden Kosten zu bewerkstelligen sei, war diesem von seinem Herrn, Mr. Halam Steinau, die Antwort geworden: „Er ist ein Dummkopf! was frag' ich nach seinen Schwierigkeiten; ich will's und befehle es, und damit fertig! Was es kostet, ist mir einerlei!“

In Folge dessen war der Gärtner nach Frankfurt geeilt und mit dem Frühzuge der Eisenbahn, in Begleitung eines ganzen Waggons voll Zierpflanzen, Bouquets und prachtvollen Blumen — die er in aller Schnelligkeit bei den Frankfurter Kunst- und

Handelsgärtnern für riesige Geldsummen erkauft — zurückgekehrt. Jetzt galt es, bis zu Mr. Halam Steinau's Erwachen, die Ausschmückung der ganzen Villa im Aeußeren und Inneren fertig zu bringen.

Auch in der Küche und in den Zimmern zeigte sich schon ein bewegtes Leben, ohne daß man jedoch einen Laut oder einen Fußtritt gehört hätte; denn Mr. Halam Steinau würde das leiseste Geräusch an dem Schuldigen mit sofortiger Entlassung bestraft haben.

In einem der wunderbar schön und geschmackvoll eingerichteten, nur etwas mit Kunstschätzen aller Art überladenen Zimmer, stand jetzt auch ein Diener, mit einem feinen Federbesen eine kostbare, aus weißem Marmor gearbeitete Statue mit großer Vorsicht abstaubend. Es war die etwa vier Fuß hohe Nachbildung der so wundervoll reizenden Venus Callipyx des Farnesischen Museums, deren Original sich jetzt in dem großen National-Museum zu Neapel befindet und einen der Hauptschätze desselben bildet. Bekanntlich ist die wunderbar herrliche Gestalt der Göttin nur mit einem leichten Gewande bekleidet, das in einem, in meisterhafter Weise ausgearbeiteten Faltenwurfe herabfällt, welches sie indeß in der graziösesten Haltung auf der einen Seite leicht und gefällig emporhebt, so daß sich die Rücktheile des ganzen Körpers und die Hälfte der vorderen Gestalt, Schultern, Arme und

Busen den Augen des Beschauers zeigen und denselben durch ihre Schönheit zum Entzücken hinreißen.

Mr. Halam Steinau hatte dies Meisterwerk der Bildhauerkunst — da es seinem Geschmack so ganz entsprach — erst in der neuesten Zeit für eine kolossale Summe an sich gebracht; war aber auch jetzt, fast bis zur Abgötterei, in dasselbe vernarrt, so daß er oft — allein oder höchstens in Gesellschaft seiner kleinen niedlichen Haushälterin — Stunden lang in dessen Anschauung verbrachte.

Würde seine brave und schlichte Frau noch in seinem Hause geweilt haben, so wäre die, durch ihr Halbverhülltsein doppelt reizende Göttin wohl schwerlich in der Villa Steinau eingezogen; aber Halam hatte ja sein schon lang gehegtes Vorhaben, mit dem ihm eigenen eisernen Willen und der Kälte und Starrköpfigkeit, die ihn charakterisirte, durchgesetzt und die Mutter seiner Kinder, die vortreffliche Frau, die ihm einst im fernen Mexiko so treu und sorgsam zur Seite gestanden . . . in's Exil geschickt. Sie wohnte jetzt allein und von ihren Kindern getrennt — wenn auch von dem Gatten mit hinreichenden Mitteln versehen — in dem nahen Frankfurt.

Es giebt eine Art und Weise häuslicher Tyrannei, die den tyrannisirten Theil durch unaufhörliche, stets wiederkehrende Chikanen und Tracasserien geradezu zur Verzweiflung bringen und aus der festesten Position vertreiben kann. Täglich Dinge zu sehen und zu er-

leben, die einem das Herz durchbohren, ist mehr als Folterqualen aushalten. Es galt für Steinau's Gattin einen Riesenkampf, sich von ihren Kindern zu trennen; aber es wurde zur Lebensfrage für sie und so konnte sie doch vielleicht für die Zukunft denselben die Mutter erhalten.

In diesem Augenblicke trat Herr Dorbisch, der Hofmeister der Kinder, zu dem abstaubenden Diener. Es lag etwas Trübes, fast Leidendes in seinen Zügen. Wenn sein Herz nicht mit aufrichtiger Liebe an den Kindern gehangen hätte, würde er längst das Verhältniß mit Mr. Halam Steinau aufgegeben haben; aber die armen Kleinen dauerten ihn doppelt, seit sie mutterlos geworden.

„Guten Morgen Daniel!" — sagte er jetzt mit halblauter Stimme zu dem Abstaubenden.

„Guten Morgen Herr Hofmeister!" — entgegnete dieser in gleicher Weise. — „Sie treffen mich bei einer angenehmen Arbeit. Wie Sie sehen bin ich mit unserem neuen Götzenbilde beschäftigt."

„Es ist die Nachbildung eines der größten Kunstwerke und selbst ein Kunstwerk!" — versetzte der eben Eingetretene.

„Mag sein!" — sagte der Diener — „das verstehe ich nicht; so viel aber weiß ich, daß mir meine selige Frau den Kochlöffel um die Ohren geschlagen hätte, wenn ich ihr so ein Ding in's Haus gebracht."

„Vom künstlerischen Standpunkte aus betrachtet, ist es nichts Böses. Dem Reinen ist Alles rein!“

„Dem Reinen!“ — wiederholte der Diener und sah den Hauslehrer mit spöttischer Miene an. — „Meinen Sie damit unseren Alten?“

Der Hauslehrer erröthete leicht und war in Verlegenheit zu antworten.

„Wissen Sie was?“ — nahm der Diener wieder das Wort — „ich gehe nicht gern wie die Katze um den heißen Brei; darum sag' ich Ihnen auch, von dem ich weiß, daß Sie's gut meinen, was ich denke! — die Weibsperson da hat der Herr nicht gekauft wegen der Kunst . . .“

„Daniel schweigt!“

„Sondern . . . .“

„Ich will davon nichts wissen!“

„Und das ungeheuere Geld! Viertausend Thaler! Ei du mein Gott, da könnten ja zehn Familien ein ganzes Jahr davon leben!“

„Auch die Künstler wollen existiren und die Kunst muß Freunde und Beförderer haben; sonst . . .“

„Immer die Kunst! ich möchte einmal unseren Herrn Pastor fragen, was der dazu sagt! Und dann die Kinder! Zum Henker! ich würde mich als Vater schämen . . . .“

„Es ist ihnen verboten, in dies Zimmer zu treten.“

„So? Ei, mein lieber Herr Hofmeister, dem Adam und der Eva war es auch verboten von dem Baume der Erkenntniß zu naschen; aber gerade darum locken sie die schönen Aepfelchen noch mehr. Glauben Sie die Kinder . . . .“

„Ich überwache sie streng . . . .“

„Wenn aber der Herr Papa . . .“

„Was?“

„Die Kleinen selbst herein ruft, wie es gestern geschehen . . .“

„Unmöglich!“

„Fragen Sie Fräulein Julie, unsere neue Herrin . . .“

„Daniel, Ihr habt ein böses Maul!“

„Aber dabei doch ein aufrichtiges Herz!“

„Glaubt Ihr, daß ich es nicht auch redlich meine?“

„Gewiß, das glaub' ich! im Gegentheil, ich weiß recht gut . . .“

„Genug!“

„Sie denken gerade so, wie ich; wollen den Herrn nur nicht blamiren. Ich aber, das sag' ich Ihnen, ich habe Gift auf ihn, seitdem er seine gute und vortreffliche Frau wie eine Magd fortgeschickt. Und warum?“ — fuhr Daniel, in Eifer gerathend, fort — „warum . . .“

„Stille!“ . . .

„Weil er allein im Hause sein will: „„Wenn

die Katze fort ist, tanzen die Mäuse auf dem Tisch herum!“ “

„Daniel!“ — fiel hier, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, der Hofmeister ein: — „warum wird denn eigentlich heute ein so großartiges Fest gefeiert. Ich kann in der That keine Veranlassung dazu finden.“

Daniel lächelte sarkastisch, nahm seinen Federbesen unter den Arm, holte seine Schnupftabaksdose aus der Tasche, klopfte auf deren Deckel, öffnete die Tabatière und nahm dann gemüthlich eine Prise. Als diese Arbeit vollendet und er sich noch die dunklen Stäubchen des Tabaks von seinem weißen Pique-Kamisol sorgfältig abgeklopft hatte, blickte er lächelnd empor und sagte: — „Und das sollte der gelehrte Herr Hofmeister nicht errathen haben?“

„Ich kann es mir in der That nicht denken!“

„Nun denn, so will ich's Ihnen sagen; denn . . . ich bin nicht so dumm, wie ich aussehe.“

„Daniel!“

„Nun, dies Fest . . .“

„So redet doch!“

„Ist ein dreifaches Fest.“

„Wie so?“

„Einmal ein Freiheitsfest; denn wir können jetzt ganz ungenirt thun, was wir wollen und brauchen weder nach unserer lieben Frau, noch nach unserem Herrgott mehr zu fragen . . .“

„Aber Daniel!“

„Dann . . . ist es ein Götzenfest, an welchem wir die Ankunft der heidnischen nackten Mamsell da feiern und sie bewundern lassen können! Und endlich ist es ein Triumphfest, an dem wir den Leuten mittheilen werden, daß wir wieder um kolossale Summen reicher geworden sind.“

„Wie so?“

„Ei,“ — sagte Daniel lachend — „weil wir vor einigen Tagen beinahe die Spielbank gesprengt haben!“

„Das sind Dinge, die uns nichts angehen, lieber Daniel,“ — versetzte der Hauslehrer. — „Wohl wünschte ich von Herzen, sie wären nicht vorgekommen und würden nicht vorkommen: wir aber sind nicht berechtigt, hier als Richter aufzutreten. Wären die armen Kinder nicht . . . ich würde dies Haus schon längst verlassen haben.“

In diesem Augenblick hörte man die Stimmen der Kleinen im Vorzimmer; der Hauslehrer eilte ihnen entgegen. Es waren zwei niedliche Mädchen von zwölf und acht und ein Knabe von zehn Jahren. Die Züge der Mädchen erinnerten an den Vater, die des Knaben mehr an die Mutter. Es lag etwas Trübes in ihren Gesichtern, trotz des Staunens, das sich auf ihnen ausprägte.

Herzlich sprangen sie dem Hauslehrer entgegen und begrüßten ihn, indem sie sich alle Dreie an ihn anschmiegten, wie an einen lieben Freund. Der junge

Mann küßte sie auf die Stirne, wobei seine Augen feucht wurden.

„Was hat man denn heute im Hause vor?“ — rief jetzt Ellen, das älteste der Mädchen, — „die Veranda's werden ja ganz mit Blumen bekleidet?“

„Kommt Mama zurück?“ — frug Harry, der Knabe.

„O das wäre herrlich!“ — riefen die Mädchen zu gleicher Zeit und schlugen in die Hände.

„Ruhig, liebe Kinder!“ — entgegnete der Hauslehrer — „Mama wird schon wieder zurückkommen; aber heute noch nicht.“

„Warum kommt die gute liebe Mama denn noch immer nicht wieder?“ — frug die kleine Dwina. — „Sie ist schon acht Tage weg und Frankfurt ist doch gar nicht weit?“

„Sie ist zum Besuch dorthin gegangen,“ — begütigte Herr Dorbisch — „und um sich etwas auszuruhen.“

„Nicht wahr, weil sie der Papa so oft gezankt hat?“ — meinte Harry mit trauriger Miene.

„Das war nicht so schlimm von Papa gemeint“ — entgegnete der Lehrer, seine innere Bewegung mit Mühe verbergend. — „Auch ging Mama deshalb nicht weg. Ihre Gesundheit hat es erfordert. Heute giebt Papa seinen Freunden ein Fest.“

„O, das ist schön! das ist schön!“ — jubelte Dwina.

„Sieh nur die prächtigen Blumen!“ — rief Ellen — „so schön hab' ich noch keine gesehen!“

Die beiden Mädchen sprangen jetzt zu den noch immer mit der Ausschmückung des Hauses beschäftigten Gärtnern heran, während Harry die Hand des Hauslehrers festhielt und sich, trübe vor sich hinblickend, an ihn anlehnte.

„Warum bist du denn heute so still, Harry?“ — frug dieser.

Der Knabe schwieg.

Ellen kam mit einer prachtvollen Blüthe und reichte sie Harry; der Kleine nahm sie der Schwester ab und sagte: „Ich werde sie aufheben, bis Mama wiederkommt.“

Die Frühstücksglocke ertönte; der Hauslehrer rief die Mädchen heran, die plötzlich still und ernst wurden und entfernte sich mit den Kindern. Es lag etwas wie tiefe Wehmuth in seinen Zügen.

Gegen Mittag fuhren verschiedene Equipagen an der Villa Steinau vor. Mr. Halam Steinau empfing die Ankommenden an dem Eingange der Hauptveranda, an welcher eine Menge Orchideen in hängenden Gefäßen angebracht waren, die mit ihren abenteuerlich

geformten Blüthen die Blumenpforte wie Schmetterlinge umgaukelten.

Rings auf den Stufen der mit kostbaren Teppichen belegten Treppen standen abwechselnd feine Blattpflanzen und blühende Treibhausgewächse; so daß der Eingang den Eindruck machte, als betrete man die Zaubergärten Armida's.

Die erst Ankommenden waren Mr. und Mrs. Sommer. Als Halam sie in der Equipage nahen sah, konnte er kaum das Lachen zurückhalten. Die corpulente Dame trug heute wieder einmal ein vollständiges Juwelenlager auf ihrem Körper; so daß es schon von ferne her von ihren speckigen Armen und dem gewaltig hervorquellenden Busen glänzte, funkelte und blitzte.

„Willkommen! willkommen!" — rief jetzt der Hausherr den Gästen zu; während Daniel, in eine glänzende Livré gekleidet, an den Schlag der Equipage sprang, der monstruösen Dame und dem bequemen Mister aus dem Wagen zu helfen.

„Willkommen Mr. Steinau!" — entgegnete mit ungemein freundlichem Lächeln die Begrüßte, in ihrem amerikanisch-englisch näselndem Dialekt. — „Schön von Ihnen, daß sie wieder einmal den guten Gedanken gehabt haben, ihren alten Freunden ein Fest zu geben. Freue mich darauf wie ein Kind; denn auf Villa Steinau ist man gewohnt Gutes und das Gute reichlich zu finden!"

„Ich hoffe, daß Mrs. Sommer mit ihrem Freunde zufrieden sein wird!“ — entgegnete Halam Steinau; — „aber, Himmel! welch' prachtvolle Toilette Sie gemacht haben! Mrs. Sommer wird wieder einmal alle Damen verdunkeln!“

„Spötter!“ — rief lachend die Dicke, indem sie, von Halam und Daniel unterstützt, sich mühsam aus dem Wagen schob, dem galanten Hausherrn mit ihrem Fächer auf die Achseln klopfend.

„Nur immer zugeschlagen!“ — lispelte Halam in schmeichlerischem Tone, indem er der Gattin des ci-devant Sklavenhändler in die runden Wangen kneifte — „ich bin ja ohnedem, wie Sie wissen, Ihr Sklave!“

Ein eigenthümlich-strahlender Blick lohnte Halam diese Erinnerung an seine Ergebenheit.

Unterdessen hatte auch der Gemahl seine Füße auf sicheren Boden gesetzt, und dem mexikanischen Freunde die Hand reichend, rief er so laut, daß man es durch den ganzen Garten hören konnte:

„God damn, alter Spitzbube! gratuliere! Hast ja, wie ich gestern vernommen, in Wiesbaden die Bank gesprengt!“

„Das nicht!“ — entgegnete Halam lachend, aber mit freudestrahlenden stolzen Blicken — „nur beinahe!“

„Und wieviel?“ — frug Mr. Sommer.

Halam raunte dem Sklavenhändler etwas in's

Ohr, worauf dieser mit einem abermaligen: „God damn!“ herausplatzte.

Eine zweite Equipage nahte sich; Mr. Sommer reichte seiner Gattin den Arm und beide traten in die Veranda.

Diesmal war es ein sehr nettes Brautpaar, welches ausstieg. Halam Steinau hatte die Bekanntschaft des Bräutigams am Spieltische gemacht; die Braut, ein reizendes Mädchen, war die Tochter seines Homburg-Banquiers.

Auch Mr. Mathew's, der „Petroleum-Ritter“, traf ein. Zahlreiche weitere Gäste folgten ihm. Unter den Letzteren befand sich auch Hohenhorst. Mr. Halam Steinau empfing ihn mit großer, fast ostensibler Artigkeit. Der junge Mann sah etwas blaß und gedrückt aus.

„Meine Herren und Damen!“ — rief jetzt der Hausherr — „wenn es gefällig, das Déjeûner erwartet Sie!“

Und damit öffnete Daniel, in seiner silberblitzenden, aber sehr geschmackvollen Livré, die große Glasthüre, die von den Veranda's in den riesigen Gartensalon führte.

Ein fast allgemeines „Ah!“ verkündete die Ueberraschung der Eintretenden.

Der ganze Salon war in einen Garten verwandelt. Palmenartige Pflanzen stiegen rings an den Wänden empor und überragten die vor ihnen sich

massenhaft erhebenden, prächtig blühenden Oleander, Granatbäume, Coloquinten, Myrthen ꝛc. Vor diesen aber bildeten — aus künstlichen Mooslagen hervorblickend — Fuchsia's, Scabiosen und dergleichen Blüthen abermals einen prächtigen Kranz. Dabei warf der Springbrunnen, welcher die Mitte des Gartensalons einnahm, seine krystallhellen Wasserstrahlen hoch empor, während rings in der Runde einzelne kleinere gedeckte Tische standen, welche sich fast unter der Last der kostbaren, ein wahrhaft fürstliches Déjeûner ausmachenden Speisen und Getränken beugten.

Und in der That, die ganze Gesellschaft ließ sich nicht vergebens zum Genusse einladen; die französischen und spanischen Weine mundeten Allen herrlich und die ausgesuchten Leckereien erfreuten sich nicht weniger des Zuspruchs.

Nur Hohenhorst, der sich augenscheinlich hier sehr unbehaglich fühlte und mit dem Hauslehrer ein nicht leicht zu bemerkendes Plätzchen ausgesucht, enthielt sich, wie Dorbisch, fast ganz der für die Anderen so verlockenden Dinge. Um so aufgelegter und heiterer zeigte sich Mr. Halam Steinau selbst; er strahlte vor stolzer Freude, machte den Damen den Hof, neckte sich mit der dicken Mrs. Sommer und gefiel sich in Witzen — guten und schlechten — wovon freilich die letzteren die ersteren bei weitem an Zahl übertrafen.

Auch der hübschen jungen Braut gegenüber machte Halam Steinau — der, was die Toilette betraf, trotz

seiner Jahre, selbst so fashion und fein aussah, wie ein Bräutigam — den Liebenswürdigen; . . . allerdings auf seine etwas derbe Weise.

„Lassen Sie uns, verehrtes Fräulein, mit Ihrem Herrn Bräutigam anstoßen!“ — rief er jetzt, sich dicht neben die Braut setzend.

„Gerne!“ — erwiderte diese etwas verlegen und ergriff ihr Glas.

„Also . . . . auf ewige Liebe und Treue!“

Das Mädchen erröthete schüchtern. Die Gläser klangen.

„Es ist nur etwas verwünscht Eigenthümliches mit dem Wörtchen „ewig!“ — setzte jetzt Halam mit höhnischer Miene hinzu: — „als der türkische Sultan vor ein paar Dutzend Jahren aufgefordert wurde, einen „ewigen“ Frieden mit Rußland zu schließen, antwortete er: in dieser Welt ist Alles provisorisch und zweifelhaft. Allah allein ist ewig und positiv! Seitdem zweifle ich, als guter Türke, konsequent an allen Ewigkeiten!“

„So wird es unsere Aufgabe sein müssen,“ — entgegnete der Bräutigam — „Sie von dem Gegentheil zu überzeugen!“

„Nun wir wollen's abwarten!“ — rief der Hausherr mit spöttischem Lachen, indem er zugleich Daniel herbeiwinkte, die Gläser der jungen Leutchen auf's neue zu füllen.

„Und wann wird die glückliche Stunde Ihrer Vereinigung schlagen?“ — fuhr Halam, zu der Braut gewandt, fort.

„Es dürfte noch einige Monate dauern!“ — entgegnete diese schüchtern.

„Was?“ — rief Halam — „noch einige Monate? Ei! das wäre mir an Ihrer Stelle zu lang. Da lob' ich mir wieder mein Amerika. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist es gebräuchlich, sich im Handumdrehen zu heirathen. Leute, die sich nie vorher gesehen, die sich vielleicht zum erstenmale begegnen, verheirathen sich auf der Stelle; als wenn es einen Handel um alltägliche Dinge gälte!“

„Nun!“ — meinte die Braut — „da ziehe ich denn doch die deutsche Sitte vor. Einmal möchte ich nicht wie eine Waare angesehen sein, und dann scheint es mir denn doch auch klüger, daß Leute, welche sich einander heirathen sollen, sich längere Zeit vorher gekannt haben, um sicher zu sein, daß sie einander nicht falsch beurtheilen und zu einander passen.“

„Allerdings!“ — meinte Mr. Halam lachend — „die Liebe ist blind und sieht den geliebten Gegenstand leicht durch ein gefärbtes Glas an. Es ist das eine alte Geschichte . . .“

„Doch bleibt sie immer neu,“ — murmelte der Hauslehrer mit gefaltener Stirne vor sich hin, — „und wem sie just passiret, bricht sie das Herz entzwei.“

„Die Ehe“ — fuhr der Hausherr heiter fort — „ist

ohnehin zu viel von einer Lotterie mit weit mehr Nieten als Treffer."

„Eben darum" — sagte die kleine Braut — „je länger die Brautleute einander prüfen, desto glücklicher werden die Ehen sein."

„Soll der lange Brautstand etwa auf unseren Fall Bezug haben?" — frug hierauf der Bräutigam mit komischem Schrecken — „wie viel Jahre soll ich noch an Ihnen herumprüfen? Soll ich noch mehr Fehler an Ihnen entdecken, als ich bereits bemerkte, um vollkommen glücklich zu sein? Nein! nein! da es doch einmal geheirathet sein soll, so heißt es am Besten: die Augen zugedrückt und mit gleichen Beinen in den Ehestand gesprungen!"

„Gottloser!" — rief die Braut und schlug mit heiterem Zürnen dem Bräutigam mit dem zierlichen Fächer auf den Mund. Halam und die ganze Gesellschaft lachten laut.

„Und Fräulein Utmann hat doch recht," — sagte hier ein ältlicher Herr. — „Es ist ein Beweis von gesundem Urtheil und Geschmack, sich rasch zu verlieben; aber nach längerer Prüfung erst zu heirathen."

„Aus meiner Seele gesprochen!" — meinte Hohenhorst, seinem Freunde Dorbisch zugewandt. — „Der Braut- und Bräutigamsstand ist die schönste, poetischste und duftigste Zeit des Lebens. Nur wenige hervorragende Menschen finden auch die Ehe poetisch schön. Bei den Meisten ist sie — wenn die Flitterwochen

vorüber sind — eine prosaische, gewohnheitsmäßige, hausbackene Sache. Glücklich, wer lange jung bleibt, und auch hier poetisch fühlt und denkt!"

„Eine prosaische, gewohnheitsmäßige, hausbackene Sache!" — wiederholte der Hauslehrer in schmerzlichem Tone. „Ja! ja!

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu,
Und wem sie just passiret
Bricht sie das Herz entzwei!

Ich kenne ein solches gebrochenes Herz!"

„Hoch!" — rief eben von der andern Seite her Mr. Halam Steinau — „die Schönheit soll leben! hoch! hoch! hoch!"

Es galt der jungen Braut. Die Champagnergläser klangen lustig an einander.

„Und jetzt, meine Herrschaften," — rief der Hausherr und seine Augen glänzten und strahlten . . .

„Und jetzt" — murmelte Daniel vor sich hin — „kommt der zweite Theil des Götzenfestes; die halb nackte Mamsell dadrinnen!"

„Und jetzt" — rief der Hausherr — „werde ich mir erlauben, den verehrten Anwesenden auf's Neue zu beweisen, daß Mr. Halam Steinau sowohl die Kunst und die Künstler, als auch die Schönheit zu würdigen versteht, und ihnen — selbst mit den größten Opfern — Tempel zu erbauen weiß!" und auf einen Wink öffnete Daniel die Flügelthüre des an-

stoßenden Zimmers. Es war dasselbe, in dem sich die Statue der Venus Callipyx befand.

Ein allgemeiner Ausruf des Staunens erfolgte. Alle drängten sich herbei, namentlich die Männer, die sich in Bewunderung nicht erschöpfen konnten. Die Damen freilich rümpften etwas die Näschen und zogen sich bald zurück, außer Mrs. Sommer, die, als gute Amerikanerin, emancipirt genug war, um in der Erscheinung der halbverhüllten Lady nichts Anstößiges zu finden.

„Schön! schön! herrlich!" — rief dabei Mr. Sommer.

„Jes!" — sagte Mr. Mathews — „beautiful in deed!"

„Mag schön gekostet haben?" — fuhr Mr. Sommer zu dem Hausherrn gewandt fort.

„Viertausend Thaler!" — sagte dieser ruhig aber mit dem Stolz eines Spaniers.

„Viertausend Thaler!" — rief Sommer entsetzt — „der Stein? viertausend Thaler?"

„Nun!" — meinte Mr. Halam laut lachend — „die Steine am Hals, auf der Brust und an den Armen Ihrer Frau werden nicht weniger gekostet haben?"

„Damn! — das sind auch Juwelen, die ihren Werth behalten."

„Und glaubt Mr. Sommer, diese prachtvolle Statue, dies herrliche, unübertreffliche Kunstwerk sei kein Juwel?"

„Man wird ein Narr sein, Mr. Steinau das Ding wieder für so viel Geld abzukaufen!"

„Ich denke aber auch nicht daran, es zu verkaufen. Lassen Sie mir den Stolz und die Freude ein Mäcen zu sein. Was liegt an der Kleinigkeit von Geld, wenn man das stolze Bewußtsein in sich trägt, ein Beschützer und Beförderer der Künste und Wissenschaften zu sein."

„Viertausend Thaler!" — wiederholte Mr. Sommer, noch immer den Kopf schüttelnd — „dafür kaufte ich seiner Zeit zehn der prächtigsten Cazembe-Negersclavinnen . . ."

„Ah!" — rief Mrs. Sommer — „diese scheußlichen Black-beasts!"

„Und die waren Ihnen lieber, als diese Venus!" — rief Mr. Halam mit erschütterndem Gelächter.

„Bah! ich brachte sie zu Markt und verdiente das Zehnfache daran!"

„Ohne den sonstigen Nutzen!" — rief Halam ironisch.

In dem Augenblick gewahrte der Hausherr Hohenhorst, der ruhig und gemessen das vor ihm stehende Meisterwerk der Kunst anstaunte.

„Nun, mein lieber bester Herr Doktor!" — rief hier Mr. Halam Steinau freudig . . .

„Bitte, Herr Steinau" — unterbrach ihn Hohenhorst — „Sie wissen, ich bin nicht Doktor, sondern . . ."

„Bei mir sind Sie es! bei mir sind Sie es!" — — rief der Hausherr eifrig, Hohenhorst mit ungemeiner Liebenswürdigkeit auf die Schultern klopfend.

„Wenn ich Sie aber auf das Innigste bitte . . .“

„Und sind Sie es nicht, so könnten Sie es so gut wie tausend Andere sein; aber lassen wir das! Wie gefällt Ihnen meine Venus hier?“

„Die Statue ist wunderbar schön und mit Meisterschaft ausgeführt!“ — sagte Hohenhorst ernst. — „Ich habe noch selten eine so zarte und weiche Behandlung des Steines gesehen, und bei aller Blosstellung der schönsten Formen liegt doch eine gewisse Schüchternheit und Keuschheit in der halben Verhüllung.“

„Sie ist aber auch das Werk eines großen Künstlers,“ — rief der Hausherr mit gehobenem Haupte und strahlenden Blicken, indem er sich die Hände vergnügt rieb.

„Darf man seinen Namen wissen?“ — frug Hohenhorst.

„Riveretto,“ — entgegnete Halam — „kostet aber auch das schöne Sämmchen von viertausend Thalern. Aber was sind viertausend Thaler für einen Mann, der die Kunst liebt und sich eine Freude daraus macht, Künstler und Dichter zu protegiren. Später — nach der Tafel“ — setzte er mit huldvoller Miene hinzu, — „habe ich auch mit Ihnen, mein lieber Hohenhorst, noch ein Wörtchen in dieser Beziehung zu sprechen.“

Hohenhorst erschrak; aber es war ihm, er wußte nicht warum, seltsam unbehaglich in der Nähe dieses Mannes.

Als die Gesellschaft in jeder einzelnen Person die

Halam'sche Venus und die übrigen Kunst-Gegenstände des Zimmers genügend bewundert hatte — wobei viel verschobene Ansichten über Kunst zu Tage gefördert wurden, und die gute Mrs. Sommer sich mehr als einmal durch falsch angewandte fremdländische Ausdrücke lächerlich gemacht, — trat man in den Gartensalon zurück, aus welchem indessen die Tische entfernt worden waren, um einer kleinen Capelle Platz zu machen, da der Hausherr, zur neuen Ueberraschung seiner Gäste, für ein treffliches Morgen-Concert Sorge getragen.

„Ah!" — rief Mrs. Sommer — „das ist schön! auch eine Martine-musikal!"

Man verbiß das Lachen; der Hauslehrer aber flüsterte Hohenhorst zu — „dem dicken, im Speck erstickenden Juwelenkasten geht es wie jenem Bauer, der in einer großen Gesellschaft von Oeconomen, in welcher über die beste Art Dünger für jeden Boden zu bereiten gesprochen wurde, mit großer Wichtigkeit sagte: Ich aber habe fünf Aecker, die spotten aller Verbesserung, obgleich ich sie nun seit Jahren regelmäßig mystifizirt habe!" — —

Das Diner, welches um fünf Uhr eingenommen wurde, war in gewohnter Weise splendid und fein. Mr. Halam Steinau liebte auch hier zu glänzen und zwar ebensowohl durch die Pracht und das Arrangement der Tafel in feinstem Porzellan und Silber, als durch die Auserlesenheit der Speisen und der Weine.

Deſto ärmer an Gehalt war das Geſpräch der meiſten Anweſenden. Die dicke Sommer hatte dabei viel mit ihrem Collier und ihren diverſen Armſpangen zu thun, um deren Steine im ſchönſten Lichte funkeln zu laſſen, und ihr Herr Gemahl beging, angefeuert durch die trefflichen Weine, die Taktloſigkeit, den Hausherrn zu fragen: „wo denn die jetzige Königin des Hauſes, die reizende kleine Haushälterin ſtecke?“

Mr. Halam that freilich, als habe er die Frage überhört; Hohenhorſt und dem Hauslehrer ſchnitt ſie indeſſen wie ein zweiſchneidiges Schwert durch die Seele.

Nach aufgehobener Tafel zerſtreuten ſich die Gäſte in den verſchiedenen Gemächern, die an den Speiſeſalon im erſten Geſchoſſe ſtießen. Nur die älteren Herren blieben mit löblicher Ausdauer bei den Champagnerflaſchen und den Gin-Gläschen ſitzen, welch' letztere namentlich Mr. Mathews bedeutend in Anſpruch nahm. Leider konnten auch Hohenhorſt und ſein Freund Dorbiſch die Herren, des Anſtands halber, nicht verlaſſen; obgleich ſie dies — für ſich — viel anſtändiger gefunden hätten, als zu bleiben.

Das Geſpräch kam bald auf das Feld, auf welchem ſich Halam Steinau vorzugsweiſe gern bewegte, auf den Vorzug der amerikaniſchen Verhältniſſe, gegenüber denjenigen des alternden Europas. Hier wußte Halam, daß er zu imponieren, zu blenden und zu glänzen vermöge. Auf Uebertreibungen oder wohl auf einige

Unrichtigkeiten kam es ihm dabei nicht an; dagegen verfehlten Schlagworte wie: „Freiheit", — „Emancipation", — Fortschritt", — „Ausschneiden der Krebsschäden der alten Gesellschaft" u. s. w. ihre Wirkung nie; namentlich wenn der Wein die Köpfe schon etwas angeglüht hatte. Um so besser: dann bemerkte man auch das Unklare in den ausgesprochenen Ideen nicht; während die Kühnheit mancher Behauptungen den laut und mit großer Entschiedenheit Sprechenden als ausgezeichneten Redner und feinen Diplomaten erscheinen ließ.

„Ach!" — rief hier Halam Steinau, eine neue Cigarre anbrennend und ein Glas Champagner schlürfend, — „in der alten Ordnung von Europa ist der Fortschritt nicht nur ungemein erschwert, sondern vom Rückschritt überwuchert und kann nur durch einen allgemeinen Umsturz sich sein Recht erringen. Daß er es einmal erringen wird, ist außer Zweifel, aber . . . wohl nur unter Blut und Thränen!"

„Ich denke, es könnte dies doch wohl auch auf unblutigem Wege geschehen!" — meinte Hohenhorst.

„Und wie dies?" — rief der Hausherr — „das möchte ich wissen!"

„Nun," — fuhr Hohenhorst ruhig fort — „dafür ist blos nöthig, durch den steten, wenn auch langsamen Fortschritt des Volkes, nach und nach alle, aus der alten Ordnung der Dinge ererbten Mißstände organisch auszuscheiden."

„Auch das wird lange dauern."

„Der Individualismus ist eben nicht der ächte demokratische," — rief Halam.

„Wenn er es aber einmal geworden sein wird, dann wird jedes Individuum sich gleichberechtigt sehen, sowohl thatsächlich als ideell," — versetzte der Hauslehrer — „das Gefühl und die Idee der allgemeinen Brüderlichkeit wird sich überall geltend machen, und der Krieg Aller gegen Alle wird durch die Solidarität Aller für einander aus dem Felde geschlagen."

„Glücklich" -- rief Halam und schaute mit etwas spöttischer Miene nach dem Sprechenden — „glücklich, wer lange jung bleibt und poetisch fühlt und denkt! Wir Aelteren wissen aber besser wo der Schuh drückt. Von wirklichem und entschiedenen Fortschritt kann bei uns überhaupt nicht die Rede sein, ehe Europa die Jesuiten und den Jesuitismus los ist."

„Das wird noch lange nicht durchzuführen sein!" — meinte der Hauslehrer, ohne sich verblüffen zu lassen.

„Gut!" — rief hier Halam und füllte die Gläser der beiden jungen Leute, trotz derem bittendem Abwehren auf's Neue. — „Dann müssen wir wenigstens daran denken: wie kann man einstweilen den Plänen der Jesuiten entgegenwirken?"

„Indem man" — sagte Hohenhorst mit mildem Ernst — „indem man aus sich selbst und seiner Umgebung, so weit diese reicht, vernünftige und humane Menschen zu machen sucht. Auf solche können keine Jesuiten

mehr einwirken; denn sie haben die menschliche Natur zur Bundesgenossin, die wesentlich zur Vernunft angelegt ist, während die Jesuiten das schwere und in letzter Instanz unmögliche Werk der Vernunftausrottung unternommen haben. Auf alle anderen Mittel, die Jesuiten zu bekämpfen, gebe ich wenig!"

„Da haben wir den idealen Menschen!" — rief der Hausherr — „Wer aber einen gefährlichen Gegner vernichten will, der muß mindestens eben so gute und wirksame Waffen führen, als dieser. Gestehen Sie das zu?"

„Das gestehe ich, abstrakt genommen, zu. Es fragt sich nur, sind nicht die sittlich reinen Waffen die wirksamsten? Und ich bejahe diese Frage."

„Ich auch," — sagte der Hauslehrer — „obwohl ich nicht verkenne, daß im Kriege der Naturzustand herrscht, und daß man wilde Thiere nicht durch Belehrung über ihre Pflichten entwaffnen kann."

Halam that, als ob er die Worte des Hauslehrers nicht gehört habe, dann sagte er zu Hohenhorst gewandt: —

„Sie würden also die Guillotine in der Revolution nicht gutheißen. Sie würden es nicht für Recht halten Jesuiten und Gewaltherrscher mit Gewalt zu vertreiben?"

„Verehrter Herr Steinau," — sagte hier Hohenhorst nach einiger Ueberlegung — „Ich erlaube mir, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß diese Noth-

wehr-Theorie eine sehr gefährliche Sache ist. Sie kann so weit getrieben werden, daß in der öffentlichen Meinung jedes Verbrechen straflos und als Nothwehr vertheidigt wird. Die Guillotine in der ersten französischen Revolution und ihre Wirksamkeit, um die Aristokraten zu vernichten, war ein Wahnsinn. Der Schrecken, den sie einflößen sollte — und im Anfang auch in der That einflößte — hörte eben auf Schrecken zu sein, sobald sich das Volk daran gewöhnt hatte. Die größere Mehrzahl des Volkes ist, sobald sich die erste Wuth einer revolutionären Bewegung gelegt hat, doch immer gutmüthig und wird durch Grausamkeiten und Blutvergießen empört — ihre Sympathie wird sich bald auf die Seite der besiegten politischen Partei wenden, welche geopfert werden soll."

„Und dann wird unfehlbar eine Reaktion eintreten!" — warf der Hauslehrer ein.

„Sicher!" — fuhr Hohenhorst fort — „welche mit dem Schrecken zugleich die Absicht vereitelt, welcher er dienen sollte."

„Pah!" — rief Mr. Sommer, zwischen dem Champagner ein Glas Gin hinabgießend — „wenn es, wie in Amerika, feststeht, daß alle Aristokraten vernichtet werden müssen. . . ."

„So muß man gleich die ganze Menschheit köpfen!" — rief der Hausherr mit verächtlichem Lächeln — „denn es steckt in Jedem ein mehr oder weniger entwickelter Aristokrat und kleiner Tyrann, sowohl in den

Hochadligen, wie in den meisten Demokraten, in den Geldsäcken, wie in den Sklavenbesitzern, deren Scepter die Peitsche ist!"

„Yes!" — sagte Mr. Mathews, ohne eigentlich zu wissen von wem die Rede war und spuckte auf den kostbaren Fußteppich.

Mr. Halam Steinau hatte dem Hauslehrer einen finsteren Blick zugeworfen, Hohenhorst aber fiel rasch ein:

„Außerdem ist der Mißbrauch der Justiz, welchen eine Revolution begeht, wenn sie anscheinend durch die Gerichte ihre Gegner zum Schaffot, zum Strick oder zu Pulver und Blei verdammen läßt, ein demoralisirendes Mittel . . ."

„Es ist Nothwehr!" — rief Halam.

„Vergeben Sie!" — entgegnete Hohenhorst — „es ist von Nothwehr himmelweit verschieden! Es mag zu rechtfertigende Nothwehr genannt werden, wenn ein lange mißhandeltes Volk aufsteht und seine Feinde zu vernichten sucht; aber es ist Justizmord, wenn dasselbe Volk, nachdem es einmal in den Besitz der Gewalt gekommen, mit kalter Berechnung auf gerichtlichem Wege die Race seiner Verfolger auszurotten sucht. Eine solche Verdrehung des Begriffes „Nothwehr" rächt sich immer selbst."

„Die Tyrannen!" — fiel hier Dorbisch ein, ohne auf des Hausherrn finstere Blicke zu achten, — „sind gewöhnlich ganz ebensosehr die Geschöpfe des Volkes, die Erzeugnisse seiner Unmündigkeit und Schwäche,

als die Urheber der Tyrannei. Die Völker selbst schaffen sich die Gewaltherrscher!"

„Und einen Timoleon" — rief, Hohenhorst zugewandt, der Hausherr in gewaltigem Eifer, ein neues Glas Champagner schlürfend — „und einen Timoleon, einen Brutus, eine Charlotte Corday sollen wir nicht bewundern dürfen?"

„Es hat dies immer, selbst im besten Falle, etwas Mißliches!" — sagte Hohenhorst achselzuckend. — „Die Aufopferung dieser Charaktere mag bewundert werden, . . . die That darf es nicht!"

„Und warum nicht?" — frug Halam.

„Diese antiken Begriffe von Löblichkeit des Tyrannenmordes, von Bekämpfung der Unmenschen mit unmenschlichen Waffen u. s. w. sind veraltet; die Geschichte und gestiegene sittliche Bildung verdammt sie."

Mr. Sommer und Mr. Mathews — welche das Gespräch zu langweilen anfing — erhoben sich, um sich zu der übrigen Gesellschaft zu begeben; Hohenhorst und der Hauslehrer waren im Begriff dasselbe zu thun; aber Mr. Halam beorderte den Letzteren in ziemlich scharfem Tone: nach den Kindern zu sehen; während er Hohenhorst leise wieder auf den Stuhl drückte und noch einen Augenblick um Geduld bat.

Hohenhorst gehorchte mit innerem Widerstreben. Ach! er sehnte sich so sehr nach Hause. Sein von Sorgen gequältes Herz — er hatte noch immer keine andere passende Stelle gefunden — wollte ihm in dieser

Umgebung zerspringen. In den Armen seines treuen Weibes, — er wußte es ja, — wäre ihm leichter geworden. Aber die Schicklichkeit forderte Unterwerfung unter ihr Gesetz.

„Nur noch eine Frage!“ — sagte Halam, als sie beide allein waren und bot dem jungen Dichter eine neue Havanna an, die dieser aber dankend zurückwies — „Darf ich Sie bitten, mir in wenigen Worten Ihre Ansicht über Jesuitismus und Militarismus unumwunden mitzutheilen?“

Die Frage kam Hohenhorst auffallend vor; indeß war hier ein Ausweichen so wenig möglich, als ein Abbrechen des Gespräches, und so fügte er sich denn mit leisem Seufzer und sagte:

„Wie selbst im ruhenden Leibe das Herz nie stille steht, sondern seine Lebensströme immer von Neuem in die entferntesten Gefäße versendet, so darf eine wahrhaft freigesinnte Partei nimmer ruhen und nimmer verzagen, befruchtende Ideen durch das gesammte Volksleben zu verbreiten und jegliche Widerstände zu bekämpfen, von woher immer sie dem menschlichen Fortschritt entgegengestellt werden. Zwei Uebel aber sind es — meiner Ansicht nach — vorweg, welche eifriges Bemühen, mannhaftes Ringen und sorglichste Wachsamkeit herausfordern: Jesuitismus und Militarismus.“

„Sehr gut! sehr gut!“ — rief Mr. Halam Stei-

nau sichtbar erfreut und rückte Hohenhorst vertraulich näher. — „Bitte fahren Sie fort."

„Jesuitismus aber findet sich nicht nur innerhalb der katholischen Kirche, wo er sich bereits trotzig zum Kampfe gestellt hat, sondern nicht minder im Protestantismus, wo er noch gleißnerisch im Mantel der Wortheiligkeit einherschleicht, und ebenso auf dem Grunde der socialistischen Bewegung, wo er gekränkte Menschenrechte zum Feigenblatt anarchischer Gelüste nimmt."

„Sehr wahr!" — rief Halam, sein und des jungen Mannes Glas auf's Neue mit Champagner füllend. — „Und da muß ihm der Mantel abgerissen werden."

„Der innige Zusammenhang muckerischer und communistischer Strebungen wird freilich nur ab und zu durch grelle Blitze beleuchtet; aber er besteht unleugbar und hat sich in zahlreichen Skandalprocessen nachweisen lassen."

„Und den Militarismus!" — rief Mr. Halam Steinau ungeduldig. — „Wie denken Sie über denselben?"

„Verehrter Mr. Steinau," — sagte Hohenhorst lächelnd — „wir Dichter sind zumeist keine großen Politiker . . ."

„Ihre Meinung! Ihre Meinung!" — rief Halam eifrig. — „Sie sollen sogleich erfahren, weshalb ich Sie um dieselbe frage und sollen dann mit mir, als mit Ihrem Freund und wohlwollenden Gönner zufrieden sein!"

„Nun," — fuhr Hohenhorst, dem Halam's Betragen und Worte immer seltsamer vorkamen, fort — „wenn dem Staate großartige Geldmittel zur Verfügung stehen, so darf keinen Augenblick vergessen werden, daß diese Geldmittel Eigenthum der Nation sind!"

„Prächtig! daß diese Geldmittel Eigenthum der Nation sind!"

„und daß das Volk ein Recht hat, dieselben in möglichster Vollständigkeit zu der Quelle zurückgeleitet zu sehen . . ."

„Sie sprechen mir aus der Seele!"

„aus der sie flossen. Das Hauptziel" — denke ich — „nachdem wir also streben sollten, wäre: daß nicht mehr wie bisher, alle Culturinteressen den militärischen Anforderungen untergeordnet würden, sondern umgekehrt die Culturinteressen den militärischen Anforderungen vorausgingen!"

„Bravo!" — rief der Hausherr.

„Das Gebäude des Staates" — fuhr Hohenhorst, der sich jetzt warm gesprochen hatte, fort — „soll nicht nur schirmende Mauern und Zinnen haben, sondern auch in seinem Innern dem Wohlstande, der Sitte und der Freiheit ein behagliches Heim bieten!"

Halam Steinau sprang hier freudig erregt auf, bot Hohenhorst die Hand, schüttelte sie und rief — „Prächtig! prächtig! und ganz genau wie ich gedacht.

Sie haben mir aus der Seele gesprochen, junger Freund! Jetzt sollen Sie aber auch wissen, warum ich Sie so examinirt und was ich mit Ihnen vorhabe. Ich werde Ihr Glück machen; . . . ich werde Ihr Schützer, Ihr Protector sein!"

„Mr. Steinau . . ."

„Kein Wort, kein Wort, Hohenhorst!" — rief Halam. — „So erfahren Sie denn, daß ich im Begriff stehe, eine Zeitschrift unter meinem Protectorat erscheinen zu lassen; . . . eine Zeitschrift, wie wir sie in Amerika haben; . . . dem unbedingten Fortschritt huldigend; . . . sie wird den Titel „Die Emancipation" tragen. . . . Ein Mann, wie ich, der das Bedürfniß fühlt, seine Ideen in's Große zu verbreiten; der die Verhältnisse in Staat und Kirche verbessern, ... Künste und Wissenschaften unterstützen und heben will, der bedarf eines solchen Blattes. Ich habe die Mittel dazu; . . . . ja, ich habe die Mittel in reichem Maße dazu, nur eines bedarf ich . . . einiger guter Köpfe, die meine Ideen zu Papier bringen und zu diesen gehören Sie, Hohenhorst . . . ."

„Aber Mr. Steinau, Sie täuschen sich in mir. Mein kleines Talent zum Dichten . . ."

„Keine zu große Bescheidenheit. . . ."

„Wer mit Phantasie begabt ist, wird stets ein schlechter Journalist sein!"

„Beruhigen Sie sich: Sie übernehmen, der Haupt-

sache nach, den belletristischen Theil; Dorbisch hat die pädagogischen Artikel zu liefern . . ."

„Aber, bester Herr, ich versichere Sie . . ."

„Ich werde Ihnen — meinem jungen Freunde und Schützlinge — einen so bedeutenden Gehalt auswerfen, daß Sie Ihrer jetzigen Verlegenheit ganz enthoben sind und ganz selbstständig dastehen!"

„Sie wissen? . . ."

„Ja, ich weiß Alles! Ihr Haus hat umgeworfen, — Sie haben dadurch Ihre Stelle in demselben verloren, — fanden bis jetzt noch keine andere und sind daher von Sorgen belastet. . . ."

„Aber, bester Herr . . . !"

„Kein Wort! kein Wort!" — rief Halam — „Ich weiß noch mehr: Sie würden sehr gern das dritte Bändchen Ihrer Gedichte auf eigene Rechnung herausgeben. Es ist ein guter Gedanke . . . kann Ihnen viel eintragen! Aber es geht nicht, weil Sie kein Geld dazu haben . . ."

„Mr. Steinau! . . ."

„Kein Geld!" — rief der Hausherr lustig und laut lachend — „kein Geld und hat Mr. Halam zum Freund. Warum haben Sie mir die Sache nicht schon lange vertraut . . ."

„Aber . . ."

„Nun, damit Sie sehen, wie gut ich es mit Ihnen meine, — wie sehr es mir angelegen ist, Künste und Wissenschaften zu heben und zu unterstützen, so gebe

ich Ihnen hier" — Halam nahm ein Papier aus seiner Brieftasche — „eine Anweisung von viertausend Gulden auf meinen Banquier in Frankfurt. . . ."

„Mr. Steinau! . . ."

„Kein Wort, Freundchen, kein Wort. Damit verlegen Sie das dritte Bändchen Ihrer Gedichte . . ."

„Aber um des Himmels Willen . . ."

„Machen ein brillantes Geschäft . . . ."

„Aber hören Sie mich doch . . . ."

„Stille!"

„Ich bitte Sie . . . ."

„Und zahlen mir in Jahren, wenn es Sie gar nicht genirt, die Summe theilweise oder ganz, — je nachdem Sie können — zurück."

„Lassen Sie mich nur . . ."

„Von Zinsen ist keine Rede; — — und können Sie nicht, nun so hat es auch nichts zu sagen: Mr. Halam Steinau kommt es, wenn er einen jungen talentvollen Freund unterstützen kann, auf eine solche Bagatelle nicht an."

Hohenhorst wollte erwidern; aber ein Feuerwerk, welches im Garten abgebrannt wurde, ließ eben krachend und zischend seine Schwärmer, Raketen, Sonnen und Pot-à-feus los. Halam drückte dem überraschten jungen Manne das Papier in die Hand — und war unter der Gesellschaft verschwunden.

„Feenhände."

Wo, an der mittleren Donau Strand, in nebelgrauer Zeitenferne der Urwald weit und breit das Land bedeckte, da erhebt sich jetzt eine riesige Stadt mit Tausenden von Häusern, mit Kirchen und Thürmen, unter denen besonders einer, wie ein gigantischer Finger, aufwärts gen Himmel deutet. Zahllose Straßen durchkreuzen dieses Häusermeer und in den Straßen wimmelt es von Menschen und Wagen. Lärm und Getöse erschallt; keine Ruhe! Nacht und Tag ein stetes Rennen und Jagen. Pfeifende Locomotiven mit gewaltigen Wagenreihen stürmen von Süd und Nord, Ost und West heran; dampfende Kolosse schwimmen den Strom hinab und schnaufende Leviathane schleppen Menschen und Wagen der Stadt zu. Aus allen Theilen der Welt strömen die Leute zusammen: sie reden in den verschiedensten Zungen, sie lachen und singen, tanzen und springen, essen und trinken, handeln und wandeln, ...'s ist ein wahres Gaudium.

Das ist Wien — Wien, die prächtige Hauptstadt Oesterreichs!

Wien ist — wie Alles in der Welt — entstanden aus unscheinbaren Anfängen und ist größer geworden und immer größer und nun ist's eine Weltstadt und nicht viel fehlt, so hat es eine Million Einwohner!

Das Merkwürdigste dabei aber ist, daß sie nicht gealtert hat, diese Stadt, trotz der Jahrhunderte, die an ihr vorübergingen, sondern daß sie immer jünger, schöner und reizender geworden!

Wien ist eine der schönsten Städte der Welt!

Das ist eine kühne Behauptung. Aber wahr ist sie doch.

Freilich, Paris ist prächtiger und London ist größer.

Aber Wien ist schön. Es liegt in einem üppigen blühenden Garten, umgeben von waldigen Anhöhen und Rebenhügeln, — eine steinerne Riesenblume auf grünem Felde! Und einer der gewaltigsten Ströme braust an ihr vorbei und er jauchzt freudig auf und begrüßt stolz seine Geliebte, die tausendjährige, wunderholde Jungfrau Vindobona.

Um die bezaubernd schöne Lage Wiens vollständig würdigen zu können, muß man einen der Gipfel des Kohlengebirges besteigen. Wer diese wundervollen Waldberge mit der Aussicht auf das Häusermeer der Stadt, die Donau und die fernen Höhenzüge im Osten und Süden nicht kennen gelernt hat, entbehrt einen der schönsten Eindrücke, die Wien zu gewähren vermag.

Wie schön! wie großartig hier! wie unvergleichlich! Was unser vaterländischer Dichter von den Höhen des Kobenzlberges einst in die Welt hinaussang, wir dürfen es mit vollstem Rechte von hier aus wiederholen:

„Eb'nes Land liegt mir zu Füßen, wie ein stilles grünes Meer,
Weithinaus, wie Möven, kreisen meine Blicke d'rüber her;
Gleichwie' schmale lichte Furchen, die durch's Meer die Schiffe zieh'n,
Schlängeln Donauſtrom und Straßen sich als Silberstreifen hin.
Rings empor als inselreicher stolzer Archipelagus
Ragen Dörfer, Schlösser, Städte, blinkend wie aus Silberguß;
Doch vor Allen groß und mächtig ragt ein Eiland aus dem Meer,
Dem als Tannenwald die Stirne krönt gewalt'ger Thürme Heer.
Wien, du bist's, Stadt der Cäsaren! — — — —

Ja eine Kaiserstadt, eine wahrhaft kaiserliche Stadt! Wien bietet Alles, was das anspruchvollste Herz nur verlangen kann.

Es hat eine wahrhaft paradiesische Lage, an einem der größten Ströme Europas. Es bildet den Knotenpunkt zahlreicher Eisenbahnen, die dich nach allen Richtungen der Windrose tragen. Es hat die herrlichste Umgebung, Berg und Wald und Flur in nächster Nähe. Wien ist groß genug, um eine Weltstadt zu sein und doch nicht so groß, um das Heimgefühl in uns zu ersticken.

Mit seinem glänzenden Hofstaat residirt der Kaiser von Oesterreich in der würdigen Burg oder in unmit-

telbarer Nähe von Wien, in dem wunderschönen Lustschlosse Schönbrunn.

Wien hat herrliche Kirchen, prächtige Paläste, breite, theilweise mit schönen Bäumen bepflanzte Straßen; ein reges interessantes Volksleben entfaltet sich auf denselben. Handel und Verkehr ist großartig und die glänzenden unzähligen Schauläden und Waarenmagazine deuten auf den Wohlstand der Bewohner.

Wien besitzt eine Menge reich ausgestatteter Galerien, Museen, Bibliotheken und wissenschaftliche wie Kunstsammlungen aller Art. Die schönsten öffentlichen Gärten, wie der ungeheure Prater, der liebliche Stadtpark, der Volksgarten und die herrschaftlichen Gärten laden in's Freie ein. Dazu kommen unzählige Gasthäuser, Bier- und Kaffeehäuser, damit der Hungrige — natürlich für sein gutes Geld — sich sättige, der Durstige sich labe! Und dabei fast überall Musik, Feuerwerk, Wettrennen, Galafahrten, Theater, Singspielhallen und Tanzplätze in Hülle und Fülle. Und zu diesem Allen, für dies Alles das freundliche, lebenslustige, gutmüthige Wiener Volk. — Wien wäre ein Eldorado, wenn es ein solches überhaupt auf Erden gäbe! — — —"*)

Auch heute wieder pulsirte das gewaltige Leben in Oesterreichs Hauptstadt; aber zu dem gewöhnlichen

*) Wiener Photographien.

Rennen und Laufen, Fahren und Reiten, Reden und Schreien gesellt sich noch etwas Anderes. Von verschiedenen Seiten her hört man vortreffliche Militärmusik erschallen, kriegerische Weisen aufspielend; — Militär marschirt vorüber, die Tschako's mit grünem Eichenlaub geschmückt. — „Ha! in Parade-Uniform!"

„Große Parade! —" rufen die Gassenjungen jubelnd sich zu.

„Wo?"

„Auf dem Josephstädter-Glacis!"

„Hurrah! Große Parade auf dem Josephstädter-Glacis!"

„Da kommt auch der Kaiser hin!"

„Hurrah! wer ist dabei!"

„Wir Alle!"

„Zum Teufel die Schule!"

„Mag der Meister auch schreien und zanken, ich bin auch dabei!"

„Hurrah! —" und wie der Wind saust der ganze Haufen dahin, den in der Ferne vorüberziehenden Truppen folgend.

„Tschau! tschau! —" sagt in dem gleichen Augenblicke ein ruhiger, an dem Arme seiner Frau behäbig dahinschreitender Bürger zu dieser, seiner wohlgenährten besseren Hälfte. — „Hast' gehört? Parade auf dem Josephstädter-Glacis! Der Kaiser kommt auch!"

„Tschau! tschau! —" erwiedert diese, den Kopf mit etwas ärgerlicher Miene hin und her wiegend —

„und ist halt eben gerade Zeit zum Hochamt bei den „alten Kapuzinern". Dumme Geschichte!"

„Urdumm!" — entgegnet der Herr Gemahl. — „Urdumm! — — — Aber können wir's denn nicht halt anders machen?"

„Wie denn? Ich ging schon gern die Parad' und unsern guten Kaiser sehn! . . ."

„Weißt' was?"

„Nu?"

„Ich denk', wir gehn jetzt nach dem Josephstädter-Glacis!" Die „alten Kapuziner" laufen uns nicht fort."

„Und den Nachmittag giebts auch noch 'ne Messe!" — Und die guten Leute folgen dem Militär und den Gassenjungen.

Elegante Reiter sprengen vorüber.

„Wohin, Ew. Gnaden!" — ruft der Eine dem Andern zu.

„Josephstädter-Glacis!"

„Parade?"

„Ja! Kleine Gräfin — bewußte — wird auch da sein!"

„Teufel! Reite mit!"

Und die beiden eleganten Reiter fliegen auf ihren schäumenden Rossen dem würdigen Ehepaare, den Gassenjungen und den Truppen nach.

Das Josephstädter-Glacis ist das „Marsfeld" von Wien. Die Ausdehnung des Platzes ist eine derartige, daß ungeheuere Truppenmassen dort aufgestellt werden

können. Die Wiener lieben militärische Schauspiele. Auch jetzt — da sich die Nachricht von einer Revue auf jenem Platze mit der Schnelle eines Lauffeuers verbreitet, — fängt es, nach jener Richtung hin, zu strömen an.

Und von allen Seiten und Richtungen her ertönt Trommelschlag, Trompetengeschmetter und Militärmusik und von allen Straßen her marschiren Soldaten heran mit Sack und Pack, die Kasernen verlassend und nach dem Josephstädter-Glacis hinziehend.

Wie das blinkt und glänzt und funkelt und blitzt; wie das Volk — ein buntes, bewegtes, wogendes Menschenmeer — sich nach der gleichen Richtung ergießt: Fußgänger, Reiter, Droschken und glänzende Equipagen, alles durcheinander; ... aber alles heiter, strahlenden Auges, voll Neugierde und Freude über das zu erwartende Schauspiel.

Jetzt füllt sich der Platz mit Truppen und seine Umgebung mit Menschen.

Aber was ist das für eine prachtvolle Equipage, die eben auffährt?

Sie ist mit vier herrlichen Rappen edelster Race bespannt. Schönere Pferde kann der kaiserliche Marstall nicht aufweisen! Wie sie Hals und Kopf und Schweif so stolz tragen; — wie sie schäumend in die Gebisse knirschen; ... und die Gold strotzenden Livreen!

Der Wagen ist nach neuester Mode gebaut; an beiden Schlägen prangt ein, von einer Fürstenkrone

überragtes, Wappen. In der Equipage selbst sitzen zwei Personen: ein alter, kränklich aussehender Herr und eine blutjunge reizende Dame in glänzender Toilette. Ob Mann und Frau? — Ob Vater und Tochter? — Jedenfalls ein Bild des dahinsterbenden Winters und des rosigen eben aufblühenden Frühlings!

Der alte Herr mit dem feingeschnittenen, ächt aristokratischen, blasirten Gesichte und den halb erloschenen Augen ist etwas vorgebückt. Kalt und theilnahmlos starrt er vor sich hin. Er scheint mit Rabbi Akiba zu denken: „Alles schon dagewesen!“ — — — wenn er überhaupt an etwas denkt.

Aber wie engelschön ist das zarte weibliche Wesen an seiner Seite! Kaum mögen siebzehn oder achtzehn Frühlinge an ihr vorübergeflogen sein. Unter dem kleinen geschmackvollen Hute von weißem Atlas und Brüsseler Spitzen, über den sich eine prachtvolle weiße Straußenfeder leicht und gefällig legt, quellen voll und dicht rabenschwarze Locken in Fülle hervor und rahmen das allerliebste Gesichtchen zauberhaft ein. Der Teint ist von ungemeiner Zärte und doch, durch die natürliche Röthe der Wangen Gesundheit und Frische verrathend. Aus dem reichen Spitzenüberwurf treten die wunderbar reizend geformten, wie aus Alabaster gemeiselten Schultern, zum Küssen schön, hervor, indem sie zugleich einen fast mysteriösen Contrast mit den schwarzen Locken bilden. Die dunkelen Augen blicken dabei voll Glanz und Feuer, ja mit einer gewissen

Schalkhaftigkeit und einem hinreißenden Muthwillen um sich, gewissermaßen das Leben mit allen seinen Genüssen und Reizen zum frohen Reigentanze mit sich einladend. Die untadelhafte Büste hebt ein Gewand von lichtblauem Atlas, das die zarten Formen des Busens zum Entzücken des Bewunderers errathen läßt.

Das Volk in der Nähe der fürstlichen Equipage hält sich in einiger Entfernung, die prächtige Frauen-Erscheinung, den Wagen selbst mit dem Fürstenwappen, die goldstrotzenden Livreen und das Viergespann der herrlichen Rappen bewundernd. Reiter in Uniform und in Civil sprengen, tief grüßend, vorbei. Glück und stolze Freude strahlt aus ihren Augen und Zügen, wenn sie ein Blick der jungen Dame huldvoll trifft.

Indeß entwickelt sich das militärische Schauspiel mehr und mehr. Und es ist wahr . . . man kann sich nichts Schöneres denken, als eine große Revue auf dem Josephstädter-Glacis. Dieses Auf- und Abwickeln der einzelnen Truppenkörper; — das scheinbare Durcheinander, das sich dann wieder in eine so regelmäßige Stellung auflöst; — das Ab- und Zumarschiren, — das Retiriren und Vorrücken, — das kühne Abschwenken mit gebrochenen Gliedern, endlich das Defiliren mit flatternden Fahnen und klingendem Spiel — es ist in der That prächtig anzusehen. Sehr imposant ist dabei das Auffahren der Batterien; einzig aber sind die Evolutionen der Reiterei. Der Eindruck ist überwältigend. Die wohlgeschulten schönen Pferde,

die stampfen und schnauben und doch die strengste Ordnung halten, — die kühnen Reiter mit den gebräunten Gesichtern, — die entblößten Säbel, die in der Sonne blitzenden Helme, — — — — es ist ein kriegerisches Schauspiel ohne Gleichen!

Noch immer steht die Menschenmenge, die ihm vergnüglich zuschaut, Kopf an Kopf. Es ist das etwas für die lebenslustigen Wiener. Tausendfältiges Summen hier, Waffenklirren dort! Da plötzlich lautlose Stille: dann ertönt die Volkshymne von Regiment zu Regiment. Donnerndes Hurrahrufen, erst in der Ferne, dann näher und näher.

Der Kaiser kommt!

Es ist eine glänzende Reiterschaar, die da heransprengt. Die grünen Federbüsche flattern im Winde. Die Suite des Kaisers besteht aus den Adjutanten, Generalen und höheren Stabsoffizieren der verschiedensten Truppenkörper. Da glänzt und blitzt es, da schimmert es in allen Farben!

Seinen Begleitern weit voraus reitet der Monarch. Er sitzt auf einem herrlichen Braunen, einem der edelsten Thiere des an edlen Pferden so reichen kaiserlichen Marstalles.

Mit Windesschnelle galoppirt der feurige Renner dahin, stolz, einen so erhabenen Reiter zu tragen.

Der Kaiser ist eine wohlgebaute, starke und doch elastische Gestalt, groß und von einnehmenden Zügen.

Ein starker Schnurr- und Backenbart giebt dem kühnen Antlitz etwas überaus Kriegerisches.

Jetzt ist die Majestät angelangt; die Truppen defiliren. Die Infanterieregimenter ziehen unter klingendem Spiele vorüber; — — die Kavallerie folgt, zuletzt kommt die Artillerie, die mit ihren Kanonen und Pulverwägen donnernd vorbeirasselt. Die höheren Offiziere schaaren sich um den Monarchen, der einige Worte an sie richtet. Dann salutirt er, die Volkshymne ertönt abermals, . . . und der Kaiser verläßt unter lauten Hurrahs so schnell, wie er gekommen, den Platz.

Die Revue ist zu Ende.

Aber Halt! — — dort in der Entfernung, wo die fürstliche Equipage mit den vier Rappen steht, hält der Kaiser seinen feurigen Braunen an. Die Insassen des Wagens, der alte Herr und die wunderschöne Dame wollen sich erheben. Die Majestät winkt ihnen zu, sitzen zu bleiben. Jetzt reitet der Kaiser noch näher heran. Freundlich und eifrig unterhält er sich mit der Schwarzgelockten. Die Suite wartet ehrerbietig in einiger Entfernung. Die junge schöne Dame muß in großer Gunst stehen. Noch ein ritterlicher Gruß mit der Hand, — — eine tiefe Verbeugung von Seiten der Insassen der Equipage . . . und Kaiser und Gefolge sprengen davon.

Eine Stunde später hatten auch die verschiedenen Regimenter ihre Kaserne wieder erreicht. Die Soldaten traten ab und ein Theil der Offiziere wandte sich der Stadt zu, ihre Wohnungen oder die Wirthshäuser und Restaurationen, in welchen sie zu Mittag zu speisen pflegten, aufsuchend. Unter denselben befand sich auch Lieutenant Höltring.

Der junge Mann, der seiner Zeit ein thätiges Mitglied des „Clubbs der Neune" in Frankfurt gewesen und vor Jahren als Cadet in die österreichische Armee getreten, war vom Glück eben nicht besonders begünstigt: mehr als den Rang eines Lieutenants hatte er bis jetzt nicht erklimmen können; auch blieb — da er weder von Adel war, noch besondere Protection oder Reichthum besaß — jedes weitere Avancement sehr in die Ferne gerückt. Glücklicherweise war Bescheidenheit ein Hauptzug seines Charakters, und da er von Hause einen mäßigen Zuschuß zu seiner kleinen Lieutenantsgage erhielt, so konnte er wenigstens erträglich angenehm in dem immer heiteren und lustigen Wien leben. Freilich mußte er dabei seine Anforderungen an das Leben auf einen sehr bescheidenen Kreis beschränken und so mied Höltring — so viel es thunlich war — selbst den Umgang seiner Standesgenossen, namentlich der reicheren und leichtsinnigeren unter ihnen; speisten jene im „Hôtel-Munsch", im „Erzherzog Karl" oder im „Matschakerhof", so aß Lieutenant Höltring im „blauen Karpfen", wo er freilich nicht auf Forellen

oder Seefische, Wildpret und feines Geflügel, wohl aber auf eine „gute Hausmannskost“ rechnen durfte. Auch bei „Sacher“ oder „Thoma“ fand man ihn nicht, wo die lustigen Freunde unter den Offizieren häufig ihr dejeuner à la fourchette einnahmen, da es hier die besten Trüffel- und Gänseleberpasteten, so wie die frischesten Austern und feinsten Weine gab. Dennoch fand Lieutenant Höltring Gelegenheit genug, sich außer dem Dienste und ohne zu große Kosten zu „amüsiren“, denn wer sollte das in Oesterreichs Hauptstadt nicht, von der ja Jeder, der es kennt, mit hochklopfendem Herzen singt: „Es giebt nur ein' Kaiserstadt, es giebt nur ein Wien!“ Höhere geistige Bedürfnisse freilich waren Lieutenant Höltring fremd, wie auch die schöne Devise des „Clubbs der Neune“ — „Rast' ich, so rost' ich“! seinem Gedächtnisse längst entschwunden war. Er war eben, wie man zu sagen pflegt, ein „guter Kerl“, . . . aber ein nichtssagender Charakter.

Lieutenant Höltring war eben — einen neuen Marsch halblaut vor sich hinpfeifend — die Währingerstraße entlang, an der Josephsakademie, dann an dem prächtigen Wiener Versorgungshause vorüber, auf den Michelbeurischen Grund gekommen, als ihm ein stattlicher Mann in österreichischer Majorsuniform entgegentrat und auf höfliche Weise nach dem Geburtshaus des Liedercomponisten „Schubert“ frug, das sich hier in nächster Nähe befinden solle.

Höltring salutirte pflichtschuldigst und wollte eben auf ein nahegelegenes Haus zeigen, über dessen Thor sich eine Büste kenntlich machte, als er in den Ruf ausbrach: „Jesus Maria, Storninghoff!“

Aber auch der Major schaute staunend auf und rief fast im gleichen Momente: — „Ist's möglich? bist du's Höltring?“

„Aber wie zum Teufel kommst du hieher?“ — wollte Höltring rufen, verbesserte sich aber sofort, zog den einen Fuß stramm an, legte, militärisch grüßend, die rechte Hand an den Tschako und sagte:

„Vergebung, Herr Major, wollte sagen, wie kommen um des Himmels Willen Euer Gnaden hieher?“

Aber der Major lachte so laut auf, daß es weithin schallte; dann sagte er: — „Bist du verrückt geworden, Höltring, daß du mich, deinen alten Freund und Clubbgenossen, mit „Euer Gnaden“ und „Sie“ anredest?“

Höltring mußte selbst lächeln; meinte aber: „die Verhältnisse hätten sich geändert; sie seien jetzt in Oesterreich und er stehe, als winziger Lieutenant einer hohen Charge gegenüber.“

„Im Dienst vielleicht!“ — rief Storninghoff heiter — „aber wenn wir unter uns sind, bleibt es beim Alten!“

„Und du bist wirklich vom Tode erstanden?“

„Wie du siehst, stehe ich in Fleisch und Blut vor dir!“

„Aber wo steckteſt du bisher? Es ſind jetzt drei Jahre, ſeitdem ich nichts mehr von dir gehört habe. Auf alle meine Anfragen und Bemühungen konnte ich nichts Weiteres erfahren: als daß du in dem Hôtel unſerer Geſandtſchaft zu Conſtantinopel zum Tode erkrankt darniederlägeſt.

Storninghoff's Stirne legte ſich in Falten, während er mit der Hand dem Freunde zum Schweigen abwinkte; dann ſagte er in ernſtem Tone:

„Laſſen wir das hier, mon cher! Allerdings ſollſt und mußt du das Nähere über meine wunderbaren Schickſale in den drei letzten Jahren hören; dazu aber gehört, daß wir erſt unſer fröhliches Wiederſehen bei einem guten Glaſe Wein gefeiert haben; dann . . . an einem ruhigen Plätzchen, das Weitere. . . .“

„Und auch . . .“

„Und auch die Geſchichte, . . . wie man in drei Jahren Major werden kann! Aber ſage mir zuvor noch: giebt es hier in Wien auch „Feenhände?“

Höltring lachte und, auf ſeine einfache Lieutenantsuniform ſchauend, entgegnete er mit komiſchem Achſelzucken: „an mir haben ſich noch keine vergriffen!“

Raſchen Schrittes und in munterer Unterhaltung eilten nun die beiden jungen Männer dem nächſten Gaſthofe zu, ſuchten ſich in dem nicht überfüllten Zimmer ein behagliches Plätzchen aus und feierten alsdann bei einem Glaſe guten Rothweines mit aufrichtiger Freudigkeit und Herzlichkeit ihr Wiederſehen. Bei

der zweiten Flasche ging es sodann an das Erzählen. Storninghoff berichtete in kurzen Zügen über seine Reise nach Constantinopel und die Bekanntschaft, die er auf derselben gemacht, — über sein Liebesabenteuer mit der kleinen Französin und endlich über das schreckliche Ende, welches dasselbe genommen.

Höltring lauschte mit Interesse und Spannung, als aber der Freund mit finsterer Stirne und in ernstem Tone mit den Worten schloß: „ein furchtbarer, Mark und Bein erschütternder Schrei, — — ein Platschen und Emporspringen des Wassers — — — und — — alles war still — — still — — still!“ — überlief es auch ihn eiskalt und in tiefer Entrüstung mit geballter Faust auf den Tisch schlagend rief er:

„Es sind doch Hunde, diese Türken! Warum wirft man die Barbaren nicht mit Gewalt aus dem civilisirten Europa hinaus!“

„Nun,“ — meinte Storninghoff, — sich mit der Hand über die Stirn fahrend, als wolle er die trübe Erinnerung verwischen, — „es wird wohl noch geschehen!“

Beide tranken schweigend ihre Gläser aus. Eine längere Pause entstand, dann frug Höltring:

„Aber wie ging es nun dir?“

„Ich weiß es nicht!“ — entgegnete Storninghoff — „in dem Moment, in welchem die schwarze That vollzogen wurde, erwartete ich ein gleiches Schicksal, . . . im nächsten Momente war ich bewußtlos und

kam erst nach Wochen wieder zu mir. Es war im Gesandtschaftshôtel, woselbst ich auch erfuhr, daß ich bis dahin an einem ungemein heftigen Nervenfieber darnieder gelegen habe, welches mich dem Tode nahe gebracht."

„Aber wie entkamst du aus des Tigers Klauen?" — rief Höltring — „aus dem Serail Dobramyl-Pascha's?"

„Das blieb mir ein Räthsel!" — entgegnete Storninghoff — „jedenfalls durch des braven Stockhorn Klugheit und die entschiedene Intervention unseres Gesandten. Herr von Stockhorn wußte ja um mein tollkühnes Vorhaben; er mochte mich haben überwachen lassen, und als ich nicht zurückkam — die Wahrheit ahnend — rasch und entschieden bei dem Großvezier im Namen Oesterreichs, Hand in Hand mit dem Gesandten eingeschritten sein. Ich bin dem braven Mann ewig dankbar dafür."

„Und hat er dir keine Auskunft darüber gegeben?"

„Nur flüchtige Andeutungen."

„Sonderbar!"

„Gewiß! aber des Sonderbaren und Räthselhaften kommt noch mehr."

„Ich bin auf das Höchste gespannt!"

„Als ich so ziemlich genesen war — ich muß dabei erwähnen, daß ich, während meiner ganzen Krankheit, mit einer Aufmerksamkeit und Sorgfalt gepflegt und behandelt wurde, als ob ich das Kind des Hauses

sei, — als ich so ziemlich genesen war, kündigte mir der Gesandte an, daß zu meiner völligen Herstellung durchaus ein längerer Aufenthalt in dem milden Klima Alexandriens nöthig sei. Das wäre mir nun wohl schon ganz angenehm gewesen; ich hatte so Manches von den ganz eigenthümlichen Reizen der Aegypterinnen gehört. . . .

„Unverbesserlicher Mensch!“ — rief hier lachend Höltring, — „kaum dem Tode entgangen, treibt ihn der Gottseibeiuns schon wieder. . . .“

„Prosit!“ — sagte Storninghoff heiter und stieß sein volles Glas mit dem des Freundes an — „der Mensch lebt nur einmal, das wurde mir in meiner Krankheit ziemlich klar, und da muß man genießen, was man genießen kann!“

„Ja wohl!“ — meinte Höltring — „bis man sich todt genossen hat. Aber weiter . . . wie ging es mit Aegypten?“

„Nun, es wäre mir schon recht gewesen auch Aegypten einmal zu sehen; indeß woher die Gelder nehmen. Mein Vater ist zwar immer sehr splendid, allein ich hatte ihm in der letzten Zeit so viel verbraucht, daß ich nicht schon wieder mit ansehnlichen Summen anklopfen konnte. Ich wollte also Ausflüchte machen ...“

„Nun?“

„Der Gesandte aber kam mir zuvor, indem er sagte: von oben herab sei die entschiedene Anweisung eingetroffen, daß Herr von Storninghoff sich nach

Alexandrien zu begeben habe, um dort den weiteren Winken der Regierung gewärtig zu sein. Zu dem Zweck seien bereits auch die betreffenden Gelder angewiesen und die nöthigen Empfehlungsbriefe und Accreditive bereit."

„Ich staune!"

„Das that ich auch; allein ich fügte mich in mein Schicksal . . . und . . . ging; und zwar um so lieber, als ich in der That an Constantinopel genug hatte und den Bosporus, trotz seiner Schönheit, nicht mehr sehen konnte."

„Das ist sehr begreiflich. Und die Winke der Regierung? in was bestanden sie?"

„In der Annahme eines Oberlieutenant-Patentes und der zeitweisen Ausfertigung kurzer Berichte über die Militärzustände in der Verwaltung Aegyptens!"

Höltring und Storninghoff brachen hier beide in ein so unbändiges Gelächter aus, daß sich sämmtliche übrigen Gäste nach ihnen umsahen. Erst einige Gläser des trefflichen Rothweines brachte sie wieder auf den Fuß gemäßigter Heiterkeit.

„Nun!" — rief dabei Höltring mit leisem Spott: „dem Verdienste seine Kronen! Und — das ist wahr! — Verdienste hast du dir um das Reich und die Menschheit erworben!"

„O!" — meinte Storninghoff — „ich habe mehr denn einmal die Ehre gehabt, bei dem Kedif und seinen Ministern vortrefflich zu speisen. . . ."

„Sagt' ich's nicht?" — rief Höltring lachend.

„Und dann . . ."

„Nun?"

„Habe ich nicht dem Staate meine höchst wichtige Person erhalten und zwar durch die sorgfältigste Pflege?"

„Wohl auch zur Bevölkerung Aegyptens dein Schärflein beigetragen?"

„Davon schweigt die Geschichte!"

„Nun, gepflegt mußt du dich allerdings gut haben," — fuhr Lieutenant Höltring gutmüthig fort — „denn du siehst ja wie das Leben aus! Dein sonst kleines Schnurbärtchen ist zu einem prächtigen, männlich schönen Vollbart geworden, . . . die braunen Augen flammen . . ."

„Er macht mir bei Gott eine Liebeserklärung!..."

„Dergleichen du gewöhnt bist."

„Kann sein!"

„Nun, ein schöner, ein famoser Kerl, wie ich noch wenige gesehen, bist du in der That!" — rief Höltring lustig; sprang aber sofort auf, grüßte mit komischem Ernste militärisch und sagte: — „Nichts für ungut, Ew. Gnaden, Herr Major!"

„Ha! ha!" — entgegnete Storninghoff — „du willst mich daran erinnern, daß ich noch über mein weiteres, so rasches Avancement zu berichten habe. Nun — Kellner, eine neue Flasche! — dabei muß ich denn vor allen Dingen darauf zurückkommen, was ich schon früher mehr denn einmal vermuthet und behauptet habe . . ."

„Und das ist?"

„Daß sich Feenhände in mein Schicksal mischen."

„So kommt es mir allerdings auch vor."

„Von Alexandrien wurde ich zu der Garnison von Triest versetzt, woselbst ich ohngefähr ein Jahr blieb, in welchem ich zum Hauptmann avancirte . . ."

„Bravo!"

„Dann aber fand man es für gut, mich, mit dem Range eines Majors, nach Prag zu versetzen."

Lieutenant Höltring griff hier mit komischer Miene nach Storninghoff's Rocktaschen.

Erstaunt rief dieser: — „Was hast du?"

„Ich?" — rief Höltring — „ich habe nichts! aber ich wollte nur sehen, ob du nicht vielleicht das „Generals-Patent" schon in der Tasche stecken hast!"

Beide lachten auf's neue. Der Kellner brachte eine andere Flasche; Storninghoff goß ein und die Gläser klangen.

„Aber — à propos der Feenhände! Hast du denn noch gar nicht nachgeforscht, von woher dir diese ganz unerhörte Protection kommt?"

„Nun, Freundchen, das ist doch natürlich, daß ich mir die undenklichste Mühe gab, dieser, mir selbst total räthselhaften Protection auf die Spur zu kommen..."

„Und? . . ."

„Ich habe die Quelle meines — wirklich vollständig unverdienten — Glückes nicht entdecken können.

Sie muß, unbegreiflicherweise, dem Throne ganz nahe liegen . . ."

„Das unglückselige Protectionswesen in unserer Armee und dem ganzen österreichischen Staate, ist allerdings eine bekannte Sache; — ja mehr . . . es ist, namentlich für die Armee ein Unglück, ja ein Fluch, so gut wie das heillose Gamaschensystem . . . indeß hier ist . . ."

„Die Begünstigung doch so auffallend" — ergänzte Major von Storninghoff — „daß in der That etwas Anderes dahinterliegen muß."

„Und hast auch hier, in Wien, nichts in Erfahrung gebracht?"

„Hier, lieber Freund, bin ich erst gestern eingetroffen."

In diesem Augenblick sprangen mehrere Gäste an die Fenster. Unwillkürlich erhoben sich Storninghoff und Höltring ebenfalls. Donnernd und im Fluge rollte jene prachtvolle, mit den vier herrlichen Rappen bespannte und dem fürstlichen Wappen geschmückte Equipage vorbei, die der Revue auf dem Josephstädter-Glacis beigewohnt, und mit deren Insassen sich der Kaiser so überaus huldvoll unterhalten hatte.

„Himmel!" — rief Storninghoff — „welch' engelschöne Dame!"

Aber schon war der Vierspänner weit entfernt.

„Wer war das?" — frug der Major eifrig.

„Weiß nicht!" — entgegnete der Lieutenant.

„Was?“ — rief Storninghoff — „du lebst in Wien und kennst das Wappen, die Livrée und diesen Engel nicht?“

„Da hätte ich viel zu thun,“ — entgegnete Höltring heiter — „wenn ich hier alle Equipagen, Livréen und schöne Frauen kennen sollte!“

Und beide Offiziere ergriffen ihre Kopfbedeckungen und Waffen und entfernten sich.

„Sie!“

Storninghoff und Höltring hatten im Hôtel-Munsch, — in welchem der Major abgestiegen und einstweilen Wohnung genommen hatte, — zu Mittag gespeist. Der Erstere ließ es sich nicht nehmen, ihr Wiedersehen auf diese Weise und bei einer kleinen Batterie Champagner-Flaschen zu feiern. Dabei gab es natürlich eine Menge Dinge zu besprechen; namentlich mußte Höltring seinem Freunde über die „Clubb-Freunde“ und deren Schicksale berichten, die Storninghoff seit seinem Aufenthalt in Constantinopel ganz aus den Augen verloren hatte. Aber auch Höltring war nur sehr mangelhaft unterrichtet, zumal er nur mit Hohenhorst in Briefwechsel geblieben und auch dieser im letzten Jahre fast ganz in's Stocken gerathen war. So erfuhr denn Storninghoff nur: daß Hohenhorst in sehr glücklicher Ehe lebe, bereits mehrere Bände recht hübscher Gedichte herausgegeben habe, vom Kaufmannsstande zurückgetreten, jetzt eine Zeit-

schrift, „Die Emanzipation“ herausgebe und sich recht gut und angenehm zu stehen scheine.

„Und die Anderen?“ — frug Storninghoff mit aufrichtiger Theilnahme.

„Nun, von den anderen Freunden“ — entgegnete Höltring achselzuckend — „von den Anderen weiß ich in der That sehr wenig und das, was ich weiß, nur durch Hohenhorst. Briefe schreiben ist nun einmal meine Sache nicht und es kommt mir vor, als ob es den Freunden ebenso gehe.“

„Und der lustige Maxen, mit dem ich noch zu guter Letzt in Frankfurt beinahe ein Duell bekommen hätte?“

„Nun, der ist noch, was er schon damals war, ein „„verfluchter Kerl!““ “

„Und wo lebt er?“

„Das mag Gott wissen. Jedenfalls fährt er mit irgend einer Schauspielergesellschaft in der Welt herum, spielt Komödie, liebt, küßt schöne Mädchen und läßt unseren Herrgott einen guten Mann sein!“

„Und Selbing?“

„Ist — wie mir Hohenhorst schreibt — in Nürnberg engagirt und . . .“

„Bringt die guten Nürnberger durch sein Schwärmen für die Bühne und seine Citate aus unseren Klassikern und Nichtklassikern um! Ist er verheirathet?“

„Welche Frage?“

„Warum?“

„Er hat sich nie aus Mädchen etwas gemacht...“

„Wie ist so etwas möglich?“ — rief Storninghoff.

„Liebt aber bis zum Rasendwerden!“

„Also doch? und wen?“

„Zwei Schwestern!“

„Zwei Schwestern?“

„Ja! die Bühne und die Schauspielkunst!“

„Ja so! Nun die lasse ich ihm beide. Und Hänisch?“

„Macht an der Universität Heidelberg, als neu installirter Privatdocent, Aufsehen.“

„So? das freut mich! Er und Hohenhorst scheinen die Devise unseres Clubbs: „Rast' ich, so rost' ich!“ am besten benutzt und bewahrheitet zu haben.“

„Fehlgeschossen, Major!“ — rief Höltring heiter — „das haben Holzhausen und Flemming noch besser verstanden!“

„Wer? Holzhausen und Flemming, die zwei Unbedeutendsten unter uns Allen?“

„So ist es!“ — Flemming hat sich durch Fleiß und kaufmännische Tüchtigkeit zum Geschäftsführer eines der ersten Frankfurter Bankhäuser emporgeschwungen — wie Hohenhorst schreibt — und soll sich, gleich Holzhausen in ähnlicher Stellung, brillant stehen!“

„Wer hätte das gedacht?! Nun, man kann ihr Streben nur achten. Die fünf Jahre, die wir uns gesetzt, um uns am Stiftungstage unseres „Clubbs der Neune“ sämmtlich auf der bewußten Ruine am schönen Rheine wiederzusehen, sind im nächsten Jahre herum, da werden wir sie wohl als selbstständige Banquiers der stolzen Mainstadt begrüßen können!“

„Und dich!“ — rief Höltring — „als wohlbestallten General!“

Storninghoff lachte: — „Warum nicht!“ — rief er dabei, vom Champagner angeregt — „ich scheine nun einmal zum Glückskind geboren zu sein und vertraue den „Feenhänden“, die mich bis jetzt auf so liebenswürdige Weise cajolirt haben. Aber auch dich hoffe ich bis dahin avancirt!“

„Eitler Traum!“ — entgegnete Höltring, trüb lächelnd, — „ich werde dem alten „steinernen Gast,“ dem würdigen Burgherrn mit dem halbgezogenen Schwerte, auf welchem unser Wahlspruch eingehauen steht, . . . wohl noch als Lieutenant meine Aufwartung machen müssen. Er mag mir vergeben, daß ich seine und unsere Devise bis heute beinahe vergessen hatte. Das Schicksal hat mich eben in der That „einrosten“ lassen!“

„Nun denn, daß es aufthaue!“ — rief Storninghoff im Tone herzlicher Theilnahme — „zur Er-

kenntniß komme, — einsehe, wie unrecht es dir gethan und dich mit höherer Charge an den Rhein sende!"

Höltring schaute niedergedrückt vor sich hin; dann sagte er, mit Storninghoff, der ihm das letzte volle Glas hinhielt, anstoßend, — „ich denke, ihr werdet mich wenigstens als Freunde aufnehmen!"

Beide erhoben sich, schüttelten sich zum Abschied die Hand und verließen die Tafel. Lieutenant Höltring rief sein Dienst; Major von Storninghoff begab sich auf sein Zimmer.

Als Storninghoff in seinem, sehr elegant eingerichteten Zimmer eingetreten war, fand er zu seiner Ueberraschung zwei Gegenstände auf dem vor dem Sopha stehenden Tische liegen: einen Brief und ein kleines Bouquet. Er nahm das Schreiben in die Hand und besah die Adresse: Sr. Hochwohlgeboren Herrn Major von Storninghoff d. Z. in Wien. (Hôtel-Munsch.)

„Sonderbar!" — dachte er — „von wem? Es ist ein Stadtbrief — und doch — wer kennt mich hier?"

Storninghoff wandte das Schreiben hin und her, als wolle er den Absender errathen, ehe er es öffne;

als er aber die Adresse noch einmal ansah, schoß ihm das Blut zu Kopf.

„Zum Teufel!“ — rief er dabei — „das ist eine Frauenhand!“

Er kannte bis jetzt noch keine weibliche Seele hier. War er doch gestern erst in Wien angekommen.

Der Major riß das Schreiben jetzt rasch auf . . . siehe da . . . es war kein Schreiben und kein Brief . . . sondern lediglich ein Couvert, das ein Logenbillet für die heutige Vorstellung im Hofoperntheater einschloß.

Storninghoff schaute das Logenbillet erstaunt an; dann lachte er plötzlich laut auf und rief:

„Habt Dank, ihr holden „Feenhände“ für euere Artigkeit! Die Aufmerksamkeit ist wirklich anerkennenswerth . . . gleich am zweiten Abend meines Hierseins eine Einladung in's Theater!“ — und er ging mit großen Schritten einigemale im Zimmer auf und ab.

Die Dinge gestalteten sich immer räthselhafter: sein rasches Avancement in der Armee, — seine ganz unmotivirte Sendung nach Constantinopel als Attaché des General-Majors von Narodni, — seine auffallend liebenswürdige Aufnahme und Behandlung im Hôtel des dortigen Gesandten, — die Einrichtung seines Zimmers mit den hübschen Photographien von Frankfurt, — seine Rettung aus den Händen Dobramyl-Paschas, — die so sorgsame Pflege in seiner Krank-

heit, — die unendliche Aufmerksamkeit, ihn zur völligen Herstellung seiner erschütterten Gesundheit nach Aegypten zu senden, — sein weiteres rasches Vorrücken zum Major . . . und jetzt . . . die Artigkeit des Zusendens eines Operntheater-Billets, schon gleich nach seiner Ankunft in der Hauptstadt? . . . .

Aber halt! . . . lag denn bei dem Couvert, welches das letztere eingeschlossen, nicht auch ein Bouquet?

Storninghoff hielt mitten in seinem Auf- und Abgehen inne und trat rasch an den Tisch heran.

„Richtig ein Sträußchen! aber wie sonderbar zusammengesetzt!"

„Eine Granatblüthe, — gefüllte Geranie, — Myrthenblüthe — Oleander — und das alles umwunden mit einer Epheu-Ranke!"

Das war denn doch kein gewöhnliches Bouquet? — Storninghoff dreht es, wie vorhin den vermeintlichen Brief, nach allen Seiten.

„Darunter muß etwas versteckt sein!" — dachte er. Er untersuchte das Sträußchen; es war nichts daran zu finden: kein Papierstreif mit einigen zärtlichen Worten oder der Hoffnung auf ein süßes Rendezvous; . . . kein Ring oder sonst etwas.

„Himmel!" — rief er plötzlich — ich war doch lang genug im Orient, um zu wissen, daß auch die Blumen eine Sprache sprechen!"

In vertraulichen Stunden hatte ihm Herr von Stockhorn — wenn beide auf der Terrasse nach dem Bosporus zu bei ihrem Mokka und ihrem türkischen Tabak saßen — diese Blumensprache der Orientalinnen oft verdolmetscht.

„Ja! wenn man das nicht alles wieder vergessen hätte!“ — rief der Major jetzt ärgerlich — „aber wie?“ — fuhr er rasch aufspringend fort — „Stockhorn hat mir die ganze Geschichte ja aufgeschrieben! Donner und Doria! . . . wo hab' ich das Ding!“ Und wie der Blitz war Storninghoff an seinem Koffer, der noch unausgepackt in der Ecke des Zimmers stand, und nun flog in buntem Gemische aus demselben heraus, was er enthielt: Kleidungsstücke, Wäsche, Bücher, Toilette-Gegenstände, Briefe . . . hier hin, . . . da hin . . . .

„Ha! da ist sie, die Brieftasche, die ich suche!“ und nun ward auch diese auf ähnliche Weise entleert. „Hurrah! da ist der Wisch!“ — rief der Suchende plötzlich und sprang mit einem kleinen beschriebenen Hefte empor.

„Jetzt her und sehen!“

„Granatblüthe! . . . was bedeutet sie? . . . „„du bist mein Taggedanke und mein Traum!““ . . . alle Wetter! . . . Aber weiter: Oleander . . . . „„Meine Anhänglichkeit und Treue trotzen jedem Sturme des Schicksals!““ . . . famos! . . . Gefüllte Geranie . . . „„ich schütze dich!““

. . . ha! da kommen wir auf die Spur! Myrthenblüthe . . . . „„Die Liebe muß wagen; aber ihr Lohn ist süß!““ . . . . Alle Heiligen, das kommt ja immer besser! und . . . und . . . das alles umwunden mit einer Epheu-Ranke . . . „„Ewig halte ich fest, was ich einmal erkoren!““

Storninghoff stand wie versteinert. Dann las er noch einmal die Verdolmetschung des Sträußchens, die er mit Bleistift niedergeschrieben, hinter einander weg: „Du bist mein Taggedanke und mein „Traum. Meine Anhänglichkeit und Treue „trotzen jedem Sturm des Schicksals. Ich „schütze dich. Die Liebe muß wagen; aber „ihr Lohn ist süß. Ewig halte ich fest, was „ich einmal erkoren!“

Abermals ging er jetzt längere Zeit stürmisch auf und ab. Zwei Dinge waren es, die ihm namentlich auffielen, einmal: „meine Anhänglichkeit und Treue trotzen jedem Sturm des Schicksals; ewig halte ich fest, was ich einmal erkoren!“ . . . es war also gewiß: daß hier irgend ein früheres zärtliches Verhältniß mit im Spiele war . . . sonst hätte ja von Anhänglichkeit und Treue und von einmal erkoren! nicht die Rede sein können.

Und dann: „ich schütze dich!“ . . . die Senderin des Sträußchens mußte also jenes unsichtbare Wesen sein, das ihn seit Jahren beschützt und so wunderbar begünstigt hatte.

Storninghoff's Kopf brannte; er war so aufgeregt, daß es ihm Mühe machte, seine Gedanken zu ordnen.

„Vor allen Dingen!" — rief er jetzt vor sich hin — „auf welche Weise kommen Billet und Bouquet hierher."

Er zog die Glocke. Einige Minuten und der Kellner erschien.

„Euer Gnaden befehlen?" — sagte dieser — ein geckenhaft aufgewichster Laffe mit hochstrebendem Haartoupet und fadem Gesicht, auf dem ein stereotypes albernes Lächeln thronte, — indem er seine Serviette mit Eleganz unter den linken Arm schnellte.

„Wer hat den Brief und das Bouquet, die ich beide hier vorfand, in das Hôtel gebracht!"

Der Kellner lächelte gräulich dumm.

„Nun?"

„Ja tschauns . . ."

„So redet!"

„I wag's halt kaum zu sagen!"

„Albernheit! heraus damit!"

„Nu, wenn's Euer Gnaden denn wissen wollen?"

„Freilich!"

„So einer von da unten!" — und der Kellner wies mit einer halb entsetzten, halb lächelnden Miene nach dem Fußboden.

„Von da unten?" — wiederholte der Major staunend — „was soll ich darunter verstehen?"

„Ja tschaun's . . .“

„Zum Teufel, ich will Antwort!“ — fuhr Storninghoff zürnend heraus.

„Ja! ja!“ — schrie der Kellner wie besessen — „so einer war's!“

„So einer? was für einer? ein Teufel?“ — frug der Major in immer wachsender Aufregung weiter.

„Ja, Euer Gnaden!“ — rief der Kellner — „aber nur ein kleiner . . . rabenschwarzes Gesicht — pechschwarze krause Haare, — aufgestülpte Nase, — dicke rothe Lippen — und Augen . . . hu!“ — und der Kellner schlug ein Kreuz und wollte fortspringen; der Major aber erwischte ihn noch beim Kragen, hielt ihn fest und rief:

„Nicht von der Stelle, Einfaltspinsel! was du gesehen, war sicherlich ein kleiner Neger; wohl der Jokey einer hohen Herrschaft. Was für eine Livrée trug er?“

„Weiß nicht! weiß nicht!“ — jammerte der Kellner — „war so erschrocken! . . . glaube gar keine . . .“

„Nun, er mußte doch wohl Kleider an haben?“

„Weiß nicht!“ — stöhnte der Kellner — „schwarz war er . . . schwarz!“

„Kerl!“ — rief hier der Major zornsprühend — „ich bläue dich durch, wenn du mir nicht vernünftig antwortest . . .“

„Und wenn mich Euer Gnaden, Excellenz, todt-

schlagen . . . es war doch . . . der . . . Gottseibeiuns!"

Und mit diesen Worten hatte sich der Kellner losgemacht und war zur Thüre hinaus.

Storninghoff sah ihm finster nach: — „Es wird immer besser" — sagte er dabei vor sich hin — „nun soll der Diener meiner unbekannten, räthselhaften Fee auch noch der Teufel sein!"

Unwillig zog er abermals die Glocke: einmal — — zweimal — dreimal. Andere Kellner, das Stubenmädchen und der Hausknecht traten ein; . . . aber Niemand wußte etwas von Brief und Bouquet.

Storninghoff warf sich in einen Sessel; es ward ihm jetzt selbst fast unheimlich.

Plötzlich sprang er auf und rief: — „Ich bin ein Narr, daß ich mich mit all den Gedanken quäle. Hat sie mich denn nicht selbst in's Theater eingeladen? . . . in eine Loge? . . . so werde ich sie ja wohl in dieser Loge treffen und dann wird sich Alles rasch aufklären!"

Aber bei diesem Gedanken überlief es Storninghoff wieder siedend heiß! . . . Sie . . . sie . . . die Unbekannte . . . die Mächtige sollte er sehen, . . . sie, die jedenfalls dem Throne nahe stehen mußte, denn nur von dieser Höhe herab konnte es einem menschlichen Wesen möglich sein, so gewaltig in sein Schicksal einzugreifen.

Er vollendete mit ungeheurer Sorgfalt seine Toilette

für das Theater, während er im Geiste alle Liebschaften durchging, die er seit seiner Jugend angeknüpft; aber es waren deren so viele, daß er auch diese Arbeit bald aufgab.

Das Hofoperntheater war diesen Abend überfüllt; man gab Gounod's „Faust", und Gounod — der „große Meister, der Mann der Mode," — war eigens nach Wien gekommen, um seine Oper zu dirigiren. Viele wollten zwar nichts von seiner Musik wissen; aber die Massen waren für den Mästro fanatisirt! Uebrigens ist ja die Musik bei einer Oper eigentlich nur Nebensache. Großartige Dekorationen, schöne Gruppirungen und kunstreiche Ballets — — — sind die Haupterfordernisse.

Und auf diese Dinge versteht man sich in Wien: Fräulein Couqui, Madame Brioschi und die Stadelmeier, die kleine Grazie des Ballets . . . Himmel! Herrlicheres und Entzückenderes kann es ja doch nicht geben!

Als Major von Storninghoff in die für ihn bestimmte Loge des zweiten Ranges eintrat, war diese noch leer.

„Nun!" — dachte er — „vornehme Damen

treten immer erst spät ein und gut Ding will Weile haben!"

Indessen gab es für ihn viel zu sehen. Das schöne, reich ausgeschmückte Theater schwamm in einem Meere von Licht. Parterre, Parquet und Logen waren überfüllt und namentlich die letzteren zeigten ebenso geschmackvolle, als prachtvolle Toiletten. Der ganze hohe Adel Wiens war hier versammelt, die ganze hohe Aristokratie, Fürsten und Fürstinnen in Menge, Minister, auswärtige Gesandte, Generale, höhere Offiziere . . . wie das in Gold und Edelsteinen strahlte und funkelte und blitzte . . . die erste und zweite Logenreihe glich in der That einem Firmament flammender Sterne. Nur die kaiserliche Loge und die für den allerhöchsten Hofstaat bestimmten Räume waren noch leer.

Plötzlich fuhr Major von Storninghoff, wie vom Donner gerührt, empor: die Thüre seiner Loge wurde geöffnet . . . Himmel! jetzt wird sie eintreten . . . sie! . . . sie! . . . die unbekannte Fee, . . . die Süße! die Göttliche! . . . die Senderin des Sträußchens! die . . . ."

Aber nein! . . . Es war ein ältlicher, feiner, von oben bis unten schwarz gekleideter Herr mit einem glänzenden Orden auf der Brust und einem, etwas höhnischen und diabolischen Ausdruck im Gesicht.

Storninghoff überlief es eiskalt. Er gedachte unwillkürlich des dummen Kellners mit seinem kleinen

„Teufel“. Der Dummkopf hätte hier ohne Zweifel den leibhaftigen Mephistopheles gesehen.

Indeß der schwarze Herr verbeugte sich artig gegen den Major und setzte sich alsdann dicht an dessen Seite nieder.

Storninghoff biß sich auf die Lippen: er hatte so sicher darauf gehofft, hier die geheimnißvolle Unbekannte, die Leiterin seiner Geschicke, sich niederlassen zu sehen.

Nun, wenn sie kam, konnte er ja aufstehen und ihr ehrfurchtsvoll und liebeglühenden Herzens Platz machen; . . . denn der Major fühlte es, daß er bereits in sie, ohne sie gesehen zu haben, wahnsinnig verliebt sei. Es kam ihm dies allerdings wie Zauber vor; indeß er hatte keine Zeit darüber nachzudenken. Der neben ihm sitzende schwarze Herr bewies sich nämlich als ein äußerst artiger Mann. Kaum bemerkte derselbe, daß der Major sein Opernglas über die verschiedenen Herren und Damen der Logen ersten Ranges hinschweifen ließ, als er sich mit liebenswürdiger Verbeugung zu ihm wandte und in feinem Weltton, aber mit einer so sonderbaren Bestimmtheit, als ob er ihn längst kenne, sagte:

„Excellenz sind in unserer Kaiserstadt und am Hofe noch unbekannt; vielleicht erlauben Sie mir, Sie mit einigen der hier anwesenden hohen Persönlichkeiten bekannt zu machen?“

Major von Storninghoff, obgleich überrascht, nahm das artige Anerbieten mit entsprechender Artigkeit an.

„Sehen Eure Excellenz in der Loge da drüben die hohe, etwas sehr stark decolltirte Dame mit dem Schmuck in Smaragden und Brillanten — bei Gott, man könnte ihn beneiden, sich auf einem so himmlisch-schönen Busen wiegen zu dürfen — nun, das ist die Fürstin Leontine zu Fürstenberg; an ihrer Seite glänzt die Fürstin Antonie von Khevenhüller-Metsch. Excellenz haben wohl nie solche Augen gesehen . . . wunderbar! entzückend! hinreißend! — — — Links in der Loge die Fürstin von Lichtenstein mit dem Fürsten. Wie ihr die kostbare Robe von meergrüner Seide, mit Besatz ächter Perlen an Brust und Gürtel, so ausgezeichnet steht! . . . eine wahre Meeresgöttin, . . . Aphrodite wie sie leibt und lebt!"

„Und in der Loge daneben?" — frug jetzt der Major, den die Bemerkungen des schwarzen Herrn an seiner Seite in Verlegenheit setzten, zumal sie gerade nicht sehr leise gemacht wurden.

„Ha! Excellenz!" — sagte dieser lächelnd — „das ist die Gräfin Amalie von Taafe und ihr zur Seite läßt sich soeben Karoline von Szechenyi-Grünne nieder. Springen Sie mit Ihrem Opernglas einmal nach jener Richtung: die Dame neben dem unförmlich dicken Herrn mit dem Firmament von Orden auf der Brust — die böse Welt nennt ihn nur den besternten Erdball oder auch das „Austern-Fäßchen", . . . nun . . .

das ist die Gräfin Plützerl-Woltschy; sie soll ein ungemein weiches und liebevolles Herz besitzen und die beste Tafel in Wien führen, was viel heißen will. Dort in jener Logenreihe Charlotte Königswarter, Adeline von Mallmann-Liebig, Wilhelmine von Wehli, Henriette Wiener von Welten . . ."

„Und die eben eintretende Dame?" . . .

„Ist die Fürstin Marie von Kinsky-Liechtenstein!"

„Ein ausgezeichneter Kranz, glänzend durch Adel der Geburt, Reichthum und Schönheit!" — flüsterte Major von Storninghoff.

Im gleichen Augenblicke gab sich eine allgemeine Bewegung im Publikum kund: „Seine Majestät der Kaiser!" Alles erhob sich.

Majestät traten mit den Erzherzögen und dem allerhöchsten Hofstaate ein.

Aber wie? . . . in einer der Logen, unweit der kaiserlichen Logen, welche hohe, herrliche, bezaubernde Erscheinung? . . . eine blutjunge Dame in glänzendster Toilette, . . . Taint wie Alabaster . . . rabenschwarze Locken . . . Züge so allerliebst, so schalkhaft neckisch!

Storninghoff stand wie bezaubert; . . . war das nicht die Dame von heute morgen, in der prächtigen Equipage mit den vier dahin fliegenden Rappen? . . . war das nicht? . . . Der Major fuhr mit der Hand an die Stirne . . . war das nicht? . . . o Himmel!

. . . diese Züge waren ihm so bekannt! . . . aber das konnte doch wohl unmöglich sein?!

Sein Kopf glühte, . . . sein Herz pochte, als wolle es zerspringen; — zitternd und seiner fast nicht mehr klar bewußt, sank er auf seinen Sessel, die lauernden Blicke und das fast teuflische Lächeln nicht bemerkend, mit welchem sein Nachbar ihn beobachtete. Starrten doch seine Blicke noch immer nach der eben eingetretenen Grazie, während sein Mund mühsam die Worte stammelte:

„Wer, um des Himmels Willen, ist jener Engel?"

Da neigte sich der schwarze Herr an sein Ohr und flüsterte: „Das ist die Fürstin Andrychow-Huttingsfeld!"

„Aurora?!" — fuhr Major von Storninghoff fast zu laut heraus.

„Aurora" — wiederholte der Schwarze — „Aurora, Fürstin Andrychow-Huttingsfeld!" durch ihre Schönheit, Liebenswürdigkeit und Güte der Liebling Wiens und des Hofes!"

Storninghoff wußte nicht, wie ihm geschah. Als er sich aber wieder fragend an seinen Nachbar wenden wollte, . . . war dieser verschwunden. Nur ein kleines Bouquet war auf dessen Platz liegen geblieben. Als es Storninghoff staunend aufnahm und betrach-

tete, fand er, daß es ... ganz das gleiche war, wie jenes, welches er zu Hause vorgefunden: „**Granatblüthe, — Oleander, — Gefüllte Geranie, — Myrthenblüthe, — umwunden von einer Epheu-Ranke.**“

Desdemona.

Major von Storninghoff hatte die Nacht in einer Art Delirium zugebracht. In seinem Zimmer stürmisch auf- und abgehend, ward es ihm erst gegen Morgen möglich, einen kurzen Schlaf zu finden.

Schon gestern Abend im Theater hatte er nicht das Mindeste von der Oper gehört noch gesehen; . . . nur sie, . . . sie, . . . sie sah er!

Gounod, der Mann des Tages, hatte gut dirigiren . . . was kümmerte das Storninghoff; der wußte, hörte und sah nichts von dem Meister, noch von dem Orchester, noch von den Sängern und Sängerinnen, ihren Trillern, Rouladen und Cadenzen. Die herrlichen Dekorationen hätten von dem elendesten Stümper gemalt sein können, es würde Storninghoff nicht aufgefallen sein; — und wären die Damen des Ballets noch einmal so hoch gesprungen, als dies zum Entzücken der Zuschauer geschah, selbst dies würde Storninghoff nicht bemerkt haben. Sie war es ja,

die kleine — schon damals in Frankfurt so reizende — Comtesse Aurora, das himmlische Kind mit den „Schelmenaugen", den glühenden, blitzenden, ... den schwarzen Locken und .... und ... sie saß ihm jetzt gegenüber ... als aufgeblühte Rose ... als Fürstin Andrychow-Huttingsfeld! ... Sie ... mit der er die kindliche Liaison gehabt! ... die er zu malen versucht .... die in seinen Armen gelegen und ihn mit hervorbrechender Liebesgluth geküßt ... wenn auch nur auf Momente!

Ihm schwindelte! ... Sie! ... wie es schien, der Liebling des Hofes! Die Königin all' der hier versammelten Schönheiten! Die Perle des Adels! Und sie, sie war seine Beschützerin, ... sie liebte ihn noch, ... sie hatte ihm das verhängnißvolle Bouquet gesandt, ... ihm augenscheinlich mit Vorbedacht diese Loge angewiesen! ... Und ... was was sagte das Bouquet? „Du bist mein Tagge-„danke und mein Traum. Meine Anhäng-„lichkeit und Treue trotzen jedem Sturm „des Schicksals. Ich schütze dich. Die Liebe „muß wagen; aber ihr Lohn ist süß. Ewig „halte ich fest, was ich einmal erkoren!"

Und doch? ... war sie nicht Gattin eines Anderen? war sie nicht Fürstin Andrychow-Huttingsfeld?

Wie sollte er dies verstehen? wie konnte da von ihrer Seite von Treue die Rede sein? Und wie? ... wie konnte sie ihm Muth machen und Hoffnung

geben? . . . sie, sie . . . die da drüben saß, mit so kindlich-reinen Zügen in dem noch so ganz kindlichen, jugendfrischen Gesichtchen?!

Nein! solche Züge konnten nicht lügen; . . . . „wäre dies möglich" — rief es in seinem Inneren, — „so wäre die ganze Schöpfung eine Lüge!"

Aber wie alle diese Räthsel entziffern?

Würde der schwarze Herr geblieben sein, so hätte der Major vielleicht das Eine oder das Andere noch erfahren können; . . . aber . . . er kam nicht zurück . . . die Loge blieb leer! Sein Erscheinen in der Loge war ohne allen Zweifel ebenfalls von ihr ausgegangen und dennoch sandte sie Major von Storninghoff während des ganzen Abends auch nicht einen einzigen Blick.

Storninghoff bemächtigte sich eine wahre Verwirrung in Kopf und Herz, die sich in der Nacht noch steigerte, so daß ihm — ohne daß er etwas genossen hätte — der Puls fieberhaft ging und das Herz wie in einer Schmiede hämmerte.

Als er endlich gegen Morgen einschlief — es war nahezu drei Uhr — bemächtigte sich seiner im Traum ein übermächtig-glückliches Gefühl. Rings um ihn sproßten Blumen aus der Erde, die in den Himmel hineinwuchsen, und ihn — der sich in ihren Kelchen wiegte — mit emportrugen in ein Meer von Licht und Klang und Glanz. Aus den Blumen aber schossen Amoretten auf und sangen fort und fort —

wohl zu hundertmalen —: „Du bist mein Tag-
„gedanke und mein Traum. Meine Anhäng-
„lichkeit und Treue trotzen jedem Sturme
„des Schicksals. Ich schütze dich. Die Liebe
„muß wagen; aber ihr Lohn ist süß. Ewig
„halte ich fest, was ich einmal erkoren!"

Das Ergebniß all seiner wirren Gedanken, bevor er eingeschlafen, war bei Storninghoff der Entschluß gewesen: „Ich muß sie sehen und sprechen!" Mit diesem Entschlusse wachte er denn auch wieder auf. Gleichwohl hielt es ihm fast schwer, das zu glauben, was er gestern erlebt. Hatte ihn auch das Schicksal schon so oft unverdienterweise mit seinem freundlichsten Lächeln überrascht, diesmal übertraf es sich selbst in seiner Ueberfülle von Huld; es ging Storninghoff hier wie dem Freund des Polykrates: er fing an, sich vor dem Uebermaß des Glückes zu fürchten.

Aber wie nun seinen Entschluß ausführen? Geradezu der jungen Fürstin seine Aufwartung zu machen, war doch zu gewagt. Sie hatte ihn gestern mit keinem Blicke dazu aufgefordert und ob ja Sträußchen und Theaterbillet von ihr kamen, war zwar allerdings mit Bestimmtheit anzunehmen; aber . . . volle klare Gewißheit war es eben doch nicht. Und dann . . . der Fürst, ihr Gemahl? und . . . die alte Gräfin Huttingsfeld! . . . Storninghoff dachte noch mit Entsetzen an sein dereinstiges Zusammentreffen mit ihr zurück.

Glücklicherweise rief ihn der Besuch Lieutenant Höltrings von diesen Gedanken ab, ja er gab ihnen eine andere Richtung, indem dieser den Freund daran erinnerte: daß er doch wohl vor allen Dingen heute daran denken müsse, Seiner Excellenz, dem Herrn Kriegsminister aufzuwarten, um demselben seinen Dank für das rasche Avancement auszusprechen und um die Gnade einer Audienz bei Seiner Majestät, dem Kaiser, zu gleichem Zwecke, nachzusuchen.

Die Sache hatte ihre Richtigkeit; kam sie dem Major im Momente auch ungelegen, so durften beide Gänge doch weder versäumt noch verschoben werden, und Storninghoff konnte vielleicht bei dieser Gelegenheit auch nähere Erkundigungen einziehen.

Also zum Kriegsminister!

Excellenz empfing den Major mit einer gewissen, bei militärischen Vorgesetzten sonst gerade nicht sehr heimischen, Verbindlichkeit. Der Kriegsminister strich sich dabei fortwährend mit seltsamem Lächeln den mächtigen Schnurrbart! „Der Hauptdank gebührt, unter uns gesagt, freilich der Frau Fürstin Andrychow-Huttingsfeld," — meinte er dabei, — „sie ist der Liebling Seiner Majestät. Sie müssen gut bei der reizenden Fürstin angeschrieben sein. Davon natürlich aber bei Hof nichts merken lassen."

Major von Storninghoff hätte hier gern noch weitere Fragen angebracht; allein Excellenz verabschiedete ihn mit einer leichten militärischen Neigung

des grauen Hauptes und so war die Sache abgethan.

„Also doch!“ — sagte er leise, indem er das Zimmer verließ; blieb aber wie angemauert stehen, als er im gleichen Momente fast gegen den schwarzen Herrn von gestern stieß, der, unbedeckten Hauptes, einen Pack Papiere in der Hand, vor ihm stehen blieb.

„Ah!“ — rief dieser — „Major von Storninghoff!“ und es zuckte etwas Seltsames durch seine eigenthümlichen Züge. — „Aufwartung bei Excellenz gemacht?“

„So ist es!“ — erwiederte Storninghoff, hielt aber hier verlegen ein und sagte — „wen hab' ich eigentlich die Ehre, vor mir zu sehen?“

„Sekretär Seiner Majestät im Kriegsministerium, Baron von Oulibicheff!“ — entgegnete der Schwarze mit leichter Verbeugung.

„Nun, Herr Baron,“ — sagte Storninghoff — „so empfangen Sie meinen Dank für Ihre Artigkeit von gestern Abend. Ich habe sehr bedauert, mich Ihrer angenehmen Gesellschaft so rasch beraubt zu sehen.“

Der Baron entschuldigte sich flüchtig.

„Kennen Sie den Inhaber der Loge, in welcher wir uns trafen?“ — frug Major von Storninghoff weiter.

„Gewiß!“ — entgegnete Jener — „Es ist der Fürst Andrychow!“

„Ich bin von der Artigkeit überrascht, mir ein Billet zu derselben zugesandt zu haben."

„Es dürfte dies wohl eher von der Frau Fürstin ausgegangen sein, welche Euer Gnaden, so viel mir bewußt, von Frankfurt aus kennt."

„Sie scheinen der schönen Frau nahe zu stehen, da Sie davon unterrichtet sind?"

„Ich schmeichle mir, ihr Vertrauen zu besitzen."

„Und darf ich so unbescheiden sein, zu fragen: woher das schöne Sträußchen stammt, das mir mit dem Theaterbillet überkam und dessen Zwillingsbruder . . ."

„Von einem Sträußchen ist mir nichts bekannt!" — entgegnete der Baron.

„Ah so!" — rief der Major.

„Ich hatte nur den Auftrag" — fuhr Oulibicheff, mit einem eigenthümlichen Blick, der Mephistopheles gut gestanden haben würde, fort — „Sie, wenn Sie es wünschen sollten, mit dem Hofe etwas bekannt zu machen."

„Wofür ich Ihnen sehr verbunden bin!" — sagte der Major, den Sekretär Seiner Majestät im Kriegsministerium etwas mißtrauisch anblickend. — „Glauben Sie denn wohl, Herr Baron, daß es der Frau Fürstin nicht unangenehm sein würde, wenn ich ihr meine Aufwartung machte?"

„Warum sollte es ihr unangenehm sein? Sie ist die Güte und Liebenswürdigkeit selbst und außerdem

sind Euer Gnaden ja, so viel ich weiß, ein Jugendfreund der herrlichen Frau."

„Dem Fürsten aber vollständig unbekannt."

„Darum handelt es sich nicht; der alte Fürst ist so gut als der Vater des schönen Kindes."

„In der That?"

„Frühling und Winter!" — rief Baron Oulibicheff lachend — „die böse Welt nennt ihn „Zéro mit der Fürstenkrone!""

„Und die Mutter der schönen Frau, die stolze Gräfin Huttingsfeld?"

„Ist mit dem seligen Bewußtsein, das Wappen der Huttingsfeld-Wallerstein von einer Fürstenkrone überragt zu sehen, schon vor zwei Jahren, gleich ihrem Gatten, zur Grube gefahren."

„Sie überraschen mich!" — rief Major von Storninghoff strahlenden Auges.

Abermals lief ein leises, fast diabolisches Lächeln über des Barons Züge; dann sagte er plötzlich in verändertem Tone:

„Herr Major, Sie könnten mir einen außerordentlichen Gefallen erweisen!"

„Wenn es in meinen Kräften steht, mit Vergnügen!" — erwiderte dieser.

„Gewiß! und ich würde durch Ihre gütige Erfüllung gewissermaßen meinem erhaltenen Auftrage getreu bleiben."

„Wie so?"

„Nun, Euer Gnaden würden sich dabei mit einem Male unter der haute volée Wiens und den Leuten de pure sang eingeführt sehen."

„Das wäre mir schon recht; aber wie?"

„Heute Abend giebt Excellenz, der Herr Kriegsminister, ein großes Fest . . . einen Ball-masqué . . ."

„In dieser Jahreszeit?"

„Nun!" — rief Herr von Oulibicheff spöttisch — „gerade weil es nicht die Jahreszeit für solche Vergnügen ist, sind sie doppelt pikant."

„Und erlaubt?"

„Sich die Erlaubniß dazu zu nehmen, gehört zu den Prärogativen des Reichthums und der exquisiten Stellung."

„Und was soll ich dabei?"

„Ich habe die Anordnung des Festes unter mir."

„Dann ist sie sicher in den besten Händen!"

„Vielleicht auch umgekehrt!" — meinte der Baron mit seltsamer Betonung. — „Aber zur Sache! Es werden dabei Bilder gestellt, — Züge veranstaltet, — Gruppen gebildet . . ."

„Nun?"

„Nun kommt in einem dieser Bilder, welches alle Hauptrepräsentanten Shakespearischer Tragödien umfaßt, auch Othello vor. Graf Kasky, einer unserer schönsten und hervorragendsten Cavaliere, hatte die Güte, die Rolle des Mohren von Venedig zu übernehmen. Alles ist geordnet, . . . da empfange ich

in diesem Augenblick von ihm die schriftliche Anzeige, daß er erkrankt sei und in Folge dessen heute Abend nicht erscheinen kann. Ich bin dadurch in die größte Verlegenheit versetzt!"

„Und Sie denken, Herr Baron . . ."

„Ich hoffe, daß Sie, Herr Major, die Güte haben werden, mich aus derselben zu reißen."

„Geht nicht, Bester! . . . geht nicht!"

„Warum nicht?"

„Bedenken Sie: ich bin bis jetzt noch Niemand in Wien vorgestellt, — in keiner Familie eingeführt!"

„Sie haben nicht nöthig, sich zu demaskiren, wenn Sie nicht wollen, und wünschen Sie dies zu thun, so hat auch dies keinen Anstand. Der Geladenen sind so viele . . . ."

„Und wird sich auch die Fürstin Andrychow-Huttingsfeld unter denselben befinden?"

„Wie könnte am Wiener Hof ein Fest gegeben werden, ohne die Königin der Schönheit?"

„So könnte ich mich ihr vielleicht nahen!"

„Warum nicht? nur nicht, wenn sich der Fürst an ihrer Seite befindet."

„Ist er so eifersüchtig?"

„Wie der Mohr, den Sie vorstellen sollen."

„Und giebt die Fürstin ihm Veranlassung dazu?"

„Von ihrer Seite gewiß nicht!"

„Nun denn?"

„Da aber der ganze Hofstaat sie anbetet . . .“

„Ich verstehe. Aber welche Maske wird die Fürstin tragen?“

„Sie erscheint als „Königin der Nacht“. Hüten Sie Ihr Herz vor ihrem Zauber und Ihre Augen vor den Diamanten ihres Kleides und ihres Schmuckes!“

„Und der Fürst?“

„Nun!“ — sagte der Baron mit sarkastischem Lächeln — „er wird als die personificirte Weisheit, als „Sarastro“, neben ihr hinwanken; er ist jetzt überhaupt, da er nicht mehr sündigen kann, ein wahrer Hoherpriester der Tugend.“

„Indeß“ — fiel hier Major von Storninghoff ein und strich sich die Falten von der Stirne — „es geht doch nicht!“

„Aber Euer Gnaden . . . .“

„Das Fest findet heute Abend statt?“

„So ist es!“

„Und ich besitze noch keine Maske. Um an solcher Stelle zu erscheinen und in der gewünschten Rolle . . .“

„Darüber dürfen sich Euer Gnaden keine Sorgen machen: Graf Kasky hat seinen Othello, sammt dem dazu gehörigen prachtvollen Schmuck, — um das Fest nicht zu stören, — zu meiner Disposition gestellt. Ich sende Ihnen denselben sofort.“

„Und wird er mir passen?“

„Wie angegossen . . . ich wette! Graf Kasky hat eine ebenso schöne chevalereske Gestalt, wie Euer Gnaden!“

„Bitte!“ — sagte der Major lächelnd — „So wollen wir es denn wagen. Auf Ihre Verantwortung, Herr Baron!“

„Auf meine Verantwortung!“ — entgegnete dieser und beide Herren besprachen jetzt noch das Weitere: Stellung, Zeit und Ort u. s. w.

Die prachtvollen Räume in dem Palais des Kriegsministers strahlten in einem wahren Meere von Licht. Die riesigen Gelasse waren geschickt eingetheilt und den verschiedenen Scenerien und Haupt-Momenten des Festes zugewiesen. Zunächst den Prachtsälen des Gesandtschafts-Hôtels — deren mächtige Kronleuchter von Krystall und Goldbronze Tageshelle verbreiteten — hatte man die nach beiden Seiten hinlaufenden Gemächer im Sinn und Geschmack verschiedener Völker eingerichtet, so daß man sich in den Appartements, welche nach dem rechten Flügel des Palais hinführten, nach China, — in jenen des linken Flügels in die Türkei versetzt glaubte. Alles war hier mit ungemeiner Treue und einem bewunderungswürdigen Geschmacke ausgeführt, da man zumeist ächt türkische

und chinesische Möbels und Kunstgegenstände verwendet hatte. Decke und Seitenwände verschwanden unter entsprechenden kostbaren Stoffen, großen Spiegeln, Wandleuchtern in den wunderbarsten Formen, farbigen Lampen und glänzenden Zierrathen, alles verbunden und luftig getragen von gold- und silberdurchzogenen Blumenketten, welche wieder durch Draperien und Bänderschleifen mit den übrigen Verzierungen in gedrängter Fülle zusammenflossen. Die feinsten Smyrna-Teppiche deckten hier überall den Boden. Einen überraschenden Gegensatz zu diesen Gemächern bildeten dann die weiteren Räume, die auf der einen Flanke in künstlich hervorgerufene Palmenwälder, auf der anderen Seite in kleine Urwaldungen von Laub- und Nadelholz ausliefen und deren Nischen hier mit Indianerzelten, dort mit Miniatur-Försterhäuschen, nach nordischer Sitte geschmückt waren. Die letzten Zimmer der an zwanzig Piecen zählenden Reihen endlich hatten die Hände geschickter Decorationsmaler in Felsenhöhlen verwandelt, die — aber nur für wenige Eingeweihten — durch verdeckte Ausgänge sich in prächtige, künstlich arrangirte Blumenlauben verloren. Das Ganze bildete ein wahres Wunderwerk sinnreicher und üppiger Pracht.

Hier nun bewegte sich eine kolossale Menschenmenge. Es war die Elite Wiens: Ihre Kaiserlichen Hoheiten, die Durchlauchtigsten Erzherzöge, die sämmtlichen Minister, das gesammte diplomatische Corps,

Fürsten und Fürstinnen, Grafen und Gräfinnen, mit einem Worte, die in Wien anwesenden Repräsentanten aller ersten Adelsgeschlechter der Residenz, die Mitglieder der Delegationen, die fleur militaire, die Finanzgrößen und die Vertreter der Industrie.

Und das zumeist alles in den prachtvollsten Costümen und Masken, tanzend und wirbelnd in dichter Menge — schimmernd in allen Farben — glänzend, strahlend und blitzend in Gold und Silber und Edelsteinen! Und nun die rauschende Musik verschiedener — in diversen Räumen vertheilter — Orchester!

Wer kennt sie denn nicht die Tanzwuth der lustigen Wiener!

Sehr schön sagen die „Wiener Photographien" hierüber: Ganz Wien ist im Winter oder zu der Zeit des Carnevals ein einziger riesiger Tanzsaal und alle Welt tanzt darin. Die hohen und höchsten Herrschaften tanzen in den Sälen der Hofburg oder in den prächtigen Gemächern der Paläste; die sogenannte haute-volée, die vornehme Gesellschaft überhaupt, in den k. k. Redoutensälen, in den Hôtels der Minister, in den Häusern der Finanzbarone und in sonstigen Privatwohnungen; die Mittelklasse in den großen Badhaussälen, in den Theatern, in den Blumensälen, beim Schwender und Sperl; die untern Klassen in den Hunderten von Gasthauslokalitäten in Lerchenfeld, in Rudolfsheim und in den übrigen Dörfern, die noch zur Bannmeile der Hauptstadt gehören. Eine wahre

Tanzwuth ergreift die Wiener. Als ginge der berühmte Rattenfänger von Hameln unsichtbar durch die Straßen, sein verlockendes, fußbewegendes und herzerhebendes Liedchen pfeifend, so erfaßt die Bewohner Wiens alsdann eine furchtbare Drehkrankheit, daß sie anfangen zu hüpfen und zu springen nach den Klängen der Musik unzähliger Militär- und Civilorchester, der Geigenheroen Strauß, Ziehrer und Morelly: Cotillon, Quadrille, Zepperlpolka, böhmische, polnische, französische Polka, Walzer, Ländler, Kör, Schottisch, Czardas, Galopp!

Anfangs geht es dann noch langsam. Erst wagt sich hier, dann dort, nur schüchtern, eine Ballankündigung oder die Einladung zu einem Tanzkränzchen hervor . . . bald jedoch vermehren sich die Annoncen in den Zeitungen, die Plakate an den Mauern. Fast überall liest man, daß einer der beiden Strauße die Musikkapelle persönlich dirigiren wird. Die Tanzepidemie erlangt nun schnell die fürchterlichste Ausdehnung — ihre Opfer sind zahllos. Die Inseratenspalten der Journale und Tagesblätter enthalten fast nichts mehr, als Ballankündigungen. Riesige Plakate, in allen Farben, mit Zeichnungen und phantastischen Arabesken locken im pomphaftesten Style, oft selbst in Versen, das Publikum nach den glanzvoll herrlichen Tanzlokalen.

Es ist in der That interessant, das Carnevalsprogramm zu lesen, welches die „Wiener Photographien" von einem einzigen Tage geben: außer zahllosen klei-

neren Bällen und Tanzkränzchen untergeordneter Art waren für diesen Tag angekündigt: „Sophienbadsaal“: Maskenball; — „Dianasaal“: Maskenball; — „Colosseum“: Monstremaskenball; — „Dreher“: Maskenball; — „Lyra“: Saisonabend; — „Grünes Thor“: Kränzchengesellschaft, Tanzabend; — „Thaliasaal“: Tanzabend; — „Zu den drei Engeln“: Wiedener-Elite-Kränzchen; — „Blumensäle“: Sängerbund-Tanzabend; — „Schäferin“: Ball der Neu-Gablitzer-Gesellschaft; — „Großer Zeisig“: Ball des Vereins „Epheu“; — „Dommeyer's Kasino“: Harmonieball; — „Sperl“ Maskenball u. s. w. — u. s. w.!

Ist das nicht imponierend? Und dabei die Costüme- und Elitebälle, — die Menge der „Empfangsabende in den Minister-Hôtels“, — die Hof- und Kammerbälle — Vienne s'amuse! Wien lebt! Wien unterhält sich! Den Wienern, vornehm oder gering, geht nichts über das Tanzen!

Auch heute Abend fand bei Sr. Excellenz, dem Herrn Kriegsminister, ein Maskenfest und Ball statt, zu dem sogar Se. Eminenz, der Herr Cardinal-Fürst-Erzbischof — weil in ungewöhnlicher Zeit — seine Dispense gegeben.

Jetzt wogte es bereits schon, wie erwähnt, in den Prachtsälen und Gemächern von den reichsten und geschmackvollsten Masken; um keine aber drängte sich eine größere Menge Bewunderer, als um eine Königin

der Nacht, deren Gewand von schwarzem Sammt mit den herrlichsten Brillanten geradezu „übersät“ war, während ein kronartiges Diadem von denselben kostbaren Steinen das schwarze Lockenhaupt deckte. Und eine Königin der Schönheit war sie dabei; deshalb wohl hatte sie auch die Maske verschmäht. Was sollte aber auch die Maske bei einer Erscheinung, wie es die Fürstin Aurora Andrychow-Huttingsfeld war? Gab es ja doch kein zweites so bezauberndes Wesen in Wien! Waren denn nicht alle ihre Bewegungen von einer kaum zu begreifenden Grazie? Befand sich unter all' den hier versammelten herrlichen und hohen Frauen denn auch nur eine, deren Stimme einen so wahrhaft süßen, alle Herzen wie mit Zauber umstrickenden Klang hatte? Und dabei das leichtblütige, lebenslustige Wesen, so liebenswürdig und schelmisch koquett. Man sah es der schönen Fürstin — die fast ja noch Kind war — an, daß sie das Vergnügen leidenschaftlich liebe und sich gern den Hof machen lasse. Witzig und immer aufgelegt zu scherzen, lachte dabei frische Heiterkeit aus ihren Augen, während Alles an ihr so schön naturwüchsig und doch zugleich voll Feinheit und Anmuth war. Und wie wußte sie die Männer zu reizen, zu fesseln, zu begeistern! Es gehörte wirklich eine so ungemeine, offen zu Tag liegende Gutmüthigkeit dazu, wie sie die Fürstin besaß, um sich dabei nicht die aufrichtige Theilnahme und Liebe der hohen Damenwelt, die sie umgab, zu verscherzen; auch hier galt sie als

Liebling, wie sie es denn auch an höchster Stelle war. Man sprach davon, daß sie der Kaiser nur „sein goldiges Püppchen“, seinen „kleinen Schelm“ nenne.

So war sie denn auch heute Nacht die wirkliche „Königin dieser Nacht“ und stets von Fürsten, Grafen und hohen Herren so umringt, daß Othello-Storninghoff, der sich unter den Masken befand, der Muth, sich ihr zu nähern, völlig sank, ... während er sich im Inneren dem Charakter seiner Maske von Minute zu Minute immer mehr näherte, das heißt: so eifersüchtig wie der wirkliche Mohr von Venedig wurde.

Storninghoff fühlte sich überhaupt ein ganz anderer Mensch wie ehedem. Die ihm sonst immer so eigene liebenswürdige Keckheit war dahin. Vergeblich suchte er in Herz und Geist sein altes leichtsinniges Wesen, das ihn doch bis dahin in allen Lagen des Lebens stets oben erhalten hatte. Selbst die Zuversicht, dieses Findelkind seiner Eitelkeit, stand ihm in diesen Momenten nicht mehr zur Seite. Irre an sich und Allem, was ihm seit gestern begegnet, war er versucht, die Geschichte mit dem Theater und den Bouquets für einen Traum zu halten; nur daß er sich hier im Hôtel des Kriegsministers und mitten bei dem prachtvollen Feste, welches derselbe gab, befand, führte ihn zur thatsächlichen Wahrheit zurück.

Da erinnerten ihn laute, von allen Seiten her

erschallende Fanfaren, an seine Verabredung mit Herrn von Oulibicheff. Es war die Aufforderung für Diejenigen, die bei der Stellung der lebenden Bilder betheiligt waren, sich an dem dazu bestimmten Orte einzufinden.

Major Storninghoff folgte, fast wie im Traum, dem Ruf.

Die Bühne befand sich in einem improvisirten Saale, der sich an die Hauptsäle anschloß und nur für diesen Abend von Zimmerleuten — nach dem Hofe hin — aufgerichtet und von Künstlern aller Art auf das Sinnigste und Geschmackvollste ausgeschmückt worden war. Als er eintrat fand er schon die Darsteller und Darstellerinnen der verschiedenen Gruppen beschäftigt, die bereits schon früher einstudirten Stellungen einzunehmen.

Das erste Bild sollte lediglich alle Hauptrepräsentanten der Shakespearischen Tragödien und Lustspiele darstellen: „Sommernachtstraum", — „Die lustigen Weiber von Windsor", — „König Lear", — „Kaufmann von Venedig", — „Richard III.", — „Othello", — „Macbeth", — „Hamlet", — „Romeo und Julie", u. s. w. Ueber diesen — mit vielem Geschmack von verschiedenen tüchtigen Malern geordneten — Gruppen, öffnete sich ein Hintergrund von Wolken und zeigte in seiner Mitte die Gestalt Shakespeare's. Liebliche Genien umschwebten den großen und genialen Dichter-Heros und reichten ihm Palmen und Lorbeerkränze.

Das Ganze war von großer, hinreißend schöner Wirkung.

Als Othello-Storninghoff eingetreten, empfing ihn sogleich der Baron und führte ihn seiner Desdemona, einem blutjungen, sehr hübschen Mädchen entgegen, welches er dem neuen Freunde als Fräulein von Orff vorstellte. Da die Gruppe aus „Othello" nur aus diesem und der, sich mit inniger Liebe an ihn anschmiegenden Desdemona bestand, so bedurfte es keiner besonderen Anordnung; zumal Fräulein von Orff auf den Proben dies hingebende Anschließen mit dem jungen blühenden Grafen Kasky schon recht tüchtig einstudirt zu haben schien. Storninghoff durchzuckte es ganz eigenthümlich, als ihr schöner Busen an seinem Herzen zehn Minuten lang auf- und abwogte, Augen in Augen blickten und die schlanke, liebliche Gestalt, so warm hingegossen, an ihm und in seiner Umarmung ruhte.

Diese Nacht schien geschaffen, um ihn mit allen möglichen Zauberbanden umstricken zu sollen und es war nur gut, daß die schwarze venezianische Maske des Mohren die aufschießende Röthe des guten Deutschen verbarg. Beiden sagte ihr gegenseitiges Zittern genug. Als der Vorhang unter lautem Applaus herabrollte und die Umarmung aufhob, entrang sich Beiden ein tiefer Athemzug. Storninghoff-Othello wollte einige Worte an seine Desdemona richten; aber . . . schon stand sein böses Schicksal in der Gestalt einer hohen, stolzen Dame, der Gattin des Oberhofstallmeister von

Orff, vor ihm und entführte dem Mohren ihr Töchterchen. Othello blickte Beiden verwirrt nach. Mutter und Tochter schienen eifrig zu sprechen; Frau Oberhofstallmeister von Orff belobte wohl die so täuschendwahr dargestellte Liebesscene der schönen Tochter Brabantio's und des Mohren.

Von den weiteren „lebenden Bildern" und den darauf folgenden „Maskenzügen" sah Storninghoff so gut als nichts. Nur hie und da blitzte aus der Menge die „Königin der Nacht" wieder auf. Seine Gedanken kehrten zu ihr zurück. Im Inneren aber zürnte er dabei auf sich selbst und seine Schwäche. Wenn er sich der Fürstin nur hätte nähern können; allein daran war nicht zu denken, da sie beständig ein dichter Kreis umgab!

Jetzt begann der Tanz! Die Musik rauschte in den verschiedenen Prachtsälen mit verführerischer Macht auf. Alles wurde von ihrem Zauber ergriffen und bald wirbelte und drehte sich die gesammte, hier anwesende tanzlustige Welt um Storninghoff. . . Ihm schwindelte. Sonst selbst ein leidenschaftlicher Tänzer, kam es ihm heute vor, als sei plötzlich die ganze Gesellschaft toll geworden.

Auch sie, die „Königin der Nacht und seines Herzens", schwebte jetzt an dem Arm eines in Brillanten und Edelsteinen aller Art funkelnden Indiers an ihm vorüber. Er erkundigte sich, wer wohl der „Indier" sei; die Antwort war: „Prinz Alexis!"

„Prinz, Fürst und Graf und wieder Graf, Fürst und Prinz!“ murmelte er ärgerlich vor sich hin — ganz vergessend, daß sie selbst eine Fürstin Andrychow sei. — „Ich bin ein Narr, daß ich mich in diese Dinge eingelassen habe!“ und er wandte sich um, entschlossen das Palais des Kriegsministers zu verlassen.

Da rauschte etwas an ihm vorüber, — — es war ein Derwisch. Im gleichen Momente flüsterte ihm eine, nach Maskenart piepsende, Stimme zu: „Die Liebe muß wagen; aber ihr Lohn ist süß!“

Storninghoff stand wie versteinert. Der Derwisch hatte sich unter der Menge verloren.

„Also bist du doch nicht unbeachtet!“ — durchzuckte es sein Gehirn und der Muth kehrte ihm zurück.

Aber was half ihm sein Muth: ein Tanz nach dem anderen rauschte vorüber und, obgleich er sich bis nahe zu der Fürstin durchgedrängt, es gelang ihm nicht, von ihr bemerkt zu werden oder sie ansprechen zu können.

Da gaben neue Fanfarenstöße kund, daß die erste Pause eingetreten und in den anstoßenden Sälen und Zimmern die Tafeln servirt seien. Eine alte, abgelebte Gestalt, in der Maske des Sarastro, trat zu der Königin des Festes heran und bot ihr den Arm, sie zur Tafel zu führen. Es war der Fürst Andrychow . . . ihr Gemahl. Im gleichen Augenblicke demaskirte sich ein großer Theil der Gäste. Andere behielten ihre Halbmasken vor und trieben ihre Scherze

weiter, nur hie und da von den mit kalten Speisen bis zum Biegen beladenen Tischen diese oder jene Delicatesse naschend, sich mit Gefrorenem erfrischend oder die durstige Kehle mit ein Paar Gläsern feinen Champagners erlabend.

Storninghoff folgte diesem Beispiel; aber es war ihm heute weder um Essen noch Trinken zu thun; aufgeregt und unruhig trieb er sich hin und her, das Ende der Pause mit Ungeduld erwartend.

Endlich trat es ein. Lustige Walzer schallten durch die Räume und das Tanzen begann auf's neue. Wohin aber war die Königin der Nacht gekommen? Storninghoff suchte sie überall. Er durchirrte China und die Türkei, die Palmenwälder und die nordischen Haine von Tannen und Laubholz . . . . sie war nicht zu finden!

In stiller Verzweiflung wollte er eben zurückkehren, als der Derwisch von vorhin an ihm vorüberstreifte und ihm zuflüsterte: „Othello, vergiß deine Desdemona nicht!"

Storninghoff wollte die eigenthümliche Gestalt festhalten, aber sie war ihm mit der Glätte eines Aales entschlüpft . . . dagegen sah er in seiner nächsten Nähe Desdemona geflügelten Schrittes vorübereilen.

„Desdemona!" — rief Storninghoff unwillkürlich aus.

„Othello, auf ein Wort!" — entgegnete hastig die Maske, und nahm des Mohren Arm; beide traten

rasch in die künstliche Felsenhöhle, welche die Zimmerreihe nach dieser Seite hin schloß. Der Entfernung von den Ballsälen wegen, befand sich in diesem Augenblicke Niemand hier, als der räthselhafte Derwisch. Aber wie? waren die Augen, die durch die Maske blickten, nicht jene des Baron Oulibicheff? Es blitzte etwas wie Mephistopheles aus ihnen. Storninghoff wollte fragen; aber der Derwisch ließ ihm keine Zeit; in der nächsten Sekunde hatte er, durch den Druck eines Fingers, eine kleine Thüre, die hinter einem der künstlichen Decorationsfelsen verborgen, geöffnet, Desdemona schlüpfte hinein und zog Othello mit sich. Die Thüre schloß sich wieder und beide befanden sich in einer kleinen reizenden Blumenlaube.

Es war dies alles so rasch geschehen, daß Storninghoff gar nicht zum klaren Bewußtsein seiner Lage gekommen war. Jetzt schoß ihm das Blut nach Herz und Kopf, während der Duft, der hier in den zierlichsten Gruppen angehäuften Blumen, ihn ordentlich berauschte. Was sollte aus dem allen werden? Wußte Fräulein von Orff, was sie that? Er hatte überdies die Königin seines Herzens gesucht und nun? .... aber nein! ... „Du bist mein Taggedanke „und mein Traum!“ — schoß es durch seine Seele „— Meine Anhänglichkeit und Treue trotzen „jedem Sturme des Schicksals. Ich schütze „dich. Ewig halt' ich fest, was ich einmal „erkoren!“ Die Worte kamen von ihr, seiner kleinen

Gräfin Aurora, das war ja bereits in ihm zur festen Ueberzeugung gereift!

Sie war zu seiner Beschützerin geworden, — sie liebte ihn noch! und die alte Liebe zu dem reizenden Mädchen hatte ihn ja bei dem Anblick der so prächtig aufgeblühten Rose wieder mit der vollen Gewalt der Leidenschaft ergriffen.

Und mit dieser Liebe richtete sich in ihm ein besseres Selbst, stolz wie ein Riese, auf und hob ihn mit einem Male über alles Schwanken.

„Fräulein von Orff," — sagte er jetzt höflich, aber mit möglichster Kälte, — „darf ich vielleicht erfahren, was Sie mir zu sagen haben?"

Da griff Desdemona mit stürmischer Bewegung nach ihrer Maske und riß sie herab; . . . in demselben Momente aber ertönte ein aus zwei Seelen aufjubelndes „Aurora!" . . . „Otto!" und Storninghoff und die Fürstin Andrychow-Huttingsfeld hielten sich in seliger Umarmung fest umschlossen.

Ende des zweiten Theiles.

Inhalt des zweiten Theiles.

	Seite
Sabbath-Eingang	1
Kaufmann und Mime	18
„Löwenschrei“	39
„Gut Heil!“	61
Stilles Glück	74
„Auf nach Valencia“	94
In Constantinopel	117
„Dunkle Stunden“	131
Der Geburtstag	163
Wolken	184
Mr. Halam Steinau	204
„Feenhände“	245
„Sie!“	268
Desdemona	287

Druck von Otto Wigand in Leipzig.